I. o. germ. 1920 t/(2 Hahn-Hahn

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl.	— kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl.	45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl.	2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

	9 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl.	— kr.
Für einen Monat	1 fl.	— kr.
Für 1 Band per Tag	— fl.	3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

23829.

Maria Regina.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Villa Diodati.

Es war ein herrlicher October. Dieser Monat ist der schönste am Genfersee, ist so sommermäßig, daß die Abende sogar noch warm sind, und verbindet damit die Vorzüge des Herbstes: gleichmäßige Witterung, klare Luft und einen unvergleichlichen Schmelz der Farben auf dem Gebirg und dem See. Die Villa Diodati, berühmt durch den Aufenthalt, den einst Lord Byron dort machte, liegt auf dem Ufer von Savoyen, eine Stunde von Genf, in einem terrassirten Garten, unmittelbar am See, der seinen strahlenden Spiegel wie eine lichtblaue, mit Goldfunken durchblitzte Emaille vor ihr ausbreitet. Auf dem entgegengesetzten Ufer steigen die Rebgelände des Waadtlandes auf, unterbrochen von Schluchten und Hügeln mit reicher Bebaumung und übersäet mit Städten, Dörfern, einzelnen Schlössern und Campagnen. Im Osten schließt das Hochgebirge des Walliserlandes den See ab, schickt ihm aber aus den gewaltigen Gletschern am Fuße der Grim-

sel und Furka die reißende Rhone zu, die im Westen, bei Genf, aus dem Becken des See's im ungeduldigen Jugendmuth herausbricht und sich ihre eigenen Wege sucht, hinab zur Küste des mittelländischen Meeres. Die Krone des See's und der ganzen Landschaft ist der gewaltige Montblanc; er liegt da wie ein weißer Marmorblock in einem Blumengarten.

Es war gegen Abend; die Sonne sank und zog einen rosenfarbenen Schleier über alle Berge, während der ewige Schnee des Montblanc im feurigsten Rosenlicht aufflammte. Mitten auf dem See, da, wo man die volle Ansicht des Montblanc hat, schwamm eine Barke, leise gewiegt von den rieselnden Wellen, denn die Schiffer hatten die Ruder eingezogen. In der Barke saßen einige Männer und eine Frau. Sie hatte sich in einen weißen Burnus eingewickelt, der ihre hohe schlanke Gestalt hervorhob, nicht verhüllte, und dessen Kapuze über den Kopf gezogen. Sie blickte mit ihrem ernsten schwarzen Auge unverwandt auf den Montblanc und kümmerte sich nicht im mindesten um die Herren und ihre Gespräche. Zwei dieser Herren waren übrigens ebenso schweigsam wie die Dame, obschon sie nicht, gleich ihr, in den Anblick des zauberhaften Naturgemäldes versunken waren. Endlich sagte der Eine zu ihr:

„Signora Giuditta!“ — aber er mußte es wiederholen, bevor sie die Kapuze ein wenig zurückschob und, ohne nach ihm umzublicken, sagte:

„Was wünschen Sie, Graf Orestes?"

„Sie zu hören, da Sie uns das Glück nicht gönnen, Ihr Antlitz zu schauen."

Als ob diese Aufforderung ihrer Stimmung einen Ausdruck gegeben hätte, begann Judith sogleich jenes Lied vom Wanderer zu singen, das durch Schuberts Composition so berühmt geworden ist: „Ich komme vom Gebirge her — Es ruht das Thal, es rauscht das Meer." Sie sang alle Strophen durch. Kein Athemzug war in der Barke zu hören; auch die Schiffer lauschten. Als sie zu Ende war, blieb Alles still.

„Hat Ihnen das Lied nicht gefallen, Graf Orestes, oder klingt meine Stimme tonlos über der Tiefe?" fragte Judith.

„Das Lied ist so fürchterlich melancholisch, daß man davon angesteckt wird," entgegnete er.

„Ein deutsches Lied!" antwortete sie mit leichtem Achselzucken.

„Ganz recht, Signora!" rief der zweite der schweigsamen Männer; „ein deutsches Lied — das muß melancholisch sein! Deutschland hat nicht genug Stimmen, um zu weinen und zu klagen über seinen tiefen Verfall."

„Warum ziehen Sie es nicht empor — Sie und Ihre Gleichgesinnten?" fragte Judith kalt. „Sie klagen über die mark- und thatenlose Zeit; aber was haben Sie denn aufzuweisen an Kraft im Willen und im Handeln?"

„Barricaden, Signora!“ erwiederte nicht der Gefragte, sondern statt seiner Orest mit scharfem Hohne. „Es gehört sehr viel Kraft an Leib und Geist dazu, um den Pferden eines Omnibus in den Zügel zu fallen — die bekanntlich so wild sind, als ob sie eben auf den Steppen der Ukraine eingefangen wären — um den Omnibuskutscher von seinem Sitz herabzureißen, der bekanntlich erhabener als ein Thron ist, um den Omnibus quer über die Straße zu werfen, mit der Intention, also sämmtliche Throne Europa's in den Gassenkoth zu schleudern, und um dann einen Fetzen, welcher Fahne der Freiheit titulirt wird, nicht eigentlich auf den zerschmetterten Thronen, wohl aber auf dem zerschmetterten Omnibus, dem Bollwerk der modernen Freiheit, aufzupflanzen.“

„Die Freiheit ist das Gut des Volkes!“ rief der Verhöhnte schneidend zurück. „Schlimm genug, wenn Ihr sie im Gassenkoth unberücksichtigt laßt, anstatt sie aufzunehmen in Euren goldenen Sälen.

„Müssen Sie denn immer wieder Streit anfangen mit Fiorino, Graf Orestes?“ rief Judith.

„Aber, Signora, er ist ein ehrlicher Deutscher und heißt Florentin!“ rief Orest. „Tausendmal schon sagt' ich es Ihnen! Florentin Hauptmann heißt er.“

„Ach, ich weiß es ja sehr gut,“ erwiederte sie gleichgültig. „Er ist ja seit drei Jahren mein treuer Secretär und Geschäftsführer; allein der Name Fiorino

gefällt mir besser und ist leichter auszusprechen. Setzen Sie nur Ihre Jeremiaden über Deutschland fort, Fiorino! ich finde sie ganz richtig. Ein englischer Schriftsteller hat die Deutschen „ein Volk von Denkern" genannt. Ob er ihnen ein Compliment damit machen wollte, weiß ich nicht. Mir aber fällt bei diesem ewigen deutschen Grübeln, Philosophiren und abstracten Speculiren der Prinz Hamlet ein mit seinem berühmten Monolog. Aller Thatkraft der Deutschen wird „des Gedankens Blässe angekränkelt" — um mit besagtem Hamlet zu sprechen — und dadurch die Energie des Willens und die Originalität des Charakters gebrochen, welche beide die Basis der Thatkraft sind."

„Welche Studien machen Sie über die Deutschen in Folge von Florentins Jeremiaden!" rief Orest.

„O nein!" entgegnete Judith lächelnd, „die haben mit meinen Beobachtungen wenig gemein! Sie wissen ja, Graf Orestes, daß ich von jeher Studien der Menschen und Charaktere machte. Je älter ich werde, desto lieber und umfassender mache ich sie. Ueberdies gehören sie zur Bühnenkunst."

„Mir scheint aber," sagte Orestes, „daß Ihnen durch diese Studien von Jahr zu Jahr mehr „des Gedankens Blässe angekränkelt wird."

„Darin können Sie Recht haben!" sagte sie abbrechend — und dann zu Florentin: „Wie heißt sie weiter, Ihre Lamentation um Deutschland?"

„Einst war es groß, kräftig, mächtig!“ rief Florentin. „Einst stand es an der Spitze der Weltbewegung, der Civilisation, des Fortschrittes. Einst lag es in seiner Hand, die Gesetze einer neuen Bildung unserem Welttheile vorzuschreiben. Es war bei seinen Gaben und Kräften das erste Volk der Erde. Aber von dem Augenblick an, wo es sich nur theilweise, nicht gemeinsam in die Bahn eines bis dahin unerhörten Fortschrittes schwang, da ging es in Splitter und seitdem verkommt es.“

„Das verstehe ich nicht,“ sagte Judith. „Wenn ein Theil von Deutschland einen großartigen Fortschritt machte, so hätte er ja den anderen Theil mit fortreißen müssen, oder wenigstens, wenn das über seine Kräfte ging, allein zu einem glänzenden Resultate gelangen müssen.“

„Und gerade derjenige Theil von Deutschland,“ rief Orest, „der nach Florentin's Ausdruck einen großartigen Fortschritt machte — oder, wie ich mich ausdrücke, Deutschlands religiöse und politische Einheit zerriß, durch welche es fast ein Jahrtausend an der Spitze der Civilisation gewesen war: gerade der Theil verband sich mit allen Völkern, welche gegen das alte großartige, macht- und kraftvolle Deutschland feindlich gesinnt waren — und mit allen Tendenzen, welche das Streben und Verlangen nach Einheit hintertreiben. Gerade der Theil hat mit seinem freien Forschen und freien

Denken, mit seinen philosophischen und metaphysischen Systemen und mit den tausend Scharteken, welche zum Apparat hoher Bildung und Wissenschaft gehören, dermaßen die Thatkraft des deutschen Volkes gelähmt und dermaßen seinem gesunden Sinne „des Gedankens Blässe angekränkelt," daß es wirklich theilweise in den gebildeten und halbgebildeten Schichten marklos geworden ist. Ob übrigens ein markloses Geschlecht „ein Volk von Denkern" und im Stande sein könne, einen klaren Gedankenprozeß durchzumachen, bezweifle ich. Mir scheint, die Verwirrung der Begriffe stehe in üppigster Blüte, besonders auf dem Gebiete der social-politischen Theorien. Aber die Söhne Albions möchten nicht bloß Deutschland, sondern Europa — ja den ganzen Erdball in das Gebiet des Gedankens hinein schmeicheln, damit sich möglichst wenig Hände außerhalb England an die allerdings furchtbar gedankenlose Praxis der Baumwoll-Spinnerei und Weberei begeben."

„Ich staune, Graf Orestes!" rief Judith. „Sie stehen ja ganz auf der Höhe des Jahrhunderts und halten Reden wie ein Kammermitglied, so daß alle Hoffnung vorhanden ist, auch Ihnen könne noch „des Gedankens Blässe angekränkelt" werden! Aber jetzt beruhigen Sie Sich durch einen Blick auf den Montblanc."

Die Sonne war nicht nur schon unter den Horizont hinabgesunken, sondern der westliche Himmel hatte be-

reits die glühenden Färbungen verloren, die aus lichtem Goldglanz in feuriges Rosenroth, dann in zarten Purpur und Violet allmälig verschwimmen, bis sie endlich zu einem bläulichen Duft verbleichen, der den ganzen Himmel umflort und der nur im Westen mit einem leichten, grünlich gelben Anhauch gemischt ist. Das Gebirg, das allen Schattirungen des Sonnenunterganges und des Abendhimmels folgt und, wie ein Geschmeide von Topasen, Rubinen und Amethysten für den König der Erdgeister, prächtig und anmuthig in glänzenden Farben aufstrahlt, wird ebenfalls in die bläuliche Umflorung gehüllt, welche vom Himmel zur Erde herabsinkt, nimmt jedoch durch seine Masse und Schwere ein stumpfes, hartes Grau an, das selbst die schwerste Wolke nicht hat, und sieht ganz todt und leichenfahl aus. In solchem Moment tritt zuweilen — und am häufigsten im Herbst — das wunderliebliche Alpglühen ein. An die todesstarren Spitzen des Hochgebirges mit ewigem Schnee fliegt plötzlich ein rosiges Licht und eine zauberhafte Illumination flammt auf zwischen Himmel und Erde. Die höchsten Spitzen der Schneeberge bilden über der grauen Tiefe und unter dem Grau in der Höhe eine Kette von rosigen Flammen oder von glühenden Rosen, die im Aether zu schweben und ohne Zusammenhang mit der Erde zu sein scheinen.

Dies wunderschöne Naturschauspiel fand so eben am Montblanc statt: seine drei eisgrauen Häupter strahl-

ten im Rosenfeuer des Alpglühens. Das dauerte ein Paar Minuten; dann sank das Feuer, verglomm mehr und mehr, die Schatten krochen aufwärts, nur eine Kohle glimmte noch auf der äußersten Spitze — nur ein Funke noch — nun erlosch auch der und das Gebirg trat in seine todte Starrheit zurück und die Schatten der Nacht machten es doppelt finster und kalt. Judith wickelte sich fröstelnd in ihren Burnus, wendete sich plötzlich zu den Männern hin und sagte:

„Meine Herren, warum ist die häßliche Erde zuweilen so wunderschön?“

Einer der Herren, ein russischer Fürst, entgegnete verbindlich:

„Die Räthsel der Sphynx löst nicht jeder Sterbliche.“

Zwei Engländer, Vater und Sohn, wüthende Touristen und geschworene Bewunderer aller Merkwürdigkeiten und aller Berühmtheiten, sagten aus einem Munde:

„Oh! Ah! No! very well!“

Ein junger Franzose rief lebhaft:

„Weil Sie, Signora, über die Erde wandeln.“

Florentin sagte: „Weil in den Stoffen der Natur auch diejenigen Kräfte liegen, welche im harmonischen Zusammenwirken die Schönheit bilden.“

„Was sagt Graf Orestes?“ fragte Judith ihn; denn er schwieg.

„Er sagt nichts!“ rief Orest ungeduldig. „Ich

bitte, verschonen Sie mich mit solchem hohlen Gerede! Sie selbst sind ein solches Räthsel, daß Sie mir wahrhaftig keine neue aufzugeben brauchen."

„Nun aber müssen Sie uns auch die Lösung geben," sagte der Fürst.

„Es war kein Räthsel, es war nur eine Frage," erwiederte Judith; „und ich fragte ganz ehrlich, weil ich durchaus nicht begreifen kann, weshalb diese Erde, die ja weiter nichts als ein immenser Klumpen von Moder ist, in welchen alles Leben sich auflöst, weshalb und woher diese garstige Masse zuweilen eine Schönheit erhält, welche das Herz rührt und die Seele erschüttert."

„Die ganze Schöpfung ist von Gott — die Natur, wie das Menschenherz," sagte der junge Franzose; „und um dieses auch durch die Sinnenwelt an Gott zu erinnern, nehmen die Werke der Allmacht zuweilen den Schmuck der Schönheit an.

„Ah, Sie sind gläubig!" sagte Judith. „Es überrascht mich immer von Neuem, daß es für den Glauben eigentlich gar keine Räthsel gibt."

„Man muß sehr genügsam sein," rief Florentin, „um sich mit den Auflösungen zufrieden zu geben, die der Glaube gewährt."

„Ich sage nicht, daß er die Räthsel löse; das ist Sache der Intelligenz, die sich bei diesem Bemühen tausendmal für incompetent erklären muß, wenn sie aufrichtig ist — und das ist sie selten. Ich sage aber: es

gibt kaum Räthsel für den Glauben. Er legt das, was für unsereins unverständlich und unbegreiflich ist, gleichsam in einen Lichtstrahl, der von der Hand Gottes ausgeht und im Wiederscheine dieses Lichtes sieht er klar."

„Dann stände ja der Glaube höher als die Intelligenz", sagte der Fürst, „und das kann doch nicht sein, denn er muß durch sie geprüft und gesichtet werden."

„Vielleicht um ihn in seinen Aeußerungen und Thätigkeiten zu regeln," sagte Judith. „Mir scheint aber, als stehe wirklich die Fähigkeit des Menschengeistes am höchsten, die das Räthsel der Welt auf eine übernatürliche Einheit zurückführt."

„Ah! Oh! No!" hub der jüngste Engländer an; „die Fähigkeit ist die höchste, welche Signora besitzen: der Zaubergesang."

„Sie denken wohl, der Villa Diodati gegenüber, an Lord Byrons Zauberlied: „When the moon is on the wave," sagte Judith und recitirte zum höchsten Entzücken der Engländer, worin der Russe und der Franzose pflichtschuldigst einstimmten, das Gedicht. Es war inzwischen ganz finster geworden und aus den tausend Wohnungen rings an den Ufern flammten Lichter auf, diese stummen Zeugen und Zungen von Menschentreiben, Menschenunruhe, Menschenleid, Menschenglück.

Judith ließ die Barke der Villa Diodati zuwenden. Sie hatte sich dort für einige Wochen niedergelassen,

um sich von der furchtbaren Anstrengung zu erholen, in den großen Opernhäusern Europa's als Primadonna das Publikum zu entzücken. Obschon sie auch in diesem idyllischen Aufenthalt nie allein war und Tag für Tag Besuche empfing, so führte sie doch vergleichsweise ein sehr ruhiges Leben, da sie von keiner Verpflichtung abhängig und Herrin ihrer Zeit und ihrer Beschäftigungen war. Letztere bestanden darin, daß sie stundenlang auf dem See fuhr, viel las, etwas sang und etwas auch mit ihren Hausgenossen — und mit den Fremden, den Bekannten und den Verehrern, die sie umlagerten, sich unterhielt. Ihre Hausgenossenschaft bestand aus ihrer Mutter, aus einem italienischen Musiker Namens Lelio, den sie bei ihren musikalischen Studien zum Accompagniren, zum Transponiren, dann zur Durchsicht von musikalischen Manuscripten, die man ihr widmen wollte, und von Opernpartituren, die sie auf die Bühne bringen und berühmt machen sollte — ganz nothwendig brauchte; und aus Florentin, der ihre pecuniären Geschäfte und ihre officielle Correspondenz führte — zwei Dinge, die ihr ein Gräuel waren. Lelio und Florentin hatten sich zuerst bei der Revolution in Rom als feurige Gesinnungsgenossen kennen gelernt. Als aber die Beschäftigung in diesem Fache durch die momentane Rückkehr zur bürgerlichen Ordnung unterbrochen wurde, widmete sich Lelio wieder der Musik, bekam eine Stelle im Orchester der Scala zu Mailand und lernte dort Judith

kennen, die auf seine Brauchbarkeit schnell aufmerksam wurde, als sie zum ersten Mal nach Mailand kam, und ihn leicht bewog, eine Stellung in ihrer Umgebung einzunehmen. Sie fühlte damals, daß sie Jemand nöthig habe, der firm in der italienischen Musik und Schule sei und den italienischen Geschmack gründlich kenne. Sie wußte, daß kein Beifall in Amerika und in England genüge, um ihr den gültigen Stempel einer großen Sängerin aufzuprägen, und daß die Sängerinnen erster Ordnung sich in Italien entweder ihre Bildung holen oder ihre Probe durchmachen müssen. Sie war fest entschlossen, eine Sängerin erster Ordnung zu werden, und versäumte nichts, was ihr dazu behülflich sein konnte.

Florentin war durch seinen verkehrten Freiheitstrieb eine Art von Vagabunde geworden. Er schweifte umher, er ging nach Amerika, er ging nach Europa zurück und nach England; er fand nirgends eine Stätte, nirgends einen Wirkungskreis, nirgends Ruhe. Seine innere Haltungslosigkeit machte ihn unfähig zu jeder beharrlichen und anstrengenden Thätigkeit. Die höchste Blüte menschlichen Hochmuthes, der Subjectivismus, verschlang all' seine guten Kräfte oder vertrocknete dasjenige Erdreich seines Wesens, auf welchem sie sich gedeihlich hätten entfalten können. Für einen Menschen, der nichts kennt, nichts begreift, nichts will, als eine schrankenlose Entwickelung und Durchlebung seines Ichs, ohne andere Richtschnur als die, welche

aus dem falschen System einer absoluten Freiheit entspringt, für einen solchen gibt es keinen Platz auf der Welt, so groß sie auch ist. Es flossen ihm freilich überall einige Unterstützungen aus den Mitteln seiner Partei zu, die in Verbindung mit allen geheimen Gesellschaften und eigentlich nichts Anderes ist, als deren in der Oeffentlichkeit thätige rechte Hand. Diese Gesellschaften und Verbrüderungen, welchen Namen und welche Zeichen sie führen mögen, haben alle einen und denselben Hauptzweck: die Ausrottung aller positiven Religion — oder, mit einem anderen und deutlicheren Wort: die Vertilgung der katholischen Kirche von der Erde. Aber nicht alle Mitglieder dieser Verbrüderungen legen öffentlich Hand an das Werk des Umsturzes und der Zerstörung. Das verbieten Verhältnisse und Rücksichten, Stellung und Charakter. Umsomehr sind sie bereit zu derjenigen Unterstützung, welche für Alles, was einen Fortgang auf dieser irdischen Welt haben soll, mehr oder minder nothwendig ist: sie spenden Geldmittel. Die Männer der öffentlichen Revolution sind gleichsam die Kriegstruppen der geheimen Revolution und werden als solche von dieser auf jede Weise unterstützt. Die Einen werden zu Stellen und Aemtern befördert; die Anderen erhalten Jahrgelder, um Reisen oder Studien im Sinne der Aufklärung und des Unglaubens zu machen; noch Andere werden besoldet als Journalisten und Verfasser von Tendenzschriften; wieder Anderen macht man einen

erstaunlich großen Ruf hinsichtlich ihres Wissens, ihrer Talente, um auf diese Art ihr Fortkommen zu begünstigen; und so wird diese Armee der Revolution in stillen Zeiten durchgebracht, um in unruhigen alsbald auf ihrem Platz und dienstbereit zu sein.

Florentin empfing also wohl einige Unterstützung, allein sie entsprach nicht seinen Bedürfnissen, noch konnte sie seinen Ehrgeiz befriedigen; daher fühlte er sich mehr erbittert als verpflichtet, was von seinem communistischen Standpunkt aus nicht anders sein konnte. Nachdem er die unglückliche Wendelrose in ihre Heimath zurückgebracht und verschiedene Wanderungen durch Deutschland gemacht hatte, um den Stand seiner Partei nach so langer Abwesenheit zu recognosciren, ging er nach der Schweiz, deren Gletscher in einen Krater der Revolution verwandelt zu sein scheinen, und stieß in Chamouny auf Lelio, der Judith's Kreuz- und Querzüge mitmachen und sie auf ihren Kunst- und Erholungsreisen begleiten mußte. Lelio freute sich sehr, seinen alten Genossen am Fuße des Montblanc wiederzufinden, nachdem er ihn am Fuße des Capitols verlassen hatte — und da Judith einen gewandten und gebildeten Secretär in ihrer Umgebung zu haben wünschte, der die neueren Sprachen geläufig schreibe, und da Florentin von Kindheit auf die praktische Uebung dieser Sprachen hatte: so schlug Lelio ihn in der zwiefachen Eigenschaft seines Freundes und eines höchst brauchbaren Geheimschreibers, ihr vor. Er ließ

auch die Bemerkung fallen, Florentin sei ein Italianissimo, habe als solcher viele politische Verfolgungen ausstehen müssen und sei eines Ruhehafens recht bedürftig. Judith erwiderte mit ihrem kühlen Indifferentismus, Lelio wisse ja, daß sie sich für den politischen Fanatismus ebensowenig wie für den religiösen interessire; daß sie aber gern einem Hülflosen, der brauchbar für ihre Absicht sei, einen Platz in ihrer Umgebung anweisen wolle, vorausgesetzt, daß er es verstehe, sich auf diesem Platz zu halten. Am anderen Tage bestieg sie den Montanvert und besuchte das große Eisfeld, das unter dem Namen mer de glace ebenso berühmt als sehenswürdig ist. Florentin hatte sich seinerseits zur mer de glace begeben; und auf diesem Punkt, einem der interessantesten in Europa, ließ er sich durch Lelio einer der berühmtesten Frauen von Europa vorstellen, deren Schönheit und Genialität ihn versöhnte mit der untergeordneten Stellung, die er bei ihr einnehmen sollte. Hätte Graf Windeck ihm den Vorschlag gemacht, sein Privatsecretär zu werden: so hätte Florentin ihn mit der äußersten Verachtung zurückgewiesen; aber Privatsecretär bei einer italienischen Primadonna, das war etwas ganz Anderes! sie gehörte zu den Celebritäten des Jahrhunderts, sie war ein großes Genie, und Florentin betrachtete jedes Genie als einen gekrönten Sprößling der Freiheit — einestheils, weil es die breitgetretene Bahn der Alltäglichkeit verlasse und eigene Wege ein-

schlage; anderntheils, weil es mannigfache Kämpfe gegen eingerostete Vorurtheile und mit dem Stumpfsinn der unempfänglichen Masse zu bestehen habe. Da Florentin sich selbst als einen Freiheitssprößling ansah, der durch die Ungunst der Verhältnisse noch nicht gekrönt sei, so fand er eine gewisse Verwandtschaft seines Geistes mit allen großen Genies, wenn auch nicht in der Begabung, so doch in der Richtung. Judith war indessen mit seinem Benehmen und seinen Leistungen zufrieden und behielt ihn.

„Wie lebt man denn mit der Signora Judith?" fragte er seinen Freund.

„O sehr gut!" entgegnete Lelio. Sie ist sehr ungenirt und gönnt Jedem seine Freiheit; Sie behandelt alle Leute, die mit Huldigung, Verehrung 2c. 2c. zu ihr kommen, über einen Leisten — und Gott weiß, wer nicht zu ihr kommt! Prinzen und Journalisten, Banquiers und Künstler, Neugierige und Touristen, Bettler und Crösusse! — Sie nimmt, wie eine marmorne Göttin, jeden Ausdruck der Bewunderung an, möge er zu Tage kommen durch einen Blumenstrauß oder ein fades Gedicht, durch eine Liebeserklärung oder einen Diamantenschmuck. Zuweilen aber ist sie launenhaft, und dann nicht selten insolent."

„Wer ist der primo amoroso?" fragte Florentin.

Lelio zuckte die Achseln bis zu den Ohren hinauf und stieß das unnachahmliche: „Eh!" der Italiener aus.

„Du wirst doch nicht mit mir den Verschwiegenen spielen wollen?" rief Florentin. „Ich frage ja nur, um mich auf meinem Platz zu orientiren und um nicht in Verlegenheit zu kommen und zu bringen."

„Niemand kann das verrathen, was er selbst nicht weiß," erwiderte Lelio kaltblütig. Als Florentin ihm aber mit spöttischfragendem Blick in die Augen sah, gab er lächelnd zur Antwort:

„O nein! — Ich kann Dir nur sagen, daß ich mich um ihre intimen Verhältnisse gar nicht bekümmere und kann Dir nur rathen, in dieser Beziehung meinem Beispiel zu folgen. Ein gemeines Weib ist sie nicht! aber ...." —

„Nun — aber?" rief Florentin gespannt.

„Aber vielleicht ein böses!"

„Bah! sie wird doch nicht mit Gift und Dolch umgehen?"

„Nein; doch mit eiskalter Coketterie. Sie verlangt große Triumphe. Leute wie Dich und mich beachtet sie gar nicht."

Lelio's Aufrichtigkeit verdroß Florentin ungemein und er gab seine Fragen hinsichtlich Judith's aus Empfindlichkeit auf. Wie nun auch seine eigenen Beobachtungen ausfallen mochten, er blieb ihr Privatsecretär und war bereits drei Jahre in dieser Stellung, als sie ihren Aufenthalt in der Villa Diodati nahm.

Judith's Schönheit hatte in dieser Zeit verloren

und gewonnen; verloren — alle Frische und Weichheit der Jugend, allen Schmelz der ersten, unwiederbringlichen Blüte; gewonnen — eine gewisse tragische Ruhe in Ausdruck und Haltung. Sie schien beständig zu denken: Es ist nichts anzufangen mit dem Leben! ich weiß es aus Erfahrung! — —

Sie trat jetzt mit dem ganzen Schwarm ihrer Begleiter in den eleganten, hell erleuchteten Salon der Villa Diodati, wo Madame Miranes sie erwartete, und ihr entgegen rief:

„Lelio ist endlich zurückgekehrt!“

„O glückliche Nachricht!“ rief der russische Fürst. „Jetzt wird mir vielleicht die Wonne zu Theil „Casta Dia“ zu hören.“

„Bester Fürst,“ sagte Judith, „ich begreife gar nicht diese Marotte. Sie haben ja unzählige Male die Norma gehört.“

„O welch ein Unterschied, sie zu hören auf der Bühne, als Oper und mit dem ganzen Publikum — oder im Salon, und gerade diese eine Arie! das ist ein Genuß, der nur wenigen Lieblingen des Glückes zu Theil wird.“

„Diese Sucht nach dem Besonderen ist eben das, was ich Ihre Marotte nenne,“ erwiderte Judith.

Aber der Fürst fuhr fort: „Ich flehe Sie an, Signora, lassen Sie den Herrn Lelio rufen, daß er seinen Platz am Pianino einnehme und die „Casta Dia“ accom-

pagnire. Legen Sie Ihren Burnus nicht ab! er drappirt Sie unvergleichlich und bildet ganz ungesucht das Gewand der Druidin."

Da alle Herren die Bitte des Fürsten unterstützten, sagte Judith endlich zu Florentin:

„Hätten Sie wohl die Güte, uns den Lelio zu holen?"

Ein Sturm des Entzückens brach aus und der junge Engländer wurde gesprächig vor froher Erwartung und sagte:

„Von den Druidinnen, die in meiner Heimath Wales recht eigentlich zu Hause waren, erzählt die Sage: sie hätten Lieder von so wundersamer Schönheit gesungen, daß sie die Meeresstürme damit bezaubert und zur Ruhe gebracht hätten. Das fällt mir immer ein, wenn ich Signora Judith die Norma singen höre."

„Nur mit dem enormen Unterschied," fiel der Fürst ein, „daß die Signora Stürme erregt, nicht beschwichtigt." —

Florentin trat so eben mit einem ganz verstörten Gesicht wieder ein und berichtete dem erwartungsvollen Kreise, Lelio lasse sich entschuldigen, er liege bereits im Bett.

„Desto besser!" sagte Judith und warf ihren Burnus ab. Sie brauchen über dies Mißgeschick nicht fassungslos zu sein, Fiorino."

„Aber ich desto mehr!“ rief der Fürst. Seit vierzehn Tagen bin ich hier festgehalten durch ....“ —

„Ihre Marotte!“ warf Judith lächelnd ein.

„Gut also! durch meine Marotte; werde von einem Tag auf den anderen vertröstet: Wenn Lelio kommt! — Er kommt, der Unglückliche, und legt sich mitten im Tage — denn es ist ja wohl kaum sieben Uhr — legt sich zu Bett!“

„Morgen ist auch noch ein Tag,“ sagte Judith.

„Nicht mehr für mich!“ rief der Fürst klagend aus. „Meine Paßerlaubniß ist bis zur äußersten Grenze abgelaufen; ich muß fort.“

„Welche Sklaverei!“ rief Florentin.

„Nun ja,“ entgegnete der Russe kalt, „ohne einige Sklaverei lebt sich's nicht auf dieser sublunarischen Welt. Ketten von Oben und Unten, von Innen und Außen sind unser Aller Loos. Der Eine gehorcht dem Czar, der Andere dem Volk, der Dritte einem geheimnißvollen Alten vom Berge, der Vierte einem schönen Augenpaar: Ketten allüberall! Nur ein Mensch ohne alle Beziehungen könnte sich ihrer entledigen; damit würde er jedoch aufhören, Mensch zu sein.“

„Dennoch ist es sehr hart,“ rief unbesonnen der Marquis d'Avallon, „von solchen Beziehungen umsponnen zu sein, die für eine geringe Ueberschreitung polizeilicher Ordnung nach Sibirien führen.“

„Oder nach Cayenne," entgegnete der Fürst mit seinem verbindlichsten Lächeln.

Madame Miranes machte es sich zur besonderen Aufgabe, allen Gesprächen, die eine scharfe Wendung zu nehmen drohten, die Spitze abzubrechen. Bei den vielen und verschiedenartigen Menschen, die zu ihrer Tochter kamen, wachte sie darüber, daß sich Alles in Ruhe und Harmlosigkeit bewege und unterhalte, und daß vor allen Dingen nie eine politische Discussion geführt werde, von der nichts zu erwarten sei, als Erbitterung für die Redner und Langeweile für die Zuhörer. Jetzt rief sie lebhaft:

„Was Sibirien und Cayenne! ich sage etwas ganz Anderes! ich sage Clarens! wir wollen morgen mit dem Dampfboot eine Excursion an das Waadtländische Ufer machen und in Clarens die „bosquets d'Héloise" durchwandeln."

Alle geriethen wieder in gute Laune. Marquis d'Avallon sagte triumphirend, der Genfersee trage eine wahre Krone von berühmten Namen; aber die glänzendsten unter diesen gehörten doch der „großen Nation" an: Voltaire, Rousseau, Madame de Staël. Dagegen behaupteten die Engländer, Lord Byron mit seiner schwunghaften Poesie überwiege bei Weitem die beiden Letzteren, und Gibbon's skeptische Intelligenz dürfe sich mit Voltaire messen.

„Das Schloß von Chillon hat durch Lord Byron

gleichsam eine unsterbliche Seele bekommen," sagte der junge Engländer.

„Rousseau hat dasselbe für Clarens gethan," versetzte der Franzose.

„Welches Land schickt denn jetzt seinen kostbarsten Edelstein für die Krone des Leman?" wendete sich der Fürst an Judith.

„Mein Vater war ein Spanier," antwortete sie, „und meine Kindheit verlebte ich in Cadix."

„O herrlich!" rief Florentin. „Diese großen Genies, die sämmtlich für das höchste Gut der Menschheit, für die Freiheit, schrieben und wirkten, haben nicht bloß ihren Schatten und ihren Namen an diesen Ufern zurückgelassen. Der Genius der Freiheit, der jetzt über der Schweiz sein Banner schwingt, ist hervorgegangen aus ihren Mühen, ihren Anstrengungen, ihren Studien, ihren Nachtwachen. Wahrlich, sie verdienen die Pilgerfahrt zu den Stätten, die sie unsterblich gemacht haben. Aber wenn der Erinnerung Rousseau's in Clarens gehuldigt wird, und Voltaire's in Ferney, der Frau von Staël in Coppet, Gibbon's in Lausanne und Lord Byron's auf dem ganzen See: so ist doch auch Vevay nicht zu vergessen. Dort ist das Grab eines Mannes der That, eines politisch großen Mannes..." — —

„Oh! No!" unterbrachen ihn die Engländer, Vater und Sohn, die ihr Reisehandbuch auswendig wußten.

„Wer war der Mann?“ fragte Judith gespannt.

„Es war Ludlow — einer jener Männer, die Carl von England auf's Schaffot schickten.“

„Wir sind Whigs,“ sagte der alte Engländer, „aber wir lieben nicht das Schaffot für die Könige.“

„Ein sehr guter Geschmack, Mylord!“ versicherte Madame Miranes. „Der Signor Fiorino hat Sympathien, vor denen man schaudert.“

„Ich meines Theils,“ sagte Judith, „schaudere vor all' diesen prunkhaften Sympathien mit Leuten, die doch weiter nichts gethan, als eine Masse Bücher in die Welt geschleudert haben, welche von Millionen, ohne den mindesten Nachtheil für Leib und Geist — nicht gelesen — hingegen von Tausenden zu ihrem größten Schaden gelesen werden. In die Bewunderung des Genies legt man eine lächerliche Uebertreibung.“

„Aber was soll man bewundern, wenn nicht das Genie — diese göttliche Flamme des menschlichen Geistes!“ rief der Fürst verwundert.

„Das ist es eben,“ entgegnete Judith, „man weiß nicht, was man bewundern soll, und deshalb verfällt man auf diesen Cultus, bei welchem unausbleiblich ein Paar Weihrauchkörner für den Adoranten selbst abfallen, indem sich Jeder — versteht sich in tiefster Stille des Herzenskämmerleins — eine gewisse Aehnlichkeit oder Beziehung, oder Verwandtschaft mit dem Genie zuspricht.“

Der junge Franzose, der bei der Wasserfahrt gesagt hatte, die Schöpfung sei das Werk Gottes, besann sich, ob er nicht einen Mann nennen solle, der gleichfalls an dem Ufer dieses Sees, in dem kleinen Städtchen Thonon, in großer Mühsal und Demuth seine glorreiche Laufbahn begann und von dessen Schriften das Gegentheil von Judith's Behauptung galt: denn es ist ein Schaden für die Seelen, die Werke des heil. Franz von Sales nicht zu kennen. Aber wenn sich auch der französische Muth bis zu der Verwegenheit erhob, Gott als den Schöpfer der Natur zu bekennen, so ging er doch nicht so weit, um auf Gottes übernatürliche Schöpfung, die Gnadenwelt — und auf deren übernatürliche Genie's, die Heiligen — Judith mit ihrem ungestillten Bewunderungsverlangen hinzuweisen. In der Gesellschaft von zwei Jüdinnen, zwei Hochkirchlern, einem Russen und einem Communisten den heiligen Bischof von Genf als überebenbürtig von Voltaire und Gibbon zu nennen — nein! zu dieser Großthat des Glaubens erschwang der Marquis d'Avallon sich nicht und er, der Einzige, der von dem großen und liebenswürdigen Heiligen hätte sprechen können, er nannte ihn nicht.

Endlich empfahlen sich die Herren und begaben sich nach Genf zurück. Als Judith mit ihrer Mutter allein war, sagte sie zu Florentin:

„Was ist denn dem Lelio widerfahren? Sie kamen ja in einem entsetzlichen Zustand von ihm zurück."

„Das wird er Ihnen selbst sagen!“ brach Florentin aus. „Mir fehlen die Worte, um eine solche Schmach zu bezeichnen.“

„Hat er gestohlen?“ rief Madame Miranes beängstigt.

„Oder ein anderes Verbrechen begangen?“ fragte Judith, ihrerseits beunruhigt.

„Er hat gebeichtet!“ sagte Florentin dumpf.

„Nun, was denn?“ fragte Madame Miranes neugierig. „Hat er Ihre oder seine Geheimnisse ausgeplaudert?“

„O Gott! Sie verstehen das nicht!“ rief Florentin ungeduldig. „Er ist ein Apostat der Gewissensfreiheit geworden! er ist zum Kreuz zurück gekrochen! er hat das Joch der Pfaffenherrschaft auf seine Schultern genommen! Ha! so sind diese Italiener: unzuverlässig bis in's Mark hinein!“

„Aber, bester Fiorino, weshalb wüthen Sie so?“ sagte Judith gelassen. „Sie predigen ja Gewissensfreiheit für Jedermann. Nun, so lassen Sie doch auch dem armen Lelio das Recht, die Freiheit seines Gewissens zu wahren und zu üben, wie es ihm zusagt.“

„Wenn es ihn von der Sache der allgemeinen Geistesbefreiung abtrünnig macht — nein! und abermals nein!“

„Das ist leeres Gerede! warum soll er seine Idee von Freiheit der Ihren — oder der Idee von Millionen

opfern? Wo ist das Richtige? wo ist die Wahrheit? wer bürgt dafür? auf diesem Gebiet beweisen große Zahlen gar nichts! Millionen können irren und Einer kann ihnen gegenüber das Rechte und Richtige vertheidigen und die Wahrheit behaupten. Also nicht über Lelio hergefallen, mein Bester!"

„Sie sind ein großes musikalisches Genie, Signora," rief Florentin empört, „und haben überhaupt manche eminente Fähigkeit. Geht Ihnen aber nicht das wahre Licht der Erkenntniß auf und bemühen Sie sich nicht, für dasselbe zu wirken — was einer geistreichen Frau in einer bewunderten Stellung so leicht ist — so werden Sie nie mitzählen unter den Größen des Jahrhunderts."

Er stürmte hinaus und Madame Miranes sagte:

„Das fehlte noch! eine Barricadengöttin für den Signor Fiorino! Liebes Kind, ich habe andere Wünsche für Dich. Du hast jetzt ein großes Vermögen und eine große Berühmtheit erworben; es wird nun Zeit, an eine glänzende Heirath zu denken. Wie gefällt Dir der russische Fürst?"

„Gar nicht," sagte Judith trocken.

„Es wäre doch nicht übel, Fürstin — — wie heißt er denn eigentlich? — zu werden. Nach so vielen Theaterkronen würde sich eine solide Fürstenkrone gar passend auf Deiner Stirn ausnehmen und Dein Streben wahrhaft krönen."

Madame Miranes küßte die Stirn ihrer Tochter

und verließ den Salon. Judith legte sich matt in einen Sessel zurück und sagte halblaut:

„Welch eine Menagerie — von Menschen umgibt mich!“

Da öffnete sich die Balkonthür, die Vorhänge rauschten und Orest trat in den Salon. Judith sah ihn befremdet an und sagte:

„Was fällt Ihnen ein, Graf Orestes! wir sind beide zu alt, um Versteckens zu spielen.“

„Ich spiele nicht, Signora,“ erwiederte Orest und setzte sich ihr gegenüber; „und ich wünschte sehnlichst, daß auch endlich einmal das Spiel von Ihrer Seite aufhören möge.“

„Zu dieser, wie es scheint, höchst ernsten Unterhaltung — denn Sie sehen finster wie die Nacht aus — wollen wir doch eine gelegenere Stunde wählen,“ sagte Judith und wollte aufstehen. Aber Orest ergriff ihre Hände, hielt sie fest und sagte:

„Mit nichten, Judith! glauben Sie, ich hätte drei Stunden auf dem Balkon gewartet, um mich jetzt fortschicken zu lassen? um Sie morgen wieder nicht allein, sondern in Ihrer Menagerie zu finden? um von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, in der immer gesteigerten Qual der Ungewißheit zu verharren? Nein, Judith! das geht nicht mehr! Sie müssen mir Rede stehen.“

„Gut!“ sagte sie, schob ihren Lehnstuhl zwei Schritt zurück, legte die Arme übereinander und sah ihn an mit

ihren wunderschönen, wie schwarze Diamanten glänzenden Augen, über welche lange Wimpern einen zarten, dunkeln Schleier warfen. Sie sah bezaubernd aus.

Orest betrachtete sie eine Weile, drückte dann heftig beide Hände vor's Gesicht und sagte halbleise:

„Judith! . . . . ich liebe Dich!"

„Darauf hab' ich nichts zu antworten," sagte sie.

„Ha!" rief er, sprang auf und stampfte wild mit dem Fuß auf den Boden; „wenn Sie nicht darauf antworten können, so dürfen Sie es auch nicht anhören."

„Wer hört es nicht gern, das süße Wort von der Liebe?" entgegnete Judith mit so weichem Ausdruck in Ton und Blick, daß Orest wieder gefangen und entwaffnet wurde und zärtlich bat:

„Aber das Wort werde erwiedert, Judith!"

„Ich bin von wenig Worten, Graf Orestes, das wissen Sie ja längst."

„Wie Sie mich foltern!" rief er.

„O armer Martyrer der Liebe," entgegnete sie lächelnd.

„Und wenn ich des Marterthums überdrüssig werde?"

„So verläugnen Sie mich!" sagte Judith in einem Tone, der mit tausend Schlingen sein Herz umspann; „aber erwarten Sie nie von mir, daß ich je zu Ihnen von Liebe sprechen könnte! Dadurch wird das Weib des Mannes Sklavin; er weiß sich geliebt — und trium-

phirt. Das Weib hingegen findet keinen Triumph in der Gewißheit, geliebt zu werden — sondern ein Glück. Er kann sprechen; schweigen muß sie."

„Bis auf einen gewissen Punkt können Sie recht haben. Allein das Schweigen darf nicht lange genug währen, um Zweifel zu wecken."

„Graf Orestes! ich habe Ihnen einmal vor Jahren ein Wort gesagt. Wissen Sie es noch?"

„Ob ich es weiß! ob es mir nicht Tag und Nacht das Herz durchklingt! Judith! Alles für Alles — so lautete das Wort."

„Das ist doch gewiß klar und verständlich; und Sie haben es dennoch mißverstanden. Als Sie zuerst in Mailand um meine Liebe warben, da sprach ich: Alles für Alles! — und Sie? was thaten Sie, Graf Orestes? — Sie gingen hin und vermählten Sich mit Ihrer schönen Cousine. Kaum waren die Flitterwochen vorüber, so lagen Sie wiederum zu meinen Füßen. Konnte ich anders, als diese — Liebe, kann ich unmöglich sagen! — als diese Sorte von Liebe tief zu verachten? Wer auf die Zusage: Alles für Alles — so antwortet, der versteht sich nicht auf die Liebe des Weibes, überhaupt nicht auf die Liebe des Herzens — und eine andere mag ich nicht! — Damals sprach ich Ihnen unumwunden meine Verachtung aus und stieg bei Ihnen im Preise, als Sie erkannten, daß ich so leichten Kaufs nicht zu gewinnen sei. Sie wurden er-

zürnt, gekränkt, Sie gaben Ihre Liebesversicherungen nicht auf und sprachen viel vom Drang der Umstände und von schuldiger Berücksichtigung der Familienverhältnisse — was mich natürlich nicht im mindesten von Ihrer Liebe zu mir überzeugen konnte. All' die heftigen Scenen, all' die bitteren Vorwürfe, welche ich Ihnen hätte machen können, machten Sie mir unter dem Vorwand Ihrer glühenden Leidenschaft — was mich natürlich, als eine armselige Comödie, sehr langweilte. Und so trennten wir uns, wie ich glaubte — auf immer! Aber Sie kamen wieder, Sie suchten mich von Neuem auf, Sie drängten Sich an mich; meine Kälte, meine Gleichgültigkeit stieß Sie nicht zurück; Sie behaupteten, nicht von mir lassen zu können — und dies haben Sie allerdings bewiesen, denn seit drei Jahren sind Sie, bald nach längeren, bald nach kürzeren Pausen, nach Paris, nach der Insel Wight und wieder nach Paris mir gefolgt. Diese Beharrlichkeit würde mich rühren und ich könnte sie wohl als einen Beweis von aufrichtiger Liebe betrachten, wenn ich nicht wüßte, daß versagtes Glück reizender für das Menschenherz ist, als erlangtes; denn um die Hoffnung schwebt stets ein Abglanz von der Unendlichkeit und auf der Erfüllung liegt stets ein Schatten des Todes — die Endlichkeit. So sind nicht Sie allein! so ist der Mensch, so ist sein melancholisches Schicksal. Aber weil ich das weiß, so betrachte ich die Extravaganzen Ihrer Leidenschaft und

Ihr Beharren bei derselben auch noch nicht als die wahre Liebe. Die muß sich aussprechen in einer That, einer entscheidenden, lebenumfassenden That; und deshalb sage ich heute, wie damals: Alles für Alles. Nur sage ich es jetzt mit noch größerer Entschiedenheit, denn Sie sind mir jetzt eine Ehrenerklärung für die tödtliche Beleidigung schuldig, eine frivole Liebelei bei mir gesucht zu haben."

„Das hab' ich nie!" rief Orest und ließ die Hände sinken, mit denen er, so lange Judith sprach, sein Gesicht bedeckt hatte. „Das nie! ich habe immer gefühlt, daß Sie die Herrin meines Schicksals sein würden und habe niemals begehrt, den Zauberbann zu lösen, der mich an Sie fesselte. Zu Ihren Vorwürfen, daß ich mich mit meiner Cousine vermählte, muß ich schweigen — denn ich hab' es gethan! ich wußte, daß mein Glück in dieser Ehe nicht liege — und ging sie dennoch ein. Ich war ein leichtsinniger Thor, der sich von den Verhältnissen überrumpeln ließ, oder besser gesagt, der vor ihnen erlag. Sie haben keine Ahnung davon, was das ist: die Familientradition, dies Forterben des Standes, des Namens, des Vermögens, der Erinnerungen, der Wirksamkeit, von einem Geschlecht auf das andere. Sie ist so mächtig, daß ich mich ihr gegenüber gefangen und wehrlos fühlte."

„Kann sein!" erwiederte Judith. „Indessen mag doch auch die Schönheit der Gräfin Windeck diese Gefangenschaft nicht reizlos gemacht haben."

„Eifersucht, Judith?“ rief Orest freudestrahlend. „O wenn das ist, so werden Sie begreifen, in welchem Kreuzfeuer ich stehe, wenn ich sehen muß, wie man Ihnen huldigt — und wie ich zittern muß bei dem Gedanken, daß Einer unter den Vielen Ihr Herz gewinnen könnte — und daß ich dieser Eine vielleicht nicht bin! O dann werden Sie Mitleid mit mir haben, nicht wahr, Judith?“

„Wer hat denn Mitleid mit mir, Orest?“ sagte sie sanft. „Sie gehen zurück zu Gräfin Windeck“ .... —

„Ein Wort von Ihnen, Judith, und ich bleibe!“

„Alles für Alles! — Ist dies das Wort, Graf Orestes, welches Sie hören möchten?“

„Judith!“ sagte er mit gepreßter Stimme, „Sie sind ein dämonisches Weib.“

„Das sagen die Männer sehr leicht, sobald man nicht mit ihnen einverstanden ist,“ erwiederte sie kalt. „Und das muß abwechseln mit dem Ausruf: herzloses Weib!“

„O könnte ich Sie doch hassen, Judith!“ rief Orest, sprang vom Stuhl auf, hielt mit beiden Händen seinen Kopf und eilte auf den Balkon.

„Stürzen Sie sich nur nicht in den See! — er ist sehr kalt!“ rief ihm Judith nach. „Armer Orest!“ setzte sie nach einer Weile mit ihrer Sirenenstimme halblaut hinzu. Als er nicht kam, folgte sie ihm auf den Balkon. Er hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, die

Arme auf das Eisengeländer — und den Kopf auf die Arme gelegt.

„Kommen Sie doch herein, Orest!“ sagte Judith und berührte ganz leise sein gesenktes Haupt. „Die Luft ist feucht und der nächtliche Thau schädlich.“

Er stand auf und folgte ihr in den Salon, willenlos wie ein Kind.

„Ich kann Sie nicht hassen, Judith!“ seufzte er.

„Graf Orestes,“ nahm sie wieder mit ihrem kühlen Tone das Wort, „Sie veranlassen immer Gespräche mit mir, bei denen Sie ganz Feuer und Flamme werden und Gefahr laufen, in ein kaltes oder ein hitziges Fieber zu verfallen, je nachdem die Wagschaale mit Haß oder Liebe sich mir zusenkt. Ist das vernünftig? ist das liebenswürdig? was kann man mit einem zu solchen Excessen geneigten Mann anfangen?“

„Ihn lieben, Judith.“

„Vor der Hand nicht! sondern ihm Gute Nacht wünschen,“ antwortete sie scherzend, schellte und sagte zu dem eintretenden Diener: „Graf Windeck's Wagen.“

Orest machte Anstalt, den Befehl zu überhören, indem er sich in einen tiefen Lehnstuhl versenkte und drei Journale auf einmal zur Hand nahm. Da öffnete und schloß sich leise eine Seitenthür des Salons; und als er aufblickte, war Judith verschwunden und er allein. Ohne mir Gute Nacht gesagt zu haben! murmelte er und blickte ihr zornig nach. Dabei fiel sein

Auge auf den Burnus, der über dem Lehnstuhl hing, in welchem Judith ihm gegenüber gesessen hatte. Er sprang auf, ergriff den unschuldigen Burnus, zerriß das feine Gewebe von oben bis unten, drückte es an seine Lippen — und eilte zu seinem Wagen.

Als er fortrollte, kehrte Judith in den Salon zurück, fand ihren Burnus zerrissen am Boden liegen, hob ihn auf und sagte für sich: „Du armer Mantel! auf dem Webstuhl zu Marocco träumte dir vielleicht davon, in die Klauen eines Tigers oder eines Löwen des Atlas zu fallen und zerfetzt zu werden — und jetzt erfüllt sich Dein Schicksal nicht in Afrika's Wüste durch wilde Bestien, sondern am eleganten Genfersee durch ein Menschenkind!" Sie wickelte sich in ihren zerrissenen Burnus ein und ging auf den Balkon, und ging auf demselben auf und nieder, eine Stunde, und noch eine Stunde — und fand nicht einmal die Ruhe der Ermüdung in diesem rastlosen Wandeln: so unruhig waren ihre Gedanken.

Immer drängten sich diese Gedanken der Zukunft zu; aber nicht, um sich über freundliche und glänzende Bilder hingleiten zu lassen; nicht, um bei Phantasiegebilden von Freuden und Genüssen zu verweilen, oder um Lebensverhältnisse mit lieblichen Farben auszumalen. O nein! — Lechzend, athemlos, durstig, standen ihre Gedanken vor der dunkeln Zukunft und fragten: Was birgst du mir? Was bringst du mir? Bist du die

Sphynx, die das Räthsel meines Lebens mir vorlegt? und muß ich unter deinem steinernen Griff umkommen, wenn ich es nicht löse? Gelöst hab' ich meine Aufgabe nicht, denn ich habe keine Befriedigung gefunden. Und doch hab' ich Alles erreicht, was ich damals in den Citronenhainen von Cintra mir zu erreichen vornahm. Ich habe Gold, Ruhm und Bewunderung eingeerntet; ich habe Welt und Menschen in bunten und glänzenden Gestalten, in fesselnden und interessanten Erscheinungen — nebenbei auch in allen ihren Niedrigkeiten kennen gelernt; ich habe Freude gehabt an der Kunst, an der Ausübung meines Talentes, an den Studien, die damit verbunden sind, an der Begegnung mit Anderen, die eines Weges mit mir gingen. Ich habe mit stolzem Selbstgefühl die Huldigung der Einzelnen und der Massen empfangen. Ich habe Triumphe gefeiert — aber sie verrauschen, und die alte Leere und die alte Unruhe sind wieder da. Es war zuweilen wohl still in meiner Brust, aber die Stille der Ermüdung, die Stille dumpfer Resignation, wenn ich zu mir selbst sprach: Laß sie dahinrollen, die Welt und das Herz und die Zeit und das Leben! laß sie gehen, wie sie wollen und können! das Menschenschicksal ist nun einmal ein Ringen ohne Sieg! und wenn ich so zu mir selbst sprach, so kroch mir ein Etwas wie Verzweiflung durch alle Adern, alle Nerven, alle Fibern — und ein anderes Etwas stemmte sich dagegen und schrie in mir: Nein!

das Leben muß etwas Anderes sein, als ein Ringen aus dem Nichts, für das Nichts, in das Nichts! gerade dies Ringen beweist, daß es ein Ziel habe und daß es folglich auch einen Sieg gebe — und in dem Siege Befriedigung! Aber wo ist sie — die Befriedigung? Sphynx meines Schicksals, habe ich dich noch immer nicht verstanden mit deinem geheimnißvollen dunkeln Blick? Meinst du die Liebe? — — Ja, die große Leidenschaft, von der man zuweilen hört und liest, mag wohl solchen Zauber haben, daß sie, wenn sie mit vielen Schmerzen und Bitterkeiten Hand in Hand geht, das Herz befriedigt. Aber die kommt, man weiß nicht wie und woher; die kann man nicht erringen, man fühlt sie nur. Empfunden hab' ich sie nie. Ob ich sie einflöße? ich weiß es nicht. Die armseligen Lieben aber, durch welche der frische Schmelz des Herzens, der Blütenduft des innersten Wesens trüb' und matt wird — und welche sich doch wiederholen, weil sie einem Opiumrausch gleichen, der des Menschen Träume lieblicher macht als seinen wachen Zustand — nein! für sie bin ich nicht mehr jung und noch nicht alt genug. — — Und sie verfiel in trübes Sinnen über diese traurigen Lieben, an die auch sie gestreift war und die ihr Herz gepanzert hatten mit einer so kalten und gründlichen Verachtung von Allem, was man Liebe nennt, daß sie — mit sich selbst allein — auch sich selbst verachtete. Aber dann erwachte der Stolz und schüttelte diese Bürde ab, hob

trotzig das Haupt und schaute nach anderen Triumphen aus. Orest liebt mich — fuhr sie fort in ihren Gedankenzügen. Er soll mich lieben. Er hat mich für eine leichte Eroberung gehalten: dafür will ich eine große Genugthuung. Gräfin Windeck will ich werden. Ja, ich will in den Kreis dieser Hochgeborenen hinein; aber nicht als die berühmte Sängerin, der sie eine Ehre zu erzeigen meinen, wenn sie ihr ein Paar bewundernde Worte zuwerfen und die sie als eine exotische Merkwürdigkeit, für die Dauer einer Soiree, in ihrem Salon aufweisen möchten, um am anderen Abend mit leichtem Augenblinzeln hinter Fächer und Lorgnette über sie hinweg zu sehen. O man kennt diese Hochgeborenen! Und gerade in ihrem Kreise will ich Platz nehmen, gerade zu ihnen will ich gehören, als ihres Gleichen will ich durch's Leben gehen. Dies gehört nicht zu den Vorsätzen von Cintra! die sind erreicht und abgethan. Dies ist ein neuer Vorsatz: noch ein Paar Jahre, höchstens, meines glanzvollen Kunstlebens und dann mitten aus dem Glanz der Oeffentlichkeit in ein glänzendes Privatleben. Sphynx meiner Zukunft, ist das dein Räthsel? und wird dessen Lösung mir besser Stich und Farbe halten, als der Erfolg meiner Pläne von Cintra? — Da flog ihr durch's Gedächtniß, daß sie vor wenigen Stunden zu Orest gesagt hatte: auf jede Erfüllung eines ersehnten Glückes falle ein Todesschatten von Endlichkeit. Sie schauerte in sich selbst zusammen

und strich das Haar von der Stirn, als ob sie die quälenden Gedanken verscheuchen wolle und blickte über den See hinweg, einen G^genstand suchend, der wenigstens ihr Auge fesseln möge. Da fuhr der Nachtwind auf und blätterte im Osten das Gewölk auseinander, das wie eine silbergraue Rose über das Gebirg herauf schwebte und sanft sich öffnete und immer tiefer unter der aus ihr aufsteigenden Mondessichel zurücksank. Und mit dem vollen Glockenton ihrer goldnen Stimme hub Judith zu singen an: „O casta dia;“ und Niemand blickte in ihr Auge, als das melancholische Licht des Mondes im letzten Viertel — und Niemand begleitete ihren Gesang, als die leise plätschernden Wellen des Genfersees — und einsam stand sie da, wie der Genius dieser nächtlichen Natur, der an die Schatten gebannt ist und die Flügel zu regen sucht, um ihnen zu entfliehen und immer tiefer und tiefer in sie zurücksinkt und sich sehnt nach Erlösung.

Lelio.

Am anderen Morgen befahl Judith, daß ihre Thür bis zum Abend für Jedermann verschlossen bleibe. Sie wollte mit Lelio sprechen, den Grund seiner befremdend langen Abwesenheit erfahren und ihm sein Benehmen des vorigen Abends verweisen. Lelio erschien auf ihr Begehren — ein kleiner schwarzer lebhafter Italiener, mit feurigen römischen Augen und mit der vollkommensten italienischen disinvoltura — ein Wort, welches in deutscher Sprache nicht wiederzugeben ist, wahrscheinlich deshalb, weil der Deutsche die Sache selbst nicht hat. Man könnte etwa sagen: zwangloses Benehmen — vorausgesetzt, daß sich keine brutale, bengelhafte Schattirung in diese Zwanglosigkeit mische.

„Nun, Signor Lelio, sind Sie von den Todten auferstanden!" rief ihm Judith entgegen und reichte ihm freundlich die Hand zum Willkommen.

„Ecco, das ist's! just was Sie sagen!" rief Lelio vergnügt und schüttelte ihre Hand.

„Waren Sie wirklich lebensgefährlich krank?"

„Oh!" sagte Lelio mit einem Ausdruck, als fände er keine Worte für seine Gefahr und mit einer Geberde namenlosen Entsetzens.

„Ich bitte, Lelio, erzählen Sie mir Ihre Reiseabentheuer nicht bloß durch Seufzer und Geberden, sondern recht ausführlich. Sie wissen ja, wie viel Antheil ich an Ihnen nehme."

„Ich weiß es, Signora, und ich will Ihnen gern Alles erzählen. Nur fürchte ich zwei Dinge."

„Und die wären?"

„Erstens: von meiner Seite, Mangel an Worten; — zweitens: von Ihrer Seite, Mangel an Verständniß."

„Das ist freilich übel," entgegnete Judith lächelnd, „denn damit fehlt auf beiden Seiten die Hauptsache! aber fangen Sie nur an! wir wollen uns Mühe geben."

„O Judith, theure Signora! denken Sie an Petrarca, der einst klagte: „Non ti conosco il mondo, mentre ti ha!"[1]) und doch nur von der Laura, von einem sterblichen Weibe sprach!"

„Aber, guter Lelio, es wird Ihnen doch nicht eine Unsterbliche begegnet sein?"

„O Judith, das Göttliche ist in der Welt und die Welt kennt es nicht und verachtet es und geht vorüber zu ihren Festen, die nach Moder duften; zu ihren Freuden, die nach Moder schmecken; zu ihren Klügeleien,

1) „Die Welt besitzt dich, ohne dich zu kennen."

die um Moder sich bewegen; zu ihren Bestrebungen, die in Moder untergehen."

„Sehen Sie, Lelio, das verstehe ich sehr gut!" warf Judith mit einem schwermüthigen Lächeln ein und legte sinnend ihre Stirn in die aufgestützte Hand.

„Es mögen wohl schon sechs Wochen sein," fuhr Lelio fort, „denn wir waren noch in Venedig und Sie hatten noch eine Reihe von Vorstellungen in der Fenice zu geben — da bat ich Sie um einen Monat Urlaub. Ich wollte in der Schweiz eine Zusammenkunft mit politischen Gesinnungsgenossen haben und dann nach Regensburg gehen, um den Gregorianischen Kirchengesang in Deutschland kennen zu lernen, der am dortigen Dom am tüchtigsten ausgeführt werden soll. Ich reiste ab. Ich fand meine Freunde in Genf ganz in unserer Art und Weise beschäftigt, Systeme zu ersinnen, Theorien zu verbreiten, Verbindungen zu schließen, Faden anzuknüpfen, Lehren zu predigen, Thaten auszuführen, Adepten zu gewinnen — Alles zu dem einen Zweck: die bestehende gesellschaftliche Ordnung von ihrer Basis und aus ihren Fugen zu drängen, um dann, in einem günstigen Augenblick, durch den heftigen Stoß einer Revolutionsbewegung das wankende Gebäude über den Haufen zu werfen und darauf den Neubau der gesellschaftlichen Ordnung nach dem Programm: Völkerfreiheit! Geistesfreiheit! auszuführen. Hierin stimmen alle Männer der Zukunft überein. Dies ist Plan und

Ziel aller geheimen Bünde, mögen sie Carbonari, Illuminaten, Freimaurer, Italianissimi oder sonst wie heißen. Was nun jeder Einzelne unter Völker-, Geister-, Gewissens- und sonstiger Freiheit versteht, wie weit er sie verallgemeinert, wie groß er ihr den Spielraum läßt — das ist seine Sache und hängt mit seiner Persönlichkeit und seiner Specialität zusammen und man gönnt es ihm, insofern das bundesgemeinsame Wirken nicht dadurch beeinträchtigt und gehemmt wird. Wir Italianissimi wollen die Zeiten der alten Roma wieder haben — die Zeiten der Republik, mit ihren Volkstribunen, ihren Großthaten und ihrer Besiegung aller Karthaginensischen Nebenbuhler um die Weltherrschaft."

„Ich weiß es," unterbrach ihn Judith, „Sie haben sich oft mit höchster Begeisterung über diese Gestaltung der Zukunft gegen mich ausgesprochen, und da ich nun einmal glaube, daß jeder Mensch seine fixe Idee, seine Chimäre, seine Marotte hat: so hab' ich mich über die Ihre nicht weiter gewundert. Ginge ich aber nicht von einer allgemeinen, einer Ur-Marotte aus, so würde ich Sie für verrückt halten müssen, denn kein vernünftiger Mensch unternimmt es in Wirklichkeit, die Weltgeschichte um zwei bis drei Jahrtausende zurück zu schleudern. Ich bitte Sie, was fangen Leute unseres Schlages in Ihrer altrömischen Republik an! Wir müssen uns für die Göttin Roma schlachten lassen, sonst kommen wir um vor Hunger und Beides wäre nicht nach meinem Geschmack."

„Ich weiß nicht," fuhr Lelio lächelnd fort, „soll ich es dem ernüchternden Einfluß Ihres Umganges, Signora, oder irgend einem feindlichen Gestirn zuschreiben, genug, ich fand im Kreise meiner Freunde und Bundesbrüder nicht die Begeisterung früherer Tage. Manche Ansicht kam mir hohl vor, mancher Weg schief, manche Theorie unhaltbar, mancher Plan unausführbar. Disharmonien innerer Widersprüche gellten mir in die Ohren, und Dissonanzen mit Wahrheit und Recht wollten sich durchaus nicht lösen lassen. Ich fühlte mich etwas verstimmt, etwas ernüchtert, etwas abgekühlt — und um wieder in meinen Freiheitsschwung zu kommen, beschloß ich, von dem hypercultivirten Leman, wo nichts mich an die altrömische Republik erinnerte, an den Vierwaldstättersee zu gehen. Ich that es! aber! aber! — auch die kleinen Cantons, die Urschweiz, die Wiege der schweizerischen Freiheit — sie wollten mir nicht gefallen. Diese Löwenkühnheit in der Vertheidigung ihrer politischen Unabhängigkeit gegen fremde Herrschaft, von den Tagen ihres ersten Bündnisses bis zu den Tagen der französischen Republik — als die Weiber von Schwyz die Kanonen herbeizogen, um die Männer im Kampfe gegen die Franzosen zu unterstützen; und dagegen diese hündische Treue, einem Ludwig XVI. den Fahneneid zu halten, auf der Seite eines Königs wider ein Volk zu stehen. . . ." —

„Lelio!" fuhr Judith heftig auf, „fühlen Sie nicht,

daß Sie sich ein Brandmal auf Stirn und Herz durch Verachtung des Fahneneides drücken?"

„Ich fühlte es nicht!" erwiederte er gelassen und fuhr fort: „Und dagegen diese mehr als hündische Unterwürfigkeit vor einer Religion, welche die heftigste Gegnerin aller Freiheit ist und von ihrem ersten Anbeginn das edelste und beste, was der Mensch hat: die Freiheit seines Willens — nicht sowohl in Ketten, als in Windeln legte: ich konnte einen so schreienden Widerspruch nicht begreifen und kaum ertragen. Als ich vom Rigi herabsteigend das grüne Alpenland des Cantons Schwyz durchwanderte, fand ich nach und nach eine Menge von Reisegefährten, Männer und Weiber, die mit einem Bündel auf dem Rücken, mit bestaubten Schuhen, Manche mit der Perlenschnur des Rosenkranzes in der Hand, Andere auf einen Stab sich stützend, des Weges zogen. Einige gingen in größeren Schaaren, Einige in kleinen Häuflein, bekümmerten sich weder um die Gegend, noch um Reisebegebenheiten, beteten Litaneien und Rosenkranz und knieten oftmals vor den Cruzifixen nieder, welche dort so häufig sind, daß sie naturwüchsig zu sein scheinen. Fragte ich den Einen oder Anderen: „Wohin des Weges?" — so antwortete Jeder: „Nach Einsiedeln, zur Engelweihe." — Ha! dacht' ich, das kommt dir gerade recht! da gehst du auch hin und schaust dir einen Aufzug der Farce mit an, welche von der katholischen Kirche zum Besten der leicht-

gläubigen Menschheit aufgeführt wird. Ich ging noch über ein Paar Berge und durch eine Strecke grünen, stillen Hirtenlandes — dann durch einen großen Flecken, dessen Häuser von Außen förmlich mit Wirthshausschildern tapezirt sind — und war in Einsiedeln. Im Hintergrund des weiten Thales, gelehnt an einen mächtigen, mit Schwarzwald bedeckten Bergrücken, erhebt sich das großartige, majestätische Kloster, das mit seiner von zwei Thürmen überragten Kirche zwischen zwei langen Seitenflügeln, ein stattliches Gebäude im Styl des vorigen Jahrhunderts bildet und von den Häusern des Fleckens durch einen großen freien Platz abgesondert ist. In der Mitte desselben steht eine Mutter-Gottes-Statue auf einem Springbrunnen, der beständig in zwölf Strahlen Wasser speit und rings umher liegen kleine unansehnliche Boutiken, in denen Cruzifixe, Medaillen, Rosenkränze, Heiligenbildchen und dergleichen Gegenstände, welche die Andacht liebt, feil gehalten werden. Verstehen Sie mich, Signora?" fragte Lelio, plötzlich abbrechend.

Halb mit leisem Lächeln, halb mit leichtem Achselzucken, neigte Judith bejahend ihr schönes Haupt — und Lelio fuhr fort: doch mit so verändertem ernsten Ausdruck, daß auch sie unwillkürlich ganz ernst wurde.

„Vor dreizehnhundert Jahren lebte ein Jüngling, der hieß Benedict, und der wurde von einer ganz wundersamen Liebe ergriffen — von einer Liebe, welche die Welt

nicht begreift, weil sie nicht mit Fleisch und Blut zusammenhängt — von der Liebe zu Gott, zu dem menschgewordenen, leidenvollen, gekreuzigten Gott der christlichen Offenbarung. Er war jung und von hoher Geburt; aber er vergrub seine Jugend und ihre Ansprüche in einer Felsenhöhle — denn von einer ganz anderen Höhe stieg der Herr des Himmels und der Erde in die Felsenhöhle von Bethlehem hinab. Weil der Gegenstand seiner Liebe ein gekreuzigtes Leben führte, wollte Benedict es nicht anders haben. Das ist Urgesetz der Liebe: Alles theilen mit dem Geliebten, ähnlich sein dem Geliebten, um unzertrennlich zu sein vom Geliebten! Das begreift jedes Herz; das stellt auch die griechische Mythe lieblich und tiefsinnig in den Brüdern Castor und Pollux dar. Pollux war ein Göttersohn, Castor der Sohn eines Sterblichen, und als nun Castor sterben mußte und, gemäß dem Menschenschicksal, in den Orcus versinken sollte, da erklärte Pollux, der unsterbliche, er wolle zeitweise mit seinem geliebten Bruder in der Unterwelt weilen; dafür solle dieser dann zeitweise die Wonnen des Olymps mit ihm theilen. Das ist Liebe. Die Griechen dichteten von ihr; Christus übte sie; aber — da er Gott war, so übte er sie als Gott, immer und für Alle. Auch darin suchte Benedict ihm ähnlich zu werden und die Ströme der Liebe, welche sich in seinem für die Irdischkeit abgestorbenen Herzen angesammelt hatten, für die Menschen, seine Brüder, auszugie-

ßen. Was braucht der Mensch zu seinem Glück? — die richtige Erkenntniß Gottes. Sie ist der klare Born, aus dem der Trunk der Ruhe geschöpft wird, der Ruhe, die über alle Unruhe der Welt tröstend hinweghilft. Die richtige Erkenntniß Gottes wollte Benedict in der Menschheit fördern, das Apostelamt fortsetzen und ausbreiten. Es sammelten sich gleichgesinnte Männer zu ihm, um ihren guten Willen an seiner höheren Erleuchtung und Kraft zu stärken, um durch Gemeinschaft ihre Unvollkommenheit zu ergänzen. Benedict lehrte sie zuerst, die sinnliche Natur zu besiegen durch Selbstverläugnung, Gebet und Arbeit; und dann dem Nächsten zu dienen, wie Gott es fügen würde. Und Gott nahm große Dienste von diesen Männern aus Benedicts Schule an! Was Europa von Cultur und Civilisation besitzt, hat es ihnen zu danken. Sie drangen aus Italien immer weiter gen Norden; sie hielten in der vielfach vermorschten, und mit dem Christenthum häufig nur übertünchten, römischen Gesittung das christliche Ideal aufrecht und zündeten wie auf einem Leuchtthurm das Licht an, das ein Signal der Rettung für Alle war, welche zwischen den Wellen und Stürmen jener unter- und aufgehenden Zeit gefährlich schifften. Sie zogen zu den barbarischen Völkern Galliens und Germaniens und weiter noch, über Nord- und Ostsee, predigten das Evangelium, siedelten sich an unter dem rauhen Himmel, in weiter wilder Ferne von ihrer Heimath und ihrer

Sprache, unter fremden Menschen, von denen sie gehaßt, verfolgt, gemartert, gemordet wurden; und zum Dank dafür brachten sie diesen barbarischen Horden nicht nur das Licht, sondern auch die Liebe des christlichen Glaubens und machten ihnen das zeitliche Leben leicht, nachdem sie ihnen das ewige Leben gerettet hatten. Die Glaubensboten wurden Holzschläger, Ackersleute, Handwerker. Sie rodeten Wälder aus, sie legten Sümpfe trocken, sie bebauten das Feld, sie trieben Gartenbau, sie pflanzten den Weinstock; sie führten Kapellen und Kirchen auf, daneben enge Räumlichkeiten zu ihrer Wohnung, und größere, um Kinder und Jünglinge aufzunehmen, zu unterrichten und auszubilden. Sie wußten Männer herbei zu ziehen, von Jagd- und Kriegszügen abwendig zu machen und für das gesittigte Leben des Feldbaues und des Handwerkes zu gewinnen. Diese siedelten sich auf den urbar gemachten Stätten rings um die Kirche an, bildeten Familien und die Familien bildeten eine christliche Gemeinde; so entstanden Dörfer, dann Städte. Das ging nicht schnell, das währte Jahrhunderte; aber Benedicts Schüler waren nicht ungeduldig, denn sie wirkten nicht, um sich an ihren Erfolgen zu freuen, sondern um das Werk Gottes unter den Menschen fortzusetzen: „Pertransivit benefaciendo.“ Eine ihrer Generationen starb nach der anderen, und eine Generation übertrug die Fortsetzung dieses Werkes der anderen; sie lehrten und lebten das Evangelium.

Je wilder die Zeiten wurden, je trüber die Gährung brodelte, die bei dem Untergang und der Neubildung großer Epochen die Menschheit zerwühlt, je feindlicher äußere Stürme, Fehden, Kriege, barbarische Invasionen, räuberische Einfälle die Keime der christlichen Cultur mit Untergang bedrohten, und alle Bildung, alles geistige Leben in den Nöthen und Drangsalen des Augenblickes begruben, um so eifriger waren Benedict's Schüler, das Werk der Finsterniß zu hemmen und der Zerstörung des geistigen Lebens der Völker ein Bollwerk zu setzen. Immer größer, zahlreicher, umfassender wurden ihre Bildungsanstalten für die Jugend. Das zarte Knäblein fand bei ihnen die Pflege der Mutterliebe; der wißbegierige Jüngling die Lehrer der Wissenschaft; der weltentfremdete Sinn die Meister in der erhabenen Ascese, der höchsten Blüte des Menschengeistes. In ihrem gemeinschaftlichen Leben unter einem Dach, spärlich genährt, einfach gekleidet, waren ihre persönlichen Bedürfnisse gering. Alle Mittel, welche dem Nothleidenden, dem Kranken, dem Reisenden, dem Pilger nicht zuflossen, wurden darauf verwendet, Bibliotheken von Manuscripten anzulegen, und diese zu erhalten, zu vervollständigen, abzuschreiben, mit unsäglicher Mühe zu entziffern, bildete einen großen Zweig der Thätigkeit für diese demüthigen Männer. Sie verlangten nicht die armselige Ehre, ihren Namen auf ein Manuscript verzeichnet zu sehen. Sie verlangten die

Ehre Gottes, die durch Alles gefördert wird, was den Menschen in seiner Erziehung für ein übernatürliches Ziel — ich meine für ein solches, das außerhalb der Gränzen dieses Erdballs liegt — bilden hilft. So waren sie; so sind sie."

„Aber wer sind sie, diese Männer der großen Thaten und der demüthigen Herzen?" rief Judith.

„Es sind Männer, die heutzutage verachtet, verhöhnt, verfolgt, verleumdet, angefeindet werden und über die ich, von der vollen Höhe meines Ichs herab, längst den Stab gebrochen und sie unwürdig erklärt habe, in der Lichtwelt unserer Tage zu existiren."

„Bester Lelio, Sie reden irre."

„Keineswegs, beste Judith! diese Männer sind ja Mönche! Mönche des Benedictinerordens."

„Es sind Mönche!" sagte Judith gedehnt. „Wie konnten sie dann doch so viel Gutes stiften?"

„O Du ächte Tochter Deiner Zeit!" rief Lelio. „Ja, sehen Sie, Judith: weil es Mönche sind, deshalb stiften sie so viel Gutes. Es sind Jünger, es sind geistige Söhne von jenem Benedict, den eine wundersame Liebe ergriff: die Liebe zu Gott; und Söhne erben die Neigungen und Eigenschaften ihrer Väter — das müssen Sie bedenken."

„Welch ein Erbe von Liebe für die Menschheit, um nach dreizehnhundert Jahren nicht erschöpft zu sein!" sagte Judith sinnend. „Warum gehen denn Ihre mo-

dernen Volksfreunde und Weltverbesserer nicht bei diesen Mönchen in die Schule, Lelio?"

„Das will ich Ihnen sagen: weil wir modernen Apostel die Abtödtung, die Verdemüthigung und die Selbstverleugnung des Kreuzes ebenso sehr hassen und fliehen, als die Söhne Benedict's sie suchen und lieben; und weil ihre heilige und segensreiche Wirksamkeit ganz absichtslos unsere unheilige und verderbliche verdammt, deshalb verfolgen wir Diejenigen, welchen wir nicht nachahmen wollen. — Dies ist aber Alles nur die Einleitung, um zu sagen, daß Einsiedeln eine Benedictiner-Abtei ist, und die frommen Mönche jetzt, wie vor dreizehnhundert Jahren, Gott in dem Nächsten dienen: sie beten für ihn, sie studiren für ihn, sie unterrichten ihn. Sie lichten keine Wälder und trocknen keine Sümpfe mehr; dafür aber lichten sie die Herzen und retten sie die Seelen aus dem Sumpf der Sünden. Einsiedeln empfing den Namen nach einem Einsiedler und nach der Mutter Gottes. Im neunten Jahrhundert floh Meinrad, ein schwäbischer Grafensohn, in diese Waldeswildniß, an den Rand dieser Quelle. Nichts nahm er mit von den Schätzen seines Hauses, als eine kleine Mutter-Gottesstatue, vor welcher er seine Gebete verrichtete. Er übte gegen sich selbst, nach Art der Heiligen, unerbittliche Bußstrenge, und gegen Andere, welche bei ihm Rath und Trost in ihren Drangsalen suchten, liebevolle Barmherzigkeit. Himmlische Erleuchtungen wurden ihm

zu Theil; er wendete sie an, um das Reich Gottes in den Seelen zu fördern. Böse Buben haben zu keiner Zeit, nicht im ersten, nicht im neunten, nicht im neunzehnten Jahrhundert, die Heiligen geliebt. Böse Buben erschlugen Meinrad, der sie gastfreundlich beherbergt hatte. Die Legende — diese poetische Arabeske um ein historisches Gemälde — berichtet: zwei Raben, die Gefährten Meinrad's in der Einöde, wären den Mördern auf Schritt und Tritt mit wüthendem Geschrei und wilden Flügelschlägen durch Berg und Thal, über den See bis in ein Gasthaus der Stadt Zürich nachgeflogen; und dadurch sei die Missethat entdeckt worden. Das Gasthaus heißt bis zur Stunde zu den beiden Raben, und die Abtei hat sie in ihr Wappen aufgenommen. Meinrad's Zelle mit dem Mutter-Gottesbilde blieben in hoher Verehrung und andächtige Menschen kamen von nah und fern, um auf der Stätte zu beten, wo er so viel gebetet hatte, und um in geistiger Gemeinschaft mit ihm und mit allen Seligen, unter denen die allerseligste Jungfrau Maria obenan steht, um Gottes Gnade zu weinen und zu flehen, und für Gottes Barmherzigkeit zu preisen und zu danken. So wurde die Meinradszelle ein vielbesuchter Wallfahrtsort, wo auf Fürbitte des Heiligen und der Mutter Gottes große Gebetserhörungen stattfanden. Bald fand sich ein frommer und reicher Mann, der sein ganzes Vermögen dazu verwendete, den geistigen Bedürfnissen der Pilger entgegen

zu kommen. Er kaufte diesen Landstrich, baute Meinrad's Zelle zum Kloster, Meinrad's Oratorium mit dem Mutter-Gottesbild zu einer Kirche aus, fand gottselige Genossen, welche bereit waren, den Seelen zu dienen, nahm mit ihnen die Benedictiner-Ordensregel an, und nannte das Kloster von Unserer Lieben Frau zu Einsiedeln, woraus denn der gegenwärtige Name entstanden ist. Dieser Mann hieß Eberhard und wurde der erste Abt des Klosters. Als der Bau vollendet war, bat Eberhard den Bischof Conrad von Constanz, die feierliche Einweihung der Kirche vorzunehmen und die Stätte zu segnen, wo fortan die göttlichen Geheimnisse des Glaubens vollzogen werden sollten. Bischof Conrad kam und brachte die Nacht vor der großen Ceremonie mit Gebet und Wachen hin. Plötzlich hört er einen wundersüßen Psalmengesang, der aus der Kirche zu kommen scheint. Er horcht, er verläßt seine Zelle; der Gesang dauert fort. Er eilt zur Kirche, öffnet die Thüre — ein Meer von Licht flutet ihm entgegen und in diesem Licht sieht er Gestalten, welche freilich unsere trüben, von irdischen Bildern verdunkelten Augen nicht wahrnehmen können. Auf dem festlich erleuchteten Altar steht die Mutter Gottes von Strahlen umflossen, und vor dem Altare, bekleidet mit den hohenpriesterlichen Gewändern, bringt Christus der Herr das heilige Opfer dar. Die vier Evangelisten assistiren; St. Petrus hält den bischöflichen Hirtenstab, St. Gregorius die Mitra, St. Am-

brosius bringt den Opferwein dar und St. Augustinus den Weihrauch; St. Stephanus liest die Epistel, St. Laurentius das Evangelium und Erzengel Michael, der Anführer der himmlischen Heerschaaren, singt mit allen Engeln, welche Palmzweige und Rauchfässer schwingen, das Officium der Kirchweihe."

„Das ist ja wunderschön, Lelio! das sieht ja aus wie eine jener himmlischen Visionen, die Fra Angelico gemalt hat!" rief Judith. „Nur schade, daß diese Arabeske die historische Wahrheit überwuchert!"

„Ich erfinde nichts, ich berichte nur die Tradition," erwiderte Lelio; „aber die Tradition bildet ein großes und wahrhaftes Stück Welthistorie, denn sie faßt immer den Zusammenhang der natürlichen Weltordnung mit der übernatürlichen auf, ohne welchen Zusammenhang alle Wahrheit aus der Weltgeschichte verschwindet und sie zu einem öden Schattenspiel herabsinkt. — Bischof Conrad theilte dem Abt Eberhard am anderen Morgen die nächtliche Feierlichkeit mit und weigerte sich, die Einweihung der Kirche vorzunehmen. Aber man hielt ihn für einen frommen Visionär und bestand auf die Einweihung. Nachdem er lange umsonst Widerstand geleistet hatte, mußte Conrad nachgeben und die Ceremonie sollte beginnen, als plötzlich eine Stimme, die Alle hörten und die Allen unbekannt war, ihm zurief: „Halt ein! sie ist geweiht." Diese wunderbare Begebenheit erlebten Tausende; die Zeitgenossen glaubten

sie, die Tradition bewahrte sie, päpstliche Bullen bestätigten sie — und Einsiedeln wurde mehr und mehr eine Stätte, auf der es Gott gefiel, große Gnaden und ungewöhnliche Gebetserhörungen an die Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria zu knüpfen. Kein Tag verging, der nicht Pilger nach Einsiedeln geführt hätte. In ungeheueren Massen strömten sie herbei am Jahrestag des wunderbaren Ereignisses, das die Benennung „die Engelweihe“ empfing. Ohne recht zu wissen wie, war ich am Vorabend dieses festlichen Tages, der auf den 14. September fällt, zwischen Schaaren von Wallfahrern nach Einsiedeln gelangt — ich, ein feuriger Jünger und Apostel der Offenbarung des neunzehnten Jahrhunderts, deren Glaubensbekenntniß für jeden Einzelnen lautet: „Es ist kein anderer Gott, als Gott — und der bin Ich!“ Glänzender Fortschritt gegen das Glaubensbekenntniß des Islams, welches auch sagt: Es ist kein anderer Gott, als Gott; aber dann ganz bescheiden hinzusetzt: Und Muhamed ist sein Prophet; also noch eine andere Autorität festsetzt, als die des Selbstherrschers Ich. Aber Fortschritt muß sein, und da das erste Jahrhundert zum siebenten und das siebente zum neunzehnten fortgeschritten ist, kann die Menschheit doch unmöglich beim Glaubensbekenntniß der Apostel Christi und der Anhänger Muhamed's stehen bleiben. Darin sind wir ja längst übereingekommen, nicht wahr, Judith? Moyses, Solon, Confutse, Christus, Zo-

roaster, Muhamed — haben wir glücklich überwunden! Wir laboriren für den Augenblick ein wenig an Fourier, Proudhon und Brigham Young; aber das Alles liegt doch schon in den letzten Zügen und nicht lange währt's, so herrscht in der fortschreitenden menschlichen Gesellschaft die absolute Subjectivität. Jeder sitzt auf dem Thron, den er sich selbst baut — trägt eine Krone, die er sich selbst flicht — empfängt den Cultus, den er sich selbst darbringt — lebt nach den Gelüsten seines Herzens, die natürlich eben so erhaben sind, wie dies Herz es ist — und nebenbei wird Italien glückselig und Rom der Mittelpunkt der modernen Götterherrschaft.

„Diese und ähnliche Hochgefühle schwellten meine Brust, und im stolzen Bewußtsein meiner Würde und meiner Weisheit wanderte ich, wie ein verkappter Göttersohn, zwischen den armseligen und einfältigen Menschenkindern umher, die sich zu meinem Fortschritt nicht erschwangen und die sich wie eine Völkerwanderung über Einsiedeln ausgossen. In den verschiedensten Trachten, hier ländlich, da städtisch, dort national eigenthümlich, wogten tausend Gruppen, in besonderer Färbung und geschiedener Originalität, zu einer Masse verschmolzen, durch die Gassen dem großen freien Platz zu, wo sie sich sonderten und trennten, am Springbrunnen tranken, die Kaufläden besichtigten, am Bergesabhang sich lagerten oder die breiten Stufen zum Portal der Kirche hinanstiegen. Da waren Leute aus allen katholischen Cantonen

und aus allen Nachbarländern der Schweiz: aus Oberbayern, Schwaben und dem badischen Oberland; aus dem Elsaß und dem fernen Lothringen; aus Deutsch- und Welschtyrol. Da hört man italienisch, französisch, deutsch, romanisch in den verschiedensten Mundarten reden, und da sah man Gesichter und Trachten, die eine ebenso große Verschiedenheit der Sitten, der Gewohnheiten, der Lebensverhältnisse andeuteten. War es nicht sehr seltsam, daß so viel tausend Menschen aus allen Weltgegenden, von einem und demselben Gedanken bewogen, sich hier zusammenfanden in aller Stille, Ruhe und Ordnung! und was war es für ein Gedanke? wollten sie einen Carnevalszug sehen — oder ein Pferderennen — oder die Eröffnung einer Eisenbahn — oder den Einzug einer Prinzessin? wollten sie Gold graben, wie in Californien, oder Diamanten suchen, wie in Peru? — Ach nein! sie wollten hier beten. Keiner störte den Anderen, Keiner beeinträchtigte den Anderen, Keiner beobachtete den Anderen; Jeder war wie versunken in seine innere Welt und Alle waren in vollkommener Eintracht in der äußeren. Signora, ich muß gestehen, diese idealische Geistesverbrüderung frappirte mich ungemein, besonders weil sich mir gewisse patriotische Feste in's Gedächtniß drängten, die wir vor sechs, acht Jahren in Rom feierten, und weil diese Zusammenstellung nicht zum Vortheil unserer Bachanalien war. Nun warf ich mich, um gegen alle milde Eindrücke hieb-

und schußfest zu sein — in die Frechheit. Das hab' ich schon oft mit Glück gethan. Ich ging umher, Händ' in den Taschen, Cigarre im Munde, Lorgnon in der Augenhöle — und sah mir die Leute an. Es waren wirklich kräftige Männer dabei, frische Burschen, hübsche junge Mädchen — keineswegs lauter Krüppel, Greise und alte Hexen. Aber bei den jungen Mädchen dachte ich: Ah, ihr wollt hier um einen Ehegatten bitten; und bei den Jünglingen: und ihr um die Gunst eurer Liebsten; und bei den Männern: und ihr um das große Loos, oder um den Tod eures verblühten Weibes; und Tagediebe seid ihr Alle miteinander. Traf ich aber auf ein altes Weiblein oder einen müden Greis, die erschöpft von der Wallfahrt hastig und zerstreut einige Gebete murmelten, dann dacht' ich frohlockend: Ihr seid der ächte und rechte Wallfahrertroß! Euch grinzt der Tod an; da erschreckt ihr und nennt die Freuden eurer Jugend — Sünden. Und eure Feigheit läßt sich's weiß machen, daß ihr eurem Gott ein X für ein U machen und aus Sündern — Heilige werden könnt, wenn ihr gerade hier auf dieser Stätte fünfhundert Ave Maria murmelt. Ja, ja, ihr seid mir die Rechten, euch kennt man! In Gedanken von solcher Stupidität, solcher Bosheit und solcher Gemeinheit erging ich mich con amore. Endlich begab ich mich in die Kirche, die nach einer Feuersbrunst im vorigen Jahrhundert im reichsten, ornamentirtesten, italienischen Styl, mit einer

Fülle von Gemälden, Statuen und Fresken gebaut und geschmückt ist. Meißel und Pinsel stellen durch Marmor und Farben die Geschichte der Menschheit in jenen großartigen Umrissen dar, welche aus dem Alten und dem Neuen Bunde geschöpft werden, und an den majestätischen Gewölben rollen sich die Geheimnisse des Christenthums und das Leben des Gottessohnes von Bethlehem bis Calvaria, dem himmelwärts gewendeten Blick auf. Unfern vom Eingang, mitten im Hauptschiff, steht eine kleine offene Kapelle, deren Kuppel von schwarzen Marmorsäulen getragen wird. Unter der Kuppel steht über dem Altar eine schwärzliche Mutter-Gottesstatue mit dem Jesukinde. Goldene Strahlen bilden ihr den Hintergrund und vor ihr schwebt eine Lampe mit dem ewigen Licht. Mit meinem Lorgnon im Auge gaffte ich Alles an, und zum Glück durfte ich mir, als Künstler, erlauben, diese ganze Schöpfung der christlichen Kunst zu bewundern. Daß sie ein Sprößling des christlichen Glaubens sei, ließ ich bei Seite. Es waren viele Leute in der Kirche, aber es herrschte eine lautlose Stille. Die Meisten knieten um die Mutter-Gotteskapelle herum, denn die kleine Statuette ist St. Meinrad's uraltes Gnadenbild, und der Altar, über dem sie sich erhebt, ist derjenige, an welchem Bischof Conrad die himmlische Erscheinung wahrnahm. Dort ergießen sich seit tausend Jahren die Menschenherzen in Gebet und Thränen; dorthin wenden sich zuerst die

Pilger. Ich aber, als ein Neugieriger, schlenderte auf und nieder in den breiten Schiffen der Kirche und besichtigte alle Seitenkapellen. In einer derselben kniete eine einsame Frau. Sie fiel mir auf, denn in ihrer edlen Haltung war etwas, das mich an meine Mutter erinnerte. Auch in deren Alter mochte sie sein; aber sie trug noch die Spuren einer so ausgezeichneten Schönheit, daß es mich verdroß, solch' ein edles Menschenbild in dem Verdummungsprozeß des Rosenkranzgebetes zu sehen. Ich pflanzte mich seitwärts vom Altar, vor dem sie kniete, auf und starrte sie an."

„Aber Lelio, Sie sind unerträglich!" unterbrach ihn Judith. „Gönnen Sie doch den Leuten das Gebet — besonders den Frauen! Wer weiß, in welchen Schmerzen es die einsame Beterin getröstet hat."

„Nein, Signora, das dürfen wir nicht dulden. Die Apostel des Lichts müssen Licht verbreiten und Finsterniß erhellen! Ich nahm meine ganze Frechheit zusammen und sagte auf italienisch ganz laut zu der Beterin: Nicht wahr? du bist eine perfecte Magdalena? Sie schlug ein Paar große, milde, müde Augen zu mir auf und sagte im reinsten Italienisch mit einem unaussprechlich friedlichen und sanften Lächeln: „Nicht in der Buße, mein Sohn! bete ein Ave Maria für mich." — Judith! mein Gefühl war ungefähr das von Don Juan, als die Marmorstatue des Comthurs ein vernehmliches Ja! sagt; nur mischte sich in meinen Schreck eine grenzenlose Be-

schämung. Ich hätte mich unsichtbar machen und aus der Kapelle, aus der Kirche, aus ganz Einsiedeln verschwinden mögen. Ich fand mich auf dem freien Platz wieder, ohne Lorgnon vor dem Auge. Wie ich hinaus gekommen, weiß ich gar nicht! mir schien, alle Blicke müßten auf mich gerichtet gewesen sein."

„O wie gönne ich Ihnen die Beschämung!" rief Judith und klatschte in die Hände. „Sie waren ja von einer ganz giftigen Insolenz."

„Es scheint, die heilige Atmosphäre habe die Macht gehabt, alle Herzen zu öffnen, und als das meine sich aufthat — sieh'! da kam Gift heraus! Und hätten Sie nur die Frau gesehen mit dem schönen Blick und der schönen Sprache und wie sie so mild sagte: Figlio mio! so würden Sie sich noch mehr meiner Beschämung freuen! In der frischen Luft und im heitern Sonnenschein, der die bunten bewegten Bilder glänzend umrahmte, kam ich wieder zu mir und kehrte in die Kirche zurück, als zur Vorfeier des festlichen Tages die Vesper begann. Die Menschenmasse war so groß, daß sich Kopf an Kopf und Schulter an Schulter drängte; doch kein profanes Wort wurde laut und keine profane Neugier gab sich kund. Ich fand gar keinen Stoff für meine Beobachtungen und horchte deshalb auf die Musik. Das Magnificat wurde prachtvoll gesungen, mit einer Würde, einem Schwung, einer Ruhe, einem feierlichen Ernst, daß jedes Wort und jeder Ton wie Perlen in Gold ge-

faßt dahin rollten und in mein Ohr fielen. Was das für eine seltsame Verheißung ist, dachte ich bei mir selbst: „Die Mächtigen stößt er vom Stuhl und erhöhet die Niedrigen.“ Sollte Gott wirklich mit den Republikanern gemeinsame Sache machen, die Fürsten und großen Herren wegjagen und das Volk auf den Thron bringen wollen? Dann kämst du auch auf den Thron, Lelio! — Aber du hast schon deinen Thron, inwendig in dir! — Am Ende gehörst du zu Denen, welche gestürzt werden sollen, und die kleinen niedrigen Geschöpfe rings um dich her kämen dann in die Höhe! Ja, klein und niedrig von Gesinnung wie jene Frau, die zu dem bösen Buben, der sie zu beleidigen versucht, mild sagt: Mein Sohn, bete für mich! Solche curiose Gedanken hatte ich bei dem Magnificat. Nach der Complet mit ihren wunderbaren Tönen, die wie Abendglocken zur Ruhe läuten, wurde es still in der Kirche und dämmernd. Die Kerzen erloschen. Vor dem Tabernakel hing eine Lampe mit dem ewigen Licht und vor dem Gnadenbild eine andere. Wie selige Gestirne flimmerten sie in die Schattenwelt hinein. Ein Theil der Pilger hatte sich in die Gallerie begeben und umlagerte die Beichtstühle so massenhaft, so ausdauernd, wie unsereiner die Aspiranten zu einer anderen Gallerie vor der Thüre des Opernhauses zu sehen pflegt — wenn Judith die Norma oder die Desdemona singt. In der Kirche, um die Beichtstühle, allüberall, Stillschweigen, Sammlung, Ruhe

und keine andere Bewegung als die, welche durch das leise Kommen und Gehen vieler Menschen verursacht wird. Ich fragte einen Kirchendiener, der am Eingange ein paar Lichter anzündete, damit die Dunkelheit nicht überhand nehme, ob später noch irgend eine Ceremonie statt fände. Er verneinte es mit dem Zusatz, daß die Beichten bis Mitternacht fortdauerten und daß am anderen Morgen um vier Uhr die ersten Messen gelesen würden. Ich fing an mich zu langweilen. Ich hatte genug gesehen, gehört, mein Müthchen gekühlt; ich dachte an meinen Rückzug. Aber ich blieb wie eingewurzelt auf meinem Platz, denn es erhub sich plötzlich ein ganz eigenthümliches Getön, flüsternd erst, wie das Laub im Winde, wie ein Bächlein, das über Kiesel und Moos behende fortrieselt; dann steigend, anschwellend, rauschend wie ein gewaltiger Sturm — brausend wie die Meeresbrandung — unmelodisch und doch voll übernatürlicher Harmonie — regellos, und doch zur übernatürlichen Einheit gesammelt. Es quoll aus allen Theilen der großen Kirche hervor, aus den Gängen, aus den Kapellen, von den Kniebänken, von den Stufen der Altäre; es stieg und sank — und hob sich wieder — eine Flut, ein Orkan von Gebet, das aus dem Herzen und von den Lippen von zehntausend Pilgern kam. Jeder betete halblaut seine Gebete in seiner Sprache, weinend, klagend, frohlockend, flehend, angsthaft, zuversichtlich, jammernd, lobpreisend — der Eine ein Pater, der

Andere ein Miserere, der Dritte ein Salve Regina, der Vierte ein De profundis, der Fünfte ein Te Deum, der Sechste ein Veni sancte. Und Einige beteten mit ihren Thränen und Andere mit ihren Seufzern und Andere mit gebrochenen Worten: Alle Leiden und Schmerzen, alle Nöthen und Trübsale, alle Kämpfe und Qualen, alle Liebe und Hoffnung, welche über den Erdball ausgebreitet sind, drängten sich auf diesem einen Punkt der Erde zusammen, und schrieen auf in diesem einen, ungeheuern, Mark und Bein erschütternden Accord: es war der Geist der Menschheit, der sehnsüchtig an das Herz Gottes flüchtete. Es überfiel mich, ich weiß nicht was für ein Verlangen, einzustimmen in diese wunderbare Hymne der betenden Menschheit; aber ich vertheidigte mich auf's Aeußerste und dachte an unsere Hymnen auf den Barricaden, auf den Gassen, bei Volksbanketten, im Theater, bei unseren Orgien; was sangen die? Ja, was singen die! Blut, Mord, Lustgier, Wahn und Rausch. Ein namenloser Ekel wandelte mich an. Ich stieß sie fort — mit dem Fuß. Hinweg mit euch! ihr seid nicht die Stimme eines höheren Geistes in der Menschheit; denn was ist euer Grundton? Trotz! — Trotz gegen Gott und seine Offenbarung. Nennt's wie ihr wollt! .... aber das ist's: Trotz gegen Gott und seine Offenbarung. Ihr seid gerichtet!! — — Judith, verstehen Sie mich?"

„Ich weiß nicht!" flüsterte sie. „Erzählen Sie weiter."

„Aber ich!“ fuhr Lelio fort, „ich sollte einstimmen in die Hymne des Gebetes zu Ehren eines menschgewordenen, eines gekreuzigten Gottes und Erlösers? ich glaubte ja nicht an ihn! Mein Glaube lag ja begraben unter jenen Disteln und Dornen, die mir das weiße Kleid der Gnade zerrissen hatten. Wer nicht glaubt, kann nicht beten! Da fiel mir die Frau mit dem schönen liebreichen Blick ein und ihr Wort: Figlio mio, bete ein Ave Maria für mich! Nun schloß ich einen Compromiß mit mir selbst ab und sprach heimlich: Ich habe die Frau gekränkt; dafür will ich ihr den Gefallen thun, und ein Ave Maria für sie sprechen. Auf diese Weise war halb und halb mein Verlangen befriedigt, halb und halb meine Ehre gerettet. Es gibt nichts Elenderes unter der Sonne, als ein Compromiß mit der Wahrheit. Dann verließ ich die Kirche, begab mich in meine Herberge und suchte zu schlafen. Es ging aber nicht recht. Theils hielten mich wahre Gedankenstürme wach; theils störten mich die Pilger, die in neuen Schaaren herbeikamen und ohne Obdach zu suchen geradesweges zur Kirche gingen und auf den Stufen gelagert, Rosenkranz und Litaneien beteten und geduldig harrten, bis sich um zwei Uhr Morgens die Thüren öffneten und sie zum Teich Bethesda der Seelen — zum Bußsacrament eingehen ließen. Schlief ich aber ein paar Minuten, so war mir unaussprechlich wohl, denn das unbeschreibliche und unvergeßliche Nachtgebet der Pilger säuselte über

mich fort wie ein Wiegenlied. Um drei Uhr läuteten alle Glocken. Ich sprang so eilig auf, als dürfe ich keinen Moment des Festtages verlieren und eilte in die Kirche; nicht aus Andacht, aber wir Künstler lieben allerhand Emotionen, nicht wahr, Judith? Wie das aber zu gehen pflegt: sucht man sie, so findet man sie nicht. Um vier Uhr begann der Gottesdienst. Die ganze Kirche und alle Kapellen waren erleuchtet. Am Hochaltar feierte der Abt das heilige Meßopfer und an den übrigen Altären die Mönche und fremde Geistliche. Dann wurde die heilige Communion ausgetheilt — an Tausende und Tausende. Zuweilen trat eine Pause in der heiligen Ausspendung ein. Dann fluthete aber wieder ein Menschenstrom zum Tische des Herrn und wieder erschien der Priester und brach das Brod des Lebens. Um zehn Uhr wurde ein prachtvolles Pontificalamt celebrirt und zwar vom Nuntius des Papstes — was mich denn wieder in meine allergiftigste Stimmung versetzte. Der alte schwache Priesterfürst in Rom hat seine Gesandten überall, bei Kirchenfürsten, bei weltlichen Fürsten und wie sie; und die Oberhäupter des ächten, des republikanischen Roms, ein Mazzini, ein Garibaldi, werden als Revolutionäre verbannt, gehaßt und mißachtet! Ueberdies mißfiel mir die frohe Stimmung des Volkes, das sich nach dem Hochamt wie ein bunter, beweglicher, tausendfarbiger Teppich über den Platz und den Bergabhang und die Gassen hinzog. Und ach! was war

das doch für eine unschuldige Fröhlichkeit! sie waren mit Gott ausgesöhnt, sie waren mit der Speise der Engel erquickt: nun lagerten sie sich traulich zusammen, die Familien, die Freunde, die Gemeinden — auf dem Rasen, um den Brunnen, in den Gaststuben, wo sie eben ein Plätzchen fanden — und genossen das Wenige, was sie mitgebracht hatten, oder was sie mit knapper Noth sich kauften. Und wer Etwas hatte, der theilte es mit dem Dürftigen und labte den Krüppel und den Armen. Wie hätten die nicht froh sein sollen! Da waren ja Alle beisammen, die Christus auf Erden geliebt und denen er im Himmel die Seligkeit versprochen hat: die reinen Herzen, die Armen im Geist, die Leidtragenden, die Barmherzigen. Aber ich — ich gehörte nicht in das Reich dieser guten Kinder Gottes und deshalb grollte ich ihnen.

„Um mich zu zerstreuen, gerieth ich auf einen seltsamen Einfall. Ich ging in die Sacristei und bat um Erlaubniß, die Orgel spielen zu dürfen, da ja jetzt während einiger Stunden kein Gottesdienst statt finde; ich sei ein Musiker aus Rom, und die Orgel mein eigentliches Fach. Sie wissen, Signora, daß dies die volle Wahrheit ist, daß meine Eltern mein Talent für die Kirchenmusik ausbilden ließen und daß sogenannte Freunde mich später in das Bühnenorchester und so weiter! und so weiter lockten! aber die Orgel blieb mein Lieblingsinstrument, und in Einsiedeln überfiel mich das Verlangen sie zu spielen. Mein Wunsch wurde

gewährt; doch mit kluger Vorsicht. Man kannte mich ja nicht! ich konnte ein Stümper sein oder ein Böswilliger, der durch schlechtes Orgelspiel die Andächtigen verletzte oder ärgerte. Man führte mich auf eine Orgelbühne, die zu einem Oratorium gehören mochte; und da fand ich ein herrliches Instrument. Ich war ganz allein, ganz ungestört. Durch die Fenster, die mehr als mannshoch vom Fußboden angebracht waren, schaute der reine Septemberhimmel wie ein tiefblaues Augenpaar auf mich herab. Außerdem sah und hörte ich nichts von der ganzen Welt. Ich setzte mich an die Orgel. Die Anklänge des gestrigen Abends gingen mir noch durch die Seele. Ich entfesselte eine Welt von Tönen. Alle Klagen der Menschenbrust, vom Jammerschrei bis zum Todesseufzer rief ich wach und ließ ihre Wogen steigen, wachsen, schwellen, bis sie mir selbst über dem Kopf zusammenschlugen und nicht ich mehr sie beherrschen konnte, sondern ein höherer Meister; und wer? Pergolese! an seinem himmlischen Stabat mater brach sich die steigende Flut. Erinnern Sie sich, Signora, wo Sie zuletzt das Stabat sangen und ich Ihren Gesang begleitete? In der letzten Charwoche war's, zu Paris, in der Kapelle der Klosterfrauen von Notre-Dame-de-Sion — da war's! da sangen Sie mit Ihrer Erzengelstimme, großmüthig wie immer, für den Zweck dieses Ordens: die Bekehrung der Juden in Jerusalem. Seitdem hatte ich nicht an das Stabat gedacht. Nun fiel es mir ein. Nun tauchte aus den

Schmerzen einer Welt — das Kreuz auf, und alles irdische Wehegeschrei verstummte vor der übermenschlichen Klage eines Herzens, das unter dem Kreuze stand „pertransivit gladius." Ich weiß nicht, wie lange ich spielte. Ich schwamm, ich badete in diesen Melodien einer höheren Sphäre; ich durchwob sie mit meinen Phantasien, ich ließ alle Verzweiflung der Erde und alles Wuthgeheul der Hölle in sie hinein gellen; aber nur um so mächtiger rauschten die Ströme himmlischer Harmonie auf sie herab, und wie ein stiller silberweißer Schwan zog das Stabat durch die tobende See und stellte das Kreuz immer fester, immer leuchtender auf ein zermalmtes Mutterherz.

„Endlich kam ein dienender Bruder mit der Bemerkung, daß der Abend sinke, und daß ich doch ja nicht die Prozession versäumen möge, welche beginne, sobald es ganz dunkel sei. Ich riß mich mühsam von meiner Orgel los und eilte in's Freie. Ich hatte die Absicht, einsam auf den Bergen umher zu schweifen, um der langweiligen Prozession aus dem Wege zu gehen; da bemerkte ich Anstalten zu einer Beleuchtung und die Beleuchtung der St. Peterskirche in Rom, diese Wonne meiner Kindheit, fiel mir ein. Ich blieb, um zu sehen, ob hier etwa eine Nachahmung stattfinden solle. Je mehr die Nacht einbrach, desto mehr versammelte sich die Menschenmasse auf dem freien Platz. Er war zuletzt wie gepflastert mit Köpfen. Da ich etwas kurzer Statur bin, verwünschte ich hundert Mal die lang-

gewachsenen Söhne der Alpen, zwischen denen ich eingekeilt stand, und verfiel in eine höchst grimmige Stimmung über die stupide Neugier, welche so viel tausend Menschen hier zusammenführe, während ich vielleicht der einzige stupid Neugierige unter ihnen war. Endlich entstand in der Kirche eine große Bewegung; die Orgel erklang, die Kerzen auf allen Altären wurden angezündet, feierlicher Gesang ertönte, die Glocken huben an zu läuten, die Prozession setzte sich in Bewegung. Eine Doppelreihe von Mönchen und Geistlichen, jeder mit einer brennenden Kerze in der Hand, zog vom Hochaltar aus durch die Kirche, aus der Thüre, die Stufen hinab, um den Platz. Am Schluß der Doppelreihe ging der Abt unter einem Baldachin, von Weihrauchwolken umwogt, das Sanctissimum tragend. Als es außerhalb der Kirche erschien, flammte über dem Portal ein colossales Lichtkreuz und rings um den Platz, in gewissen Zwischenräumen, Bündel von Fackeln auf, und im feierlichen Reigen wandelte die Prozession dahin. Wie die Wellen des rothen Meeres sich theilten, um dem Volke Israels Durchgang zu lassen: so wich die Menschenmasse und stand zu beiden Seiten wie eine Mauer, und kniete nieder, wenn die kleinen Glöckchen und die Weihrauchwolken sich näherten, und erhoben sich wieder, wenn das Sanctissimum weiter zog. Ich aber kniete nicht nieder, sondern reckte mich so hoch ich konnte, und stand mit verschränkten Armen, Lorgnon vor dem Auge,

Hut auf dem Kopf, in der vordersten Reihe kerzengerade, als sich das Sanctissimum meinem Platz nahte und Alles neben mir, hinter mir und gegenüber auf die Knie sank. Ich stand im stolzesten Bewußtsein meiner Würde und Freiheit; aber mein Hut fiel! ein ernster dunkeläugiger Tyroler nahm ihn mir ganz ruhig ab, mit dem Ausdruck eines Vaters, der seinem Bübchen zeigt, was schicklich sei. Ich riß ihm empört meinen Hut aus der großen sehnigen Hand, die mit ungewöhnlicher Behendigkeit das Kreuzzeichen machte, und drängte mich, von Zorn gekräftigt, nach der anderen Seite des Platzes, wo man unfern der Kirche zum Behuf dieser Feierlichkeit einen Altar errichtet hatte, der wie ein Meteor im nächtlichen Dunkel aufstrahlte. Er war um viele Stufen erhöht und von einer säulengetragenen Kuppel überwölbt, und alle Umrisse des kleinen Gebäudes waren mit ungemein glänzenden Lampen, wie mit Schnüren von Diamanten eingefaßt. Das Innere war ganz mit Blumen austapezirt und an der Hinterwand ein großes transparentes Gemälde angebracht, jene Vision, die Johannes auf Pathmos hatte: das wunderbare Weib mit den zwölf Sternen um das Haupt und der Mondessichel zu ihren Füßen. Nach diesem Altar zog die bewegliche Lichtlinie der Prozession.

„Trotz meiner kritisirenden Stimmung fand ich das Schauspiel großartig. Es war nichts zu sehen, als eine tiefdunkele, von einzelnen Lichtgruppen erleuchtete Erde: das Kreuz in der Höhe, Altar und

Fackelbündel im Vorgrund, in der Tiefe des Bildes der Flecken Einsiedeln illuminirt von tausend Lichtlein — einer kleinen Welt von Leuchtkäfern ähnlich. Die Menschen — still, ernst, gesammelt, ruhig auf einem Fleck, kein Gedränge, keine Schaulust, und doch zu Tausenden beisammen. Im Hintergrund die gewaltigen Berge, die sich in ihrer Massenhaftigkeit ganz schwarz zum Nachthimmel erhoben. Dazu die großartigen Stimmen, welche dem Bilde einen Ausdruck von Seelenleben gaben, Orgelklang, Chorgesang, Glockenton — und über dem Allen der starke Wind, der von den Gletschern kam und über den Wald sauste und die Spitzen der hohen Tannen umbog und mit ihren Aesten wie mit Fahnen wehte. Der Abt war zum Altar hinaufgestiegen und nun erklangen diese wunderbaren eucharistischen Hymnen, welche von den Heiligen geschaffen sind und vielleicht von den Engeln gesungen werden. Dann hob er hoch auf das goldene Haus, in welches die überhimmlische Dreifaltigkeit, verschleiert von der heiligen Hostie, sich herabgelassen hat, hielt es einige Augenblicke fest und hoch vor allem Volk und bewegte es dann langsam, im Kreuzzeichen, segnend über der Menge. Alle Gebete waren verstummt; die Orgel schwieg; nur die Kanonen donnerten in den Choral der Glocken hinein; alle Stirnen senkten sich zu Boden; denn nicht der Priester — Gott der Herr segnete sein Volk. Und ich? — o ich stand aufrecht, als der Abt die Monstranz erhob und hoch hielt

und darzeigte; und stand aufrecht, als die Kanonen krachten und die Menge auf die Knie fiel und der Abt die beiden ersten Bewegungen mit der Monstranz machte. Und als er sie nach meiner Seite wendete und ich sie fest und kalt ins Auge fassen wollte, da ging von ihrem Mittelpunkt ein goldener Strahl aus — und der traf mich, war's in's Herz, auf die Stirn, im Blick — ich weiß es nicht! genug, er traf mich besiegend. Meine Stirn sank zur Erde, meine Seele flog in den Himmel, ich lag im Staube und ich betete an."

„Was ist das, Lelio!" rief Judith gespannt und aufgeregt. „Was war das für ein Strahl?"

„Nichts Irdisches war's, Signora, nichts Materielles. Kein Blitzstrahl war es, und kein Spiel der Lichter auf den Diamanten der Monstranz. Aber auch eine Vision war es nicht, wie die Heiligen sie wohl haben; kein Flammenpfeil, wie er der heil. Therese das Herz durchbohrt und zu seraphischer Liebe entzündet..." —

„Nun denn," rief Judith beinahe heftig, „was war's?"

„Die Gnade war es, Signora!" sagte Lelio sanft. „Der Hebel war es, der seinen Stützpunkt im Herzen des Erlösers hat, und der ein elendes Menschenherz aus dem Abgrund der Sünde emporhebt."

„Das verstehe ich nicht," sagte Judith kalt.

„Ich prophezeihte es," erwiderte er lächelnd.

„Nun weiter!" rief sie.

„Ich bin zu Ende, Signora! ich habe in der ganzen Zeit Einsiedeln nicht verlassen, gründlich in meinem Gewissen aufgeräumt und komme nun, um meine Vorsätze auszuführen."

„Aber Ihre unbekannte Beterin werden Sie doch erkundschaftet haben?"

„O nein! die ist mir unbekannt geblieben. Komme ich aber einst in den Himmel, so werd' ich sie schon erkennen — unter den Heiligen oder zwischen den Engeln."

Das Geschlecht, welches „das schöne" und „das fromme" genannt wird, hat eine Eigenschaft, welche seine Schönheit und Frömmigkeit sehr beeinträchtigt: es verträgt nicht gut das Lob einer anderen Frau. Bei Judith, die nicht den mindesten Anspruch an Frömmigkeit machen konnte, wird es also nicht auffallen, daß sie von ihrer Höhe herab entgegnete:

„Nun was ist denn darin so großartig, einen armseligen Menschen zu verachten, der uns beleidigen will? es fliegt Staub an den Saum unseres Kleides: wir schütteln ihn ab — und gehen weiter. Das ist doch eine allzu unbedeutende Handlung, um einen Paß in die Heimath der Engel zu erwirken."

Lelio machte eine lebhafte verneinende Geberde.

„Tag und Nacht!" rief er, „Himmel und Erde! Sie verachten den Menschen, der Sie beleidigt: heidnischer Stolz! die Unbekannte bittet ihn: Mein Sohn, bet' ein Ave für mich: katholische Demuth!"

„Und gaben Sie sich gar keine Mühe, diesem Mirakelwesen auf die Spur zu kommen? Schade, daß es nicht ein Vierteljahrhundert jünger war!“

„Signora,“ sagte Lelio ernst, „dies verstehen Sie wirklich nicht.“

„Und weshalb nicht, Signor Lelio?“

„Weil sich die Welt nach der Ordnung der Gnade Ihnen noch nicht erschlossen hat.“

„Und was ist das für eine neue mystische Weltordnung, Signor Lelio?“

„Es ist die, in welcher die Liebe zu dem gekreuzigten Gott der Offenbarung des Menschen höchstes Gesetz und heiligste Richtschnur ist. Es ist die, in welcher der Mensch, erlöst von der Wucht seines Ichs und von dessen unerträglicher Sklaverei, in den freiwilligen Dienst der göttlichen Liebe tritt und dadurch ein Werkzeug Gottes wird.“

„Und für ein solches halten Sie Ihre Unbekannte?“

„Allerdings, Signora. In der Gnadenwelt sind höhere Kräfte thätig, als in der natürlichen Welt, darum üben sie auch einen höheren Einfluß. Lebt und webt eine Seele in der Gnade, so gehen auch Gnadenwirkungen von ihr aus. Die höchste ist: eine Seele zu retten. Die Unbekannte hat den Grund zur Rettung meiner Seele gelegt; aber so recht wie ein unscheinbares Werkzeug Gottes: sie wußte es nicht, sie wollte es nicht. Sie übte nur einen kleinen Act von Demuth und Liebe —

so klein, daß die Weisheit der Welt ihn nur beachtet, um ihn zu verachten; aber er war gottgefällig und darum folgte göttlicher Segen ihm nach. Ahnungslos hat sie meinem verhärteten Herzen den ersten Ruck zu seiner Bekehrung gegeben. Gottes Barmherzigkeit that das Weitere. Jetzt muß ich das Meine thun."

„Was wird das sein!" rief Judith erwartungsvoll.

„Nicht wahr, den Montblanc in den Leman stürzen — oder eine neue Sonne entdecken — oder einen neuen Welttheil erobern — darauf sind Sie gefaßt? Nein, theure Judith! ich gehe schlecht und recht zu meinen Eltern zurück, bitte sie um Verzeihung, daß ich so viele lange Jahre so bitter sie betrübt habe, und suche fortan ein guter Sohn zu sein, mit der festen Ueberzeugung, daß die wahre Befreiung Italiens sehr gefördert wird, wenn ein Italianissimo daran geht, sich vom Unglauben und von der eng damit zusammenhängenden hochmüthigen Selbstsucht zu befreien."

„Wie, Lelio! Sie verlassen mich?" fragte Judith traurig.

„Stabat mater, theure Judith! Auch meine Mutter steht unter ihrem Kreuz und weint — ach! um ihren verlorenen Sohn. Was wären Entschlüsse, wenn wir sie nur faßten, um unserem aufgeregten Gefühl eine momentane Befriedigung zu geben, und wenn sie mit unserer Erregung verschwinden würden! Nein! heute noch reise ich nach Rom ab."

„Unmöglich! Sie wissen, wie unentbehrlich Sie mir sind!“

„Ich weiß, daß Sie einen Musiker brauchen, ja! — doch hier nicht, denn hier ruhen Sie aus von Musik. Singen Sie dem Fürsten X., dem Marquis Y., dem Lord Z. die Scala vor, so brauchen Sie Niemand zum Accompagnement und die Herren sind ebenso entzückt, als hätten Sie die „Casta dia“ gesungen. Ueberdas kommen Sie ja auch bald und für den Winter nach Rom. Da hoffe ich Ihnen einen brauchbaren Musiker aufgefunden zu haben.“

„Also auch in Rom wollen Sie nicht mit mir zusammen bleiben? Hindere denn ich Sie daran, ein guter Sohn zu sein? Oder überlassen Sie mich meiner Verdammung, nachdem Sie sich gerettet haben?“

„Ich muß m e i n e Seele retten, nicht die Ihre! das überlasse ich vollkommneren Menschen. Was aber Ihre Verdammung betrifft, so hoffe ich genau das Gegentheil! ich hoffe, daß Ihnen hienieden das Gnadenleben — und droben die ewige Herrlichkeit zu Theil wird.“

„Werden Sie für mich beten, Lelio?“ fragte sie und reichte ihm die Hand. Er drückte sie herzlich und rief:

„Gewiß! ich — und Bessere als ich!“

„Nun, so beten Sie für mich, daß ich zu meinem Ziel komme und Gräfin Windeck werde.“

Lelio schleuderte ihre Hand fort und sprang zurück, als habe ihn eine Natter gestochen, und rief heftig:

„Wissen Sie denn nicht, daß der Mann verheirathet ist."

„Ja, sehr unglücklich."

„Unglücklich oder glücklich, das gilt gleich! Sie werden doch nicht in ein Serail gehen wollen?"

„Signor Lelio, ich bitte, mäßigen Sie Ihre Ausdrücke. Ich will Graf Windeck's rechtmäßige Frau werden."

„Ganz richtig, Signora! dem Muhamedaner sind vier rechtmäßige Frauen erlaubt; Sie müssen sich also mitsammt Graf Windeck zum Islam bekennen, wenn Sie ihn heirathen wollen — denn eine rechtmäßige Frau hat er bereits."

„Haben Sie denn nie gehört, daß man unglückliche Ehen auflöst, um eine glücklichere zu schließen?"

„Judith, Sie wissen nicht, was Sie sagen — nicht, was Sie anstiften!" rief Lelio mit dem Ausbruch tiefsten Schmerzes. „Ich ahnte wohl die Leidenschaft des Grafen für Sie, doch nicht diese Wendung. O erbarmen Sie sich des Unglücklichen und treiben Sie ihn nicht zum Aeußersten! Er kann Sie nur dann heirathen, wenn er abfällt vom Glauben und in eine Secte außerhalb der Kirche, calvinische, lutherische, evangelische — was weiß ich, wie sie sich nennen! eintritt — und Sie, Judith, mit ihm."

„Wozu die enormen Anstalten, Lelio! Bleibe er doch katholisch, wenn er es ist, der arme Orest. Daß ich getauft sein muß, um ihn zu heirathen, weiß ich. Europa's Civilisation steht noch auf einer so niedrigen Stufe, um die Gültigkeit der Ehe an eine so leere Ceremonie zu binden. Mir ist es aber gänzlich einerlei, nach welchem Ritus es geschieht, und ich kann ebenso gut katholisch als calvinisch oder lutherisch mich nennen lassen."

„Ach, arme Judith, in welchem Wahn sind Sie befangen! Die katholische Kirche betrachtet die Ehe als einen unauflöslichen Bund, welcher der Gnadenordnung, nicht den Gelüsten der wandelbaren menschlichen Natur angehört. Im Blut Jesu haben die Eheleute das Sacrament empfangen, sind sie verbunden zu einer Einheit, die nur der Tod scheidet. Dawider gibt es keinen menschlichen Richterspruch, und so lange Graf Windeck's Gemahlin lebt, ist eine Ehe mit einem anderen Weibe für ihn unmöglich."

„Die Secten aber gestatten sie?"

„Ja! denn sie beruhen auf Irrlehren! und eine solche ist es, welche die Ehe ihres sacramentalischen Charakters beraubt, und gerade sie, welche mehr wie jedes andere menschliche Verhältniß des Beistandes der heiligmachenden Gnade bedarf, zu einem lockern Vertrag herabsetzt, über dessen Dauer der Rausch der Leidenschaft entscheiden darf. Judith! Judith! den Bund der Ehe dürfen Sie nicht anrühren. Sie dürfen es nicht!"

„Also auf Wiedersehen in Rom!" sagte Judith abbrechend. „Reisen Sie glücklich, lieber Lelio. Ich halte Sie keinen Augenblick zurück, denn ich sehe wohl, daß der Lelio, den ich vier Jahre lang gekannt habe, durch vier Wochen in Einsiedeln mir fremd geworden ist."

„Und gerade jetzt möcht' ich bei Ihnen bleiben, möchte wachen und warnen...." —

„Sie werden langweilig, Lelio! ich brauche keinen Mentor. Ich will jetzt noch einige Wochen Nachsommer in Genua oder Nizza genießen; dann komme ich nach Rom. A rivederlo!" Sie winkte ihm freundlich mit der Hand zu und verließ das Zimmer.

Lelio sah ihr traurig nach und seufzte heimlich: O die Arme! sie stürzt in den Abgrund und reißt ihr Opfer mit sich hinab. Niemand geht allein in den Himmel, allein in die Hölle. Die Seelen hängen zusammen — im Abfall, in der Heiligung. Das erste Menschenpaar verwickelte die ganze Menschheit in den Sündenfall; Christus zieht die ganze Menschheit am Kreuz empor.

Drei Jahre im Ehestand.

Während der Genfer See in Sonnenglanz und Farbenpracht funkelte und strahlte, hingen graue Wolken über den Odenwald; am Morgen lagen schwere Nebel auf den Thälern und am Abend sauste der Sturm durch die entlaubten Wälder und drehte kreischend die Wetterfahne des Schloßthurms von Stamberg. Im Schloß herrschte tiefe Stille, kein Laut war zu hören, keine Bewegung zu sehen, kein Gehen und Kommen von Dienern und Untergebenen wahrzunehmen. Kein Pferd stampfte im Stall, kein Hund spielte im Hof. Ein trübes Gestirn schien über dem Schloß zu walten, so daß sich seit den Tagen der Gräfin Juliane kein frisches Leben darin entfalten konnte. Und doch war es mit Luxus und Comfort eingerichtet! von der Eingangshalle bis zum Speisesaal -- und vom Salon bis zu den Zimmern für Gäste — allüberall Behagen und Eleganz! die weichsten Teppiche, die bequemsten Polster, die ausgesuchtesten Möbel, um in behaglichster Weise zu sitzen,

zu liegen, zu lesen, zu schreiben, zu essen, zu ruhen — kurz, um dem Körper schlafend und wachend ein Nonplusultra des Wohlseins zu bereiten. Ueberdas arbeitete der Koch im weißen Baret und mit der weißen Schürze äußerst thätig in der Küche und der Haushofmeister saß mit der Feder in der Hand und führte Buch über den Inhalt des Weinkellers, und die Castellanin wandelte mit einem Federwedel in der Hand durch die unbewohnten Gemächer, um sie zu lüften und von jedem Stäubchen zu befreien. Es war also nicht ausgestorben, das stattliche Schloß — und doch so todt! denn es fehlte in diesen prächtigen Räumen das Etwas, das Leben hervorruft: das häusliche Glück.

In einem runden Thurmcabinet befand sich die Herrin des verzauberten Schlosses — Corona Windeck, mit ihrer kleinen Tochter Felicitas. In diesem Gemach war Leben — ja, gleichsam ein Brennpunkt alles Lebens: eine traurige Frau und ein fröhliches Kind. Das Cabinet war mit der höchsten Eleganz eingerichtet; die Wandtapeten, die Vorhänge vor den beiden Spitzbogenfenstern und vor der Thür, der Möbelbezug, Alles war dunkelblauer Damast. Die Tische und die in der Dicke der Mauer eingelassenen Wandschränkchen mit zierlichen gothischen Thüren waren von der schönsten eingelegten Holzarbeit mit feinen Metallstreifen und Perlmutterverzierungen. In dem weißen Marmorcamin brannte ein munteres Feuer, und auf dessen Gesims stand eine Gar-

nitur Vasen von Meißener Porzellan in Blau und Gold, unter einem prächtigen Spiegel. In dem einen Fenster stand Corona's Schreibtisch, ganz überladen mit den Millionen von Sächelchen, welche einen Schreibtisch höchst elegant — und höchst unbequem zum schreiben machen. Ueberdas hatte sie eine kleine Gemäldegallerie von Familienporträts, sehr schön in Aquarell ausgeführt, darauf eingerichtet. Im anderen Fenster stand ihr Stickrahmen und daneben auf besonderem Gestell zwei große chinesische Deckelkörbe voll Seide, Wolle, Garn, Stickmuster und Allem, was die weiblichen Arbeiten erfordern. Ein ganz niedriges Kindertischchen, mit Spielzeug und Bildern dermaßen überladen, daß die Hälfte davon auf dem sammtweichen Teppich am Boden lag, verrieth — auch wenn sie beide nicht da gewesen wären — daß Corona's Cabinet auch das Zimmer ihres Kindes sei. Sie saß am Schreibtisch und hielt einen Brief in der Hand, den sie überlas, um ihn zu beantworten. Aber es traten oft Thränen in ihre Augen und dann blickte sie über das Blatt hinweg mit namenloser Zärtlichkeit auf Felicitas. Zwischen den Fenstern stand ein breites Sopha, und auf demselben hatte sich die Kleine mit ihren Puppen häuslich niedergelassen und eingerichtet. So oft Corona's Blick auf das Kind fiel, flog ein Sonnenstrahl über ihr Antlitz; allein er verschwand, wenn er wieder in den Brief fiel. Er war aus Genf und lautete:

„Da ich in diesen Tagen mit einigen lieben Freunden „nach Genua gehen und dort Seebäder brauchen will, „so leidet unser Reiseplan eine kleine Veränderung, „liebe Corona. Ich kann unmöglich nach Stamberg „zurückkehren, um Dich abzuholen, was ja auch ganz „überflüssig ist, da Du an dem guten Papa einen besseren „Reisemarschall hast, als an mir. Ich gehe von Genua „direct nach Rom, wahrscheinlich Ende November. Du „wirst am Besten thun, wenn Du Dich sogleich nach „Windeck begibst, und wenn Ihr von dort aus die Reise „nach Rom antretet, wie und wann es Euch genehm ist. „Schreibt nur vorher an Hyacinth, daß er Quartier „mache, Piazza di Spagna, Via Condotti — oder da „so herum. Laß Dir vom Rentmeister Geld geben, „wenn Du es nothwendig brauchst. Ich meine aber, „der gute Papa könnte die sämmtlichen Reisekosten zah- „len. Kurz, möglichst wenig Geld laß Dir geben, denn „ich gebrauche enorm viel. Ich habe mir ein Paar „superbe Reitpferde gekauft und will sie mitnehmen nach „Genua und Rom. Du darfst auf keinen Fall einen „Diener mitnehmen. Für die Reise genügt der des „Papa — und in Rom der meine. Adieu, gutes Kind! „Befiehl im Stall, daß die Pallas nie über eine halbe „Stunde täglich spazieren geführt werde, damit es sich „erhole — das pompöse Thier; und küsse Felicitas.

„Dein Orest."

So schrieb der Gatte dieser Frau und der Vater

dieses Kindes — immer derselbe Orest von Jugend auf; nur fortschreitend — aber auf seiner Bahn; und immer rascher und gesteigerter, je fester er sie verfolgte. Ein Ruf vom Himmel zieht das Menschenherz aufwärts; die Stimme des Erdgeistes — abwärts. Die ersten Schritte nach beiden Richtungen hin geschehen langsam, schwankend, mit Ungewißheit, ja mit Rückschritten sogar: der Zug zum Himmlischen läßt nach; der Zug zum Irdischen begegnet besseren Einflüssen. Die Kämpfe, welche hieraus entspringen, stählen entweder den Willen, der das köstlichste Gut, seine Freiheit, bewahrt und mit ihr auf der Bahn des Lichtes mehr und mehr aufwärts steigt; oder die Willenskraft läßt sich besiegen vom verlockenden Bösen, läßt sich von den Leidenschaften in Fesseln schlagen, wird immer ohnmächtiger zum Guten und läßt das Menschenherz mehr und mehr einem Abgrunde zurollen, dessen Tiefe das sterbliche Auge nicht ermißt. Auf diesem Wege flieht der Mensch Alles, was seine Genüsse und Freuden stören und ihn an seine Pflichten erinnern könnte. Er verliert den Sinn für himmlische Dinge; er schätzt nur die Irdischkeit, kennt nur materielle Interessen, versteht nur die Neigungen, die Bestrebungen, die von der Erde stammen. Er ist gefesselt an die Gebilde des Staubes, er ist der Knecht der Sünde. Dieser innere Zustand des Menschen wirft einen furchtbaren Schatten auf ihn, den Schatten des ewigen Todes, der langsam, frostig, ver-

nichtend an seine Seele hinaufkriecht und sich zwischen sie und Gott ausbreitet. Davor weichen alle Ströme der Gnade zurück! daran erlöschen alle Strahlen höheren Lichtes! dadurch vertrocknet allmälig das übernatürliche Leben nicht bloß — sondern auch alle höheren Fähigkeiten des Menschen. Seine Intelligenz verdunkelt sich, sein Herz verhärtet sich, sein Verstand schwächt sich. Jeder Erkenntniß, welche über die Materie hinausliegt, wird er unfähig. Er begräbt seine entwürdigte Seele in dem Kerker seiner gefallenen Natur. So stand es mit Orest. Sein Wahlspruch: froher Genuß des Lebens! hatte ihn dahin gebracht, daß er des schönsten Lebens nicht froh wurde und all sein Glück nicht zu genießen verstand. Daß das Glück Opfer fordere und daß aus den Verhältnissen Pflichten hervorgehen, fand er über alle Maßen lästig, und was ihm lästig war, dem wich er aus. Selbstverläugnung, Selbstbeherrschung hatte er nie geübt, nie zu einem kräftigen, gesunden Willen sich erhoben. Von seinen Launen und Einfällen, von seinen Neigungen und augenblicklichen Eindrücken ließ er sich wiegen und tragen, bestimmen und hinreißen. So gerieth er auch manchmal an ein gutes Wollen; aber es hielt nicht Stand. Durch gute Aufwallungen wird der Mensch nicht gut! der Wind ist zu schwach, um sein Schifflein flott zu machen, wenn es auf eine Sandbank gelaufen ist. Nur ernster Beharrlichkeit und unermüdlicher Selbstüberwindung ist die Tugend erreich-

bar; denn Tugend ist Beschränkung des Ich's nach allen Richtungen hin. Orest aber pflegte sein Ich nach allen Richtungen wie eine äußerst kostbare und edle Pflanze, und so wurde denn dieses Ich in der moralischen Welt zu einem Upasbaum, der alles Leben tödtet, das in seine Nähe kommt. Einen Augenblick war er von Corona's Lieblichkeit ergriffen genug gewesen, um verschiedene gute Vorsätze zu fassen und seinen Ehestand mit dem Entschluß zu beginnen, Judith nicht wiederzusehen. Aber wie das immer zu gehen pflegt: hat man große Entschlüsse gefaßt, so treten stets eine Menge Umstände ein, um sie wankend zu machen. Das ist ganz in der Ordnung; denn wie könnte sich ein Entschluß bewähren ohne Prüfung. Wer aber nicht geneigt ist, ihnen treu zu bleiben, klagt über sein unerhörtes Schicksal und die zwingende Gewalt der Umstände — und gibt sie auf. So machte es Orest. Gleich nach seiner Vermählung trat er mit Corona eine Reise in's Berner Oberland an und traf in Interlaken — auf Judith, auf seine schwarze Sonne, wie er sie nannte. Aber sie ließ kalt und stolz keinen Strahl auf ihn fallen. Sie übersah ihn bei jeder öffentlichen Begegnung, und als er ihr seinen Besuch machen wollte, nahm sie ihn nicht an. Dies war ganz genug, um seine Eitelkeit zugleich zu verwunden und zu befriedigen. Sie war verletzt, oder wenigstens beleidigt; folglich war er ihr nicht gleichgültig. Je frostiger sie sich zeigte, desto heftiger wurde der Reiz, eine Kälte zu

überwinden, die nur der Schild vor ihrem Herzen war — wie er hoffte und wie Judith es ihn zuweilen, wie durch ein leises Wetterleuchten, ahnen ließ. Noch in Interlaken, kaum drei Wochen seine Frau, sah Corona ihn in Judith's Fesseln und sich selbst in der Vernachlässigung, welche fortan ihr Loos blieb. Es könnte befremden, daß ein so oberflächlicher Charakter wie Orest, dem es hauptsächlich darum zu thun war, den Schaum vom Lebensbecher zu schlürfen, in eine solche verzehrende Leidenschaft verfiel; aber eines Theils war er sehr hartnäckig, wenn es galt, das, was er sein Glück nannte, zu verfolgen — wie es Jäger gibt, die auf der Jagd voll Feuereifer, übrigens aber ganz phlegmatisch sind — und anderen Theils zeigt leider die traurige Erfahrung, daß nicht selten Menschen, welche in jedem geheiligten Verhältniß eine Last finden und eine Sklaverei sehen, durch unheilige Verhältnisse in ganz erstaunlicher Weise sich binden lassen. Es ist die natürliche Strafe ihrer Verkehrtheit: sie wollten nicht die edle Freiheit ihres Willens üben, drum sind sie unfrei — und in einem solchen Grade, daß sie ihre Gefangenschaft für die rechtmäßigste und natürlichste Sache von der Welt halten.

Corona war zu unerfahren und zu rein, um von diesen traurigen Verirrungen eine Vorstellung zu haben. Sie hatte, ohne die mindeste Neigung für Orest, dem Wunsche ihres Vaters, der Fügung Gottes gehorcht und, war je ein Traum von Liebe durch ihr junges

Herz gezogen, so war es nicht Orest, der ihn hervorgerufen hatte. Aber sie reichte ihm mit dem festen Entschluß die Hand am Altar, daß sie ihn lieben wolle, wie es sich für eine christliche Ehefrau ziemt. Orest machte es ihr sehr schwer. Für die Feinheit ihrer Empfindung, für die zarte Jungfräulichkeit ihres Herzens fehlte ihm durchaus jedes Verständniß. Tausendmal verletzte er sie, quälte er sie durch seine Scherze, durch seine Bemerkungen, durch seine Handlungsweise, durch seine Auffassung von Welt und Leben; sie litt und schwieg. Sehr selten erlaubte sie sich eine Einwendung, aber so bittend und demüthig, daß Orest, der ohnehin schon, vermöge seiner Selbstsucht, vielmehr ihr Herr als ihr Gatte sich fühlte, dadurch in seiner Despotenlaune bestärkt wurde. Ihr Ton hätte sehr ernst und äußerst bestimmt sein müssen; dann würde sie ihm imponirt haben — wie ihm das zuweilen bei Regina geschehen war; aber diese unüberwindliche Entschiedenheit, die, auf dem innersten Grunde von Regina's geistigem Sein beruhend, ihre ganze Wesenheit gleichsam illuminirte — war nicht in Corona. Bei ihrem Vater hatte sie gehorchen gelernt; an ihre Schwester hatte sie sich gelehnt, wie an eine zärtliche und weise Mutter; einem Orest war sie nicht gewachsen. Aber sie hatte die Tradition ihrer frommen Mutter und das Vorbild ihrer frommen Schwester! Die Baronin Isabelle und Regina hatten ihr oftmals erzählt, wie diese Mutter durch Milde,

durch Stillschweigen, durch Opferwilligkeit dem Egoismus des Vaters begegnet sei und wie sie ihn damit gewonnen habe. Die Mutter, die kaum in ihrer Erinnerung lebte — lebte um so mehr in ihrer Gegenwart als ein Vorbild stiller, unscheinbarer Tugend und an dem Streben, diesem Beispiele nachzufolgen, entwickelte sich die tiefe Frömmigkeit, die von der Wiege an ihrem Gemüth eingesenkt, aber nicht entfaltet war und jetzt aus einer grünen Knospe in voller Blüthe hervorbrach. Corona erkannte schnell, daß sie in ihren Verhältnissen himmlischen Beistand nöthig habe, denn kein irdischer genügte ihr, noch bot er sich ihr. Ihr Vater hatte nun einmal beschlossen, daß Orest und Corona mit einander glücklich zu sein hätten. Der arme Vater! sprach Corona zu sich selbst; hat er nicht bei Regina, Hyacinth und Uriel sich in seinen Hoffnungen getäuscht gesehen und auf seine Wünsche und Erwartungen verzichten müssen! ich will ihm, so viel an mir liegt, keinen Kummer machen; ich werde glücklich sein, glücklich — die Bestimmung zu erfüllen, die Gott mir angewiesen hat. Und so machte sie sich denn an das Heldenwerk der Heiligen: in übernatürlicher Weise glücklich zu sein.

Zu Orest's quälenden Eigenschaften gehörte auch die, daß er, wenn er nicht in irgend einer Spannung und Erregung war, sich beständig langweilte. Die soldatische Disciplin, dies und das und jenes zu der und der Stunde pünktlich verrichten zu müssen, war ihm

anfangs äußerst lästig, allmälig aber ganz lieb gewesen; denn sie gab ihm täglich die Befriedigung, die aus einer, wenn auch noch so geringen Pflichterfüllung hervorgeht. Ueberdas machte es der ganze Schwarm der Kameraden, unter denen sich doch mancher rebellische Kopf und störrische Nacken befand, genau so wie er, weil die Unannehmlichkeiten, welche der Mangel an Disciplin nach sich zog, doch am Ende noch lästiger waren, als die militärische Subordination. Aber auf Stamberg gab es keine Lebensregel für ihn. Er konnte schalten und walten wie — thun und treiben, was ihm beliebte. Hatte er heute ein Geschäft begonnen, so zwang ihn Niemand, es morgen fortzusetzen. Er konnte es ganz liegen lassen, oder es nach acht Tagen wieder aufnehmen, oder es dem Rentmeister, dem Förster, oder sonst dem betreffenden Beamten zur Fortsetzung zuschicken. Letzteres geschah denn auch regelmäßig! Er fand alle Geschäfte, die Art sie zu führen, den Gang, den sie gingen, tödtlich langweilig, und da die Beamten nun einmal auf diese Langeweile eingeübt waren und dafür bezahlt wurden, auch die Sache viel pünktlicher und schneller machten: so gab er es sehr bald ganz auf, sich um seine Geschäfte, seine Verhältnisse, den Zustand der Herrschaft, die Verwaltungsart seiner Beamten, um das Gute, das zu thun, um die Mißbräuche, die abzustellen waren, zu bekümmern. Drei Arten von Beschäftigungen hatte er auf Stamberg, und die trieb er abwechselnd mit

einer Art von Wuth: jagen, reiten, lesen. Die Jagdzeit war seine Lieblingszeit; da trieb er sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Flur und Wald umher und ermüdete sich dergestalt, daß seine etwaige üble Laune bei der Heimkehr — in Schlaf unterging. Reiten war seine zweite Liebhaberei, nämlich Pferde zuzureiten. Das verstand er meisterhaft, und je böser das Pferd war, desto lieber übernahm er dessen Erziehung und „brachte die Bestie zur Raison" — wie er es nannte. Das war denn aber auch der Hauptspaß! war einmal das Pferd zugeritten, so hatte er keine Freude mehr daran. Deshalb verschwendete er Unsummen für den Ankauf junger roher Pferde, die er zuritt und dann für ein Billiges verkaufte, um sie nur wieder los zu werden und Platz in den Stallungen für neue Zöglinge zu gewinnen. Endlich, wenn er bis zur äußersten Abspannung im Walde ein Nimrod und in der Reitbahn ein Rossebändiger gewesen war — pflegte er zu sagen: „Jetzt erhole ich mich an Leib und Geist bei den schönen Wissenschaften;" legte sich auf einen breiten, niedrigen Divan von braunem Saffian, rauchte ein orientalisches Nargileh und las dutzendweise französische Romane greulichster Art. Dermaßen war er dann in seine Lectüre versunken, daß er nicht selten bei Tisch mit seinem Buch erschien und, da Corona sich seine Vorlesung verbat, während des Essens still für sich las. Diese Bücher trugen natürlich nicht dazu bei, ihm Lust und Liebe zum

häuslichen Heerd und zu dessen Freuden und Beschäftigungen zu geben. Mißmuth überfiel ihn; die Bücher wurden ihm verhaßt; Corona sollte ihn unterhalten. Wie gern hätte sie das gethan! allein er fand sie nicht munter, nicht aufgeweckt genug.

„Als Kind hattest Du Anlagen zu einer Lionne!“ rief er einmal höchst mißmuthig; „aber die fromme Erziehung hat sie bis auf's letzte Fünkchen ausgelöscht. Du bist eine ganz alltägliche Person geworden.“

„Darin hast Du Recht, lieber Orest,“ sagte sie demüthig. Und sie hatte doch einen feinen Verstand und eine liebenswürdige Munterkeit; aber freilich, einbalsamirt in geistige Grazie, so daß alles Scharfe, Excentrische, Leidenschaftliche — Alles, was nicht bestehen konnte neben zarter Sitte und heiliger Wahrheit — dem Kreise ihrer Anschauungen und Urtheile, dem Gang ihrer Gedanken fern blieb. Ein solcher Geist war nicht nach Orest's blasirtem Geschmack. Er machte den Versuch, sie in seinem Sinn höher zu bilden und sie mit einer gewissen traurigen Richtung des Geistes in literarischen Erzeugnissen bekannt zu machen, an welche manch' großes Talent sich wegwirft. Er brachte ihr solche Bücher und empfahl ihr dringend sie zu lesen. Sie las den Namen der Autoren, machte die Bücher zu und sagte:

„Ich danke Dir tausend Mal! aber lesen kann ich diese Bücher nicht.“

„Was ich Dir gebe, darfst Du lesen!“ fuhr Orest auf.

„Gewiß — insofern es nicht gegen Glauben und Sittlichkeit ist. Onkel Levin hat mir aber eben diese Autoren als solche genannt, die gegen beides verstoßen, und mich vor ihnen gewarnt.“

„Onkel Levin! . . . ich bitte Dich, rede doch nicht so kindisch! der siebzigjährige Greis hat andere Ansichten über Lectüre, als die siebzehnjährige Frau.“

„Andere — aber richtigere, lieber Orest.“

„Höre Corona, Du thust mir leid, daß Du mit Deinem Bischen Verstand fortwährend zwischen den Scheuklappen vegetiren sollst, die Onkel Levin Dir anbindet. Darum stelle ich Dir die Bücher hier in's Wandschränkchen und schenke sie Dir erb- und eigenthümlich. In einem Augenblick von Langeweile nimmst Du sie doch vielleicht zur Hand und guckst neugierig hinein, und hast Du das nur erst gethan, so wirst Du auch schon weiter lesen. Schau', wie sie gut eingebunden sind — dunkelblauer Saffian, ganz in Harmonie mit Deinem Cabinet! eine wahre Zierde Deiner Bibliothek!“

„Da Du mir die Bücher schenkst, lieber Orest, so sage ich Dir meinen schönsten Dank,“ sagte Corona.

Die Bücher blieben unverändert auf ihrer Stelle! Orest, der eine Ahnung hatte, als ob sie vielleicht verschwinden könnten, öffnete von Zeit zu Zeit das Wandschränkchen; aber da standen sie in Reih' und Glied.

Weiter brachte er es jedoch nicht bei Corona. Fragte er, ob sie gelesen habe, so verneinte sie es. Da rief er einmal zornig:

„Nun! willst Du sie nicht lesen, so sollst Du sie hören!“ und griff ein Buch heraus. Es klappte in seiner Hand zusammen, denn es war nur ein Deckel: das Buch selbst war herausgeschnitten. Corona sagte ungemein freundlich:

„So sind sie Alle. Du hast sie mir geschenkt, folglich durfte ich über sie verfügen, und sie sind längst dem Feuer übergeben. Den Einband ließ ich stehen, weil er Dir gefiel und unschädlich ist.“

„Warum gabst Du mir nicht meine Bücher zurück, wenn Du sie durchaus nicht haben wolltest“ — murrte Orest.

„Weil ich keine schlechte Bücher verschenke und gern alle, die je geschrieben wurden, von der Erde vertilgen möchte.“

„Das ist einmal ganz à la Regina gesprochen! sie — im Fanatismus für den Glauben; Du — im Fanatismus für die Tugend!“ rief er spöttisch. Allein er versuchte nicht wieder, sie mit dergleichen Büchern zu belästigen. Weil er aber immer in unzufriedener Laune war, so mäkelte er an ihr vom Morgen bis zum Abend.

„Was machst Du für Toiletten, Corona! bist Du denn ein altes Weiblein von dreißig Jahren? was

helfen schöne Stoffe, wenn man sie nicht zu tragen versteht!“

Corona kleidete sich sehr gut und standesmäßig elegant, wie sie das bei ihrem Vater gewohnt war. Sie war aber ein durchaus edles Wesen; deshalb kam ihr ein Herausschmücken ihrer Person, ein Geltendmachen ihrer Schönheit nie in den Sinn, und sie kleidete sich, wie es sich schickt für die züchtige vornehme Frau.

„Corona, Dein Gesang ist eben nicht Deine glänzendste Seite — umsoweniger, als Deine Aussprache des Italienischen auch Vieles zu wünschen läßt.“

„Lehre mich die richtige,“ sagte sie bittend.

„Sprachmeister meiner Frau zu sein — horrender Gedanke! colossale Zumuthung! Nein, gutes Kind, willst Du durchaus singen, so singe deutsch.“

Und sang sie deutsch, so klagte er über die unmelodische, ächt Odenwäldische Musik! Jeder dieser kleinen Nadelstiche war für Corona ein Schmerz, den sie zu überwinden hatte. Ihre feine Natur fühlte die leiseste Verletzung und empfand sie tief; das war ihre schwächste Seite, und weil sie es war, so sorgte Gott, der alle Menschen für das ewige Leben erziehen und sie stark machen will, dafür, daß gerade auf dem schwächsten Punkte die Angriffe nicht aufhörten. Auf Windeck war sie das verzogene Kind gewesen. Wie das oft in zahlreichen Familien geht: das jüngste Kind wird allgemeiner Liebling. Für ihn lassen die Eltern nach von früherer [illegible] oder von

Bayerische Staatsbibliothek München

allzu großen Ansprüchen. Für ihn haben die übrigen Geschwister, die sich zuweilen schroff genug gegenüber stehen, ein Herz. Ein solcher Liebling des ganzen Hauses war Corona und — so weit sie in der Welt erschienen war — auch dort. Ihrem Vater hatte sie gehorchen müssen; allein dafür trug er sie auch auf den Händen. Jetzt mußte sie lernen, sich ihrem Mann zu fügen, ohne je die Genugthuung zu haben, daß er zufriedengestellt sei. Und wäre es nur bei den kleinen Nadelstichen geblieben!

Corona's heisester Wunsch stand nach Hausgottesdienst. Noch als Braut hatte Orest ihr die Zusage machen müssen, die Kapelle zu vollenden und einzurichten, welche Uriel begonnen hatte, eine Messe zu stiften und einen Hausgeistlichen anzustellen; damals hatte Orest zu allen diesen Wünschen Ja gesagt. Als sie sich nun aber auf Stamberg niederließen und Corona ihren Mann an das Nothwendigste: den Ausbau der Kapelle erinnerte, da hieß es, im nächsten Frühling solle er vorgenommen werden. Aber im nächsten Frühling hieß es: die Casse sei eben leer. Corona, die von ihrem Vater ein reichliches Nadelgeld erhielt, bat Orest, zu gestatten, daß sie die Kosten des Ausbaues bestreiten dürfe.

„Und die Einrichtung, soll die vom Himmel fallen?" rief er unmuthig. „Die kostet enorm viel und Eines zieht das Andere nach sich. Besser der Ausbau unterbleibt. Mir liegt nichts an der Kapelle, ich möchte lie-

der die Stallungen erweitern, und Du fährst ja so pünktlich jeden Sonntag zum Gottesdienst, daß Du dich an den Werktagen schon mit dem Gebet in Deinem Zimmer begnügen kannst."

„Ich kann es freilich! aber es quält mich, daß ich es nicht möglich machen kann, sämmtliche katholische Dienstboten Sonntags dem Gottesdienst anwohnen zu lassen. Bei der Entfernung der Pfarrkirche geht der Vormittag darauf; da können sie nicht Alle fort. Hätten wir Kapelle und Hausgeistlichen — ach, welch ein Trost!"

„Hausgeistlichen! das fehlte noch, um die Langeweile des Hauses complet zu machen! Nein! den Gedanken laß total schwinden. Ich — mit einem Schwarzrock unter einem Dache!"

„Lieber Orest, vergiß nicht, daß Onkel Levin und Hyacinth geistlich sind und daß dies eine Gnade und Ehre für uns Alle ist."

„Nun ja, die gehören einmal zur Familie — und was in der Familie geschieht, wird gut geheißen. Da ist ein esprit de corps, wie im Soldatenstande. Da läßt auch Keiner irgend etwas auf sein Regiment kommen. Doch von den Beiden ist hier nicht die Rede! Uebrigens möchte ich Keinen von Beiden hier auf Stamberg anders haben, als zum Besuch. Um wie viel weniger einen anderen von diesen schwarzen — Diamanten! Denn wahrhaftig! rar wie schwarze Diamanten

sollen ja diese Herren sein, weil kein vernünftiger Mensch geistlich werden mag. Das kann Dich trösten: der Bischof würde uns keinen Hausgeistlichen geben."

„Hast Du ihn denn darum gebeten?"

„O nein! ich bitte nicht um Dinge, von denen ich weiß, daß man sie mir abschlägt."

„Es kommt darauf an, wie man die Bitte stellt und mit welchen Gründen man sie unterstützt. Ich wollte sie gleich wagen — wenn ich nur Deine Genehmigung hätte."

„Zuerst müßte denn doch ein Kapelle vorhanden sein — und diese hier .... wird wohl eingehen müssen wegen nothwendiger Erweiterung der Stallgebäude!" sagte Orest und begab sich zu seinen Pferden.

Corona's Herz wollte aufwallen und heiße Thränen hingen an ihren Wimpern. Aber da kam ihr der Gedanke, sie sei der Gnade nicht werth, daß unter ihrem Dach die Feier der heiligsten Geheimnisse begangen werde. Und die Aufwallung des jungen raschen Herzens legte sich. Sie trat in die Schule der Demuth ein und übte sich mehr und mehr in der Kunst der Heiligen, welche der Psalmensänger in dem Wort zusammenfaßt: „Drücke dein Herz nieder und leide."

Orest hatte in Interlaken gehört, Judith werde den Winter an der italienischen Oper in Paris singen. Im Carneval erklärte er plötzlich seiner Frau, er müsse sich jetzt vierzehn Tage in Paris amüsiren und sie könne

während der Zeit nach Windeck gehen. Corona zuckte schmerzlich zusammen. So wenig froh ihr Leben an Orest's Seite war, so fühlte sie doch instinktmäßig, daß es besser für sie und für ihn sei, wenn er sich nicht daran gewöhne, sich fern von ihr in den Strudel der Welt zu stürzen. Ueberdas hatte sie sich noch nicht so recht auf Stamberg eingewohnt. Das junge Ehepaar hatte viele Besuche gemacht und empfangen; vielen Festen beigewohnt, die ihm zu Ehren von den Nachbarn gegeben wurden. Es hatte sich am Hof des Landesfürsten vorgestellt und das Weihnachtsfest im Vaterhause zu Windeck zugebracht. Corona sehnte sich nach Ruhe. Sie war leidend. Alle Hoffnungen der Erde sind mit Leiden gemischt; auch die auf Mutterglück. Sie wäre gern auf Stamberg geblieben und sie sagte ihrem Mann, sie hoffe die Einsamkeit von vierzehn Tagen aushalten zu können. Er aber, der in seinem Sinn schon an eine Abwesenheit von sechs bis acht Wochen dachte und sie doch nicht so lange ganz allein wissen wollte, drang darauf, daß sie nach Windeck gehe. Sie that es — und ihr vierzehntägiger Besuch dehnte sich auf drei Monate aus — denn Orest blieb in Paris. Da setzte sich Graf Damian hin und schrieb ihm: „Lieber Sohn! ich kenne Dich; „also wundere ich mich nicht, daß Du nicht urplötzlich „mit beiden Füßen zugleich in den vernünftigen Ehe„mann hineinspringst, sondern noch ab und an ein Stück„chen Junggesellenleben fortlebst. Lieber wär' es mir

„freilich, wenn Du — um mit jenem Holländer zu spre-
„chen — bereits ausgerast hättest. Da dies aber nicht
„der Fall ist, so sehe ich mich veranlaßt, Dir eine väter-
„liche und freundschaftliche Bemerkung zu machen. Und
„das ist diese: man läßt seine Frau nicht allein in einer
„Katastrophe, die ihr das Leben kosten kann, um sich in
„Paris zu amüsiren. Das ist gegen Anstand, Gefühl
„und Gebrauch. Diese Katastrophe wird des Nächsten
„für Corona eintreten. Deshalb begleite ich sie morgen
„mit Tante Isabelle nach Stamberg zurück, wo wir
„Dich sämmtlich mit Ungeduld erwarten." Dieser kurze
trockene Brief that seine Wirkung: Orest kam. Er
kam in sehr guter Laune, denn er hatte sich mit Judith
ausgesöhnt. Ihre Plane lauteten freilich ganz anders
als seine Wünsche. Vor der Hand aber war er froh,
daß sie den Bann von Interlaken von ihm zurückge-
nommen hatte. Deshalb ließ er sich auch gar nicht
durch Graf Damians etwas kühlen Empfang aus der
Fassung bringen und benahm sich, wie Jemand, der das
Recht hat, seine höchst wichtigen Interessen selbstständig
zu verfolgen. Corona empfing ihn mit liebenswür-
diger Freude und Freundlichkeit. Sie hoffte das Herz
des Vaters — wenn auch nicht das des Gemahls zu ge-
winnen.

Der Tag Maria Hilf war der Geburtstag der klei-
nen Felicitas. Corona war selig — selig über ihr Kind!
selig, daß es im Mutter-Gottes-Monat an einem Mut-

ter-Gottesfeste auf die Welt kam! Sie weihte und schenkte es tausend Mal der heiligen Jungfrau Maria und rechnete auf sie, wie auf eine Mutter, für die Erziehung des Kindes. Alle edle und schöne Seelen haben in der Jugend einen Schwung zu den Höhen des Lebens, ein uneigennütziges Verlangen nach Hingebung und Opfer, eine Phantasie, welche den Himmel ohne Wolken, die Vortrefflichkeit ohne Mängel, den Horizont ohne Grenzen, die Rosen ohne Dornen sieht. Darin besteht ihr Adel und ihre Schönheit, daß sie sich nicht aufhalten in den Niederungen des Daseins, und — wenn ihnen die Erfahrung später auch zeigt, daß sich an dem Strauch mehr Dornen als Rosen befinden — sie mit um so größerer Freude und tieferer Treue die Rosen pflegen. So machte es Corona. Ihr stiller Durst nach Glück, der in jedem Menschenherzen so wach ist, wie die Unruhe in der Uhr, fand nun seine Labung: sie hatte einen Gegenstand für ihre Liebe. Gott hat der Mutterliebe eine Aehnlichkeit mit der göttlichen Liebe gegeben: sie liebt durch das, was sie gibt, nicht durch das, was sie empfängt. Mutterliebe ist von allen Lieben hienieden die einzige, die genügsam ist, und die, ohne an Dank oder Erwiederung zu denken, fort und fort liebt. Dadurch zeigt sie sich eben als etwas Himmlisches, und je mehr das Uebernatürliche in ihr vorherrscht, desto mehr sieht sie im Kinde das Kind Gottes, der es ihr für eine Spanne Zeit anvertraut, damit sie es ihm für die Ewigkeit zurückbringe. So

begrüßte, so empfing, so umfing Corona ihr Kindlein: sich selbst heiligen, um Felicitas heiligen zu können — das wurde ihre Idee von Mutterpflicht, Mutterfreude, Mutterglück.

Orest blieb sich gleich. Sein erstes Wort an Graf Damian war:

„Leider kein Sohn, Papa!"

Eigentlich war dem Grafen das kleine Mädchen auch nicht willkommen; indessen fand er doch Orest's Aeußerung so rücksichtslos, daß er ihm ironisch erwiderte:

„Tröste Dich! man erlebt häufig mehr Freude an den Töchtern, als an den Söhnen." —

So lange Graf Damian auf Stamberg war, nahm sich Orest mehr zusammen und war freundlicher gegen Corona; als er aber wieder allein mit ihr war, begannen die alten Quälereien auf's Neue. Er sann nur darauf, Judith nachzureisen, und da er fühlte, daß dies im Grunde unmöglich sei, so wurde ihm seine Lage unerträglich und die arme Corona verhaßt. Warum war sie ohne Zauber für ihn? Das war doch offenbar ihre Schuld! Niemand hat anziehender, pikanter, reizender zu sein, als gerade die Ehefrau, damit sie eine siegreiche Nebenbuhlerin aller übrigen Frauen sei; vermag sie das nicht: so hat sie die Folgen ihrer Unvollkommenheit sich selbst zuzuschreiben. Warum hatte sich Corona überhaupt in seinen Weg gedrängt und ihn einer Lauf-

bahn entführt, auf welcher er sich froh und zufrieden bewegte und welche ihm mehr zusagte, als das stupide Landjunkerthum! Jetzt stand sie zwischen ihm und seinem Glück, während sie sich mit ihrem Kinde unsäglich beglückt fühlte! Welche Härte des Schicksals! ja, welche Ungerechtigkeit, welche Grausamkeit des Schicksals gegen ihn — den beklagenswerthen Orest. Dann trat Judith in seine Gedanken hinein, mit dem zwiefachen Reiz stolzer Kälte und feiner Coketterie; Judith, die Bewunderte, die Gefeierte einer Welt, deren Huldigung sie spröde hinnahm; Judith, mit dem abstoßenden Benehmen und dem anziehenden Blick; und diesen Gedanken gab er sich so gern, so häufig, so widerstandslos hin, daß sie die Meister seines Lebens wurden und ihn, wie Schlingpflanzen den Baum, umrankten und überwucherten und das Mark seiner Kraft zum Guten aufsogen. Tausend Mal war er willens, sich auf's Roß zu schwingen, bei Nacht und Nebel davon zu reiten und Weib und Kind, Haus und Hof zu verlassen; und er staunte seine hohe Tugend an, daß er noch immer nicht diesen Entschluß in's Werk setze. Einmal wird es aber doch geschehen! sagte er dann tröstend zu sich selbst; alle Tugend hat ihre Gränze da, wo die Leidenschaft übermächtig wird; und auf d i e s e m Punkt angelangt, ist der Mensch nicht mehr Herr seines Schicksals, sondern das Schicksal ist Herr über ihn! — Von dieser Romantheorie durchdrungen, war es denn ganz in der Ordnung, daß sich Orest

aus allen Kräften nach jenem Punkt hinarbeitete, wo das Schicksal Herr über ihn werden müsse.

Corona kannte nicht den Schlüssel zu seiner für sie so räthselhaften Verstimmung. Sie ahnte wohl, daß eine so gründliche Unzufriedenheit mit einer so glücklichen Lebenslage nur aus Orest's Unzufriedenheit mit sich selbst und aus einem geheimen Zwiespalt zwischen Pflicht und Neigung entspringen könne. Aber seine Leidenschaft für Judith ahnte sie nicht. So etwas lag unter dem Horizont ihrer Gedanken und Gefühle. Sie hatte damals in London Orest im Rausch des Entzückens über Judith gesehen; dann in Interlaken abermals in diesem Rausch; allein sie schrieb dies auf Rechnung der Huldigung, welche die Männerwelt den gefeierten Heldinnen der Bühne darbringt. Hatte ihr Vater bei einer solchen Veranlassung doch einmal ganz gleichmüthig gesagt: „Ja, das ist heutzutage nicht anders! zwischen den jungen Männern unseres Standes gibt es nicht viele, die nicht in der Region der Theaterprinzessinnen ihren ersten Cursus der Liebe gemacht hätten." Daher kam es denn, daß Corona zu jenen „Hochgeborenen" — wie Judith sich ausdrückte — gehörte, welche die ganze Bühnenwelt mit ihren sämmtlichen Berühmtheiten als Etwas betrachteten, das in ihre Sphäre nicht gehöre und nur der unerfahrenen männlichen Jugend gefährlich sei. Nach ihrer Ansicht konnte eine Primadonna für Orest eine Unterhaltung sein — doch keine Fessel. Was

sie aber auch versuchen oder vorschlagen mochte, um ihm sein Haus lieb und traulich zu machen — es scheiterte an seinem schroffen Widerstand gegen jeden guten Einfluß, der sich durch einen peinigenden Geist des Widerspruches gegen all' ihr Thun und Treiben äußerte. Zuweilen war er so bitter in seinen Bemerkungen, so hart in seinen Aeußerungen, so abstoßend in Worten und Benehmen, daß er selbst darüber erschrak, besonders wenn er sah, wie Corona es aufnahm. Sie wurde nie heftig oder ungeduldig. Es ging ihr wie den Kindern, wenn ihnen irgend etwas sehr leid thut: sie erröthen und ihre Augen füllen sich mit Thränen. Das rührte ihn zuweilen einen Augenblick und er sagte dann freundlicher:

„Ich quäle Dich, Krönchen, vergib es mir! Du glaubst nicht, wie verstimmt ich bin! ich reibe mich auf in der Unthätigkeit und im Aerger über mein verfehltes Leben."

Wollte sie ihm aber begreiflich machen, daß er einen schönen Kreis für thätige Wirksamkeit haben und in seinem Alter und seinen Verhältnissen nicht von einem verfehlten Leben reden dürfe: so verfiel er gleich wieder in unbändige Aufregung und erwiderte:

„Du verstehst nicht, was mir Noth thut und weißt nicht, was ich bedarf."

Auch den zweiten Winter brachte er in Paris zu; aber er nahm Corona mit. Einerseits war es ihm lästig, da er sie doch nicht der vollkommenen Verlassenheit über=

geben durfte. Andererseits war ihre Anwesenheit ihm, der Welt gegenüber, eine Art von Rechtfertigung. Warum sollte sich ein junges Ehepaar nicht einen Winter in Paris aufhalten? Corona fügte sich seinen Anordnungen und hoffte, daß Orest sich besser unterhalten und vielleicht dadurch besser gestimmt werde. Für sich selbst hoffte sie nichts. Da wie dort mußte Gott ihr Trost, Felicitas ihre Freude sein. So war es auch. Orest führte sie in einige Häuser der guten Gesellschaft ein und begleitete sie knapp so viel, als es der Anstand erheischte. Da sie fühlte, wie schwer die Stellung in der Welt für eine junge Frau ist, um welche ihr Mann sich gar nicht bekümmert, und welche Gefahren dies Alleinsein mit sich bringt, da die Männer nicht ermangeln, einer schönen Verlassenen ihre Huldigungen darzubringen: so zog sich Corona leise so viel wie möglich zurück und schob auf ihre schwache Gesundheit, die allerdings nicht sehr fest war, ihre ungesellige Neigung. Orest ließ sie gern gewähren. Blieb sie zu Hause, so war er um desto freier, seine Tage bei Judith und seine Abende in der italienischen Oper zuzubringen. Corona sah ihn kaum; wenn sie ihn aber sah, war er munter, gesprächig und augenscheinlich fühlte er sich hier zufriedener, als auf Stamberg.

Judith hatte ihn in die Reihen ihrer Verehrer aufgenommen und gesagt:

„Es bleibt aber, wohlverstanden, bei der Verehrung,

der Bewunderung, Graf Orestes, und von Liebe ist keine Rede zwischen Ihnen und mir."

Orest hatte erwiedert: gerade das sei sein Thema. Judith antwortete kalt:

„So werden Sie sich darüber mit Ihrer Frau Gemahlin unterhalten."

Wenn Judith in dieser Weise sprach, war er immer auf dem Punkt, auch sie zu hassen, und dennoch hatten solche Worte die Wirkung von Wassertropfen, die man in's Feuer spritzt: die Flamme brennt um desto heller auf.

Wer mit Zorn und Groll Orest wieder zu Gnaden bei Judith angenommen sah — das war Florentin. Das Wort seines Freundes Lelio: An Leute wie dich und mich denkt Judith nicht! hatte um so tiefer seine Eitelkeit verletzt, als er bald gewahr wurde, wie richtig es sei. Während sein Herz von Ehrgeiz zerfressen war, machte er ihr heimlich einen Vorwurf daraus, daß es mit ihr nicht anders stehe. Ehrgeiziges, eitles Weib! murrte er zuweilen, wenn sie ihn eben ganz wie ihren Secretär behandelt und fortgeschickt hatte, um ihre Geschäftsbriefe zu schreiben, während sich die eleganteste Männerwelt um sie versammelte; Triumphe will sie — nichts als Triumphe! und in welchen niederen Regionen bewegen sich diese Triumphe! Den Ehrgeiz der Künstlerin lasse ich gelten; denn durch ihr Genie hängt sie mit dem ganzen Volk zusammen, das sie bezaubert, und

indem sie den Beifall des ganzen Volkes begehrt und erstrebt, wird sie von ihm abhängig, so daß ihre Triumphe ohne ein Buhlen um des Volkes Gunst unmöglich sind. Das lasse ich gelten, denn da huldigt sie meiner Gottheit! Aber sie ist außerdem von niederem Ehrgeiz besessen. Irgend einen hochtönenden Namen will sie erobern, der nicht im goldenen — sondern im schwarzen Buch der Menschheit, auf vergelbten Pergamenten verzeichnet steht. Sie ist kalt und klug — sie wird es durchsetzen. Daß aber Orest Derjenige sein könnte, auf den ihre Wahl fiele, daß Orest von dem gefeierten Wesen bevorzugt werde, von dem er, Florentin, gar nicht beachtet wurde: das war ihm ganz unerträglich. Ueberdas verdroß es ihn bitter, daß Orest ihn bei Judith wieder in einer ganz untergeordneten Stellung fand, nachdem er ihn in London schon in einer armseligen getroffen hatte. Müssen mir denn überall diese Windecker in den Weg kommen! murrte er. Als er hörte, daß Corona in Paris sei, frohlockte er: Sie soll Alles erfahren. Sie weiß nichts, davon bin ich überzeugt, denn sie würde nicht gekommen sein, wenn sie wüßte, welcher Magnet Orest nach Paris zieht. Sie muß es wissen! Warum denn aber? fragte ihn heimlich sein Gewissen; warum der armen Frau diesen Kummer bereiten? Um irgend ein Uebel zu verhüten, das in solchen Verhältnissen nie ausbleibt; murmelte er seinem Gewissen zu. Er ging zu Corona, um sich

ihr als Pflegebruder und Kindheitsgefährte vorzustellen, zu dessen Wahrhaftigkeit sie Vertrauen fassen dürfe. Aber vor dem Hause kehrte er wieder um. War Orest nicht auch sein Pflegebruder und Jugendgefährte? Sie ist vielleicht nicht allein! besser ich schreibe ihr! so beschwichtigte er abermals die Regung seines Gewissens. Und wirklich schrieb er an Corona und setzte sie unter dem Schleier innigster Theilnahme von Orest's Leidenschaft für Judith in Kenntniß, die schon vor seiner Verehelichung in Mailand begonnen habe. Aber er setzte seinen Namen nicht unter den Brief. Sie könnte an der Wahrheit zweifeln, da ich ja in ihren Augen ein Verlorener bin, sprach er ironisch zu sich selbst. Der eigentliche Grund war: er schämte sich dieses Schreibens. Anonym kam es in Corona's Hände. Sie las es und warf es in's Feuer. Welche Bosheit, mir diese Sache zu schreiben — möge sie Wahrheit oder Verläumdung sein! rief sie empört. Aber ach! wenn es Wahrheit wäre! Sie sank zusammen wie gebrochen von der Wucht solcher Sünde, solcher Schmach. Herr, erbarme dich unser und unseres Kindes! betete sie, zitternd vom Scheitel bis zur Sohle. Neben der kleinen Wiege kniete sie nieder. Da schlief Felicitas, da wachten die Engel, da fand Corona eine übernatürliche Ruhe. Was hat der zu fürchten, der sein ganzes Herz voll Liebe, voll Wünsche, voll Sehnsucht in unbedingter Hingebung dem Willen Gottes aufopfert? Offenbar — nichts!

denn was auch geschehen möge — es wird immer aufgenommen als Gottes anbetungswürdiger Wille, Fügung oder Zulassung. Nur da, wo es eigenen Willen gibt, gibt es auch Furcht: Furcht vor dem Opfer. Ist es gebracht, tritt Ruhe ein. Der Schmerz hört nicht auf; der gehört zum Menschenleben. Aber Ruhe im Schmerz sproßt zu Füßen des Kreuzes.

Wenn es Wahrheit wäre? sagte Corona zu sich selbst; wenn er in der Todsünde lebte, mein Mann, der Vater meines Kindes — an den wir gewiesen sind für's Leben, als an unsere irdische Stütze, unseren Freund, Rathgeber und Beschützer — wie dürfte ich es dulden als christliche Ehefrau und Mutter! und ach! wie könnte ich es hindern? Ist es nicht Mangel an Liebe für Orest, wenn ich den Inhalt des Briefes für Wahrheit halte? und halte ich ihn für Verläumdung — ist das nicht eine heimliche moralische Feigheit? So sprach sie mit sich selbst und mit Gott, und betete und flehte um Kraft, Einsicht und Gnade, damit sie das Rechte treffen möge und litt den bittersten Schmerz, der auf Erden gelitten werden kann: den Schmerz um eine schwere Gottesbeleidigung, verübt von einem geliebten Menschen. Denn sie liebte ihn, — aber nicht wie der Mensch den Menschen zu lieben pflegt, aus Neigung des Herzens, aus blinder Leidenschaft, aus selbstsüchtigem Wohlgefallen; sondern als eine nach dem Ebenbild Gottes geschaffene Seele. Orest bemerkte nicht ihr stilles Leid, das sie frei-

lich immer hinter einem noch sanfteren Lächeln und noch sanfteren Wort zu verbergen suchte. Hätte er es aber auch bemerkt — er würde es doch nicht beachtet haben: so wenig zählte sie in seinem Leben.

Der Fasching war längst vorüber, der größte Theil der Fastenzeit auch. Da sagte Corona eines Tages, als Orest mit ihr zu Mittag gegessen hatte — was nicht oft geschah:

„Lieber Orest, die österliche Zeit hat begonnen. Willst Du Deine Andacht hier oder zu Hause halten? Im vorigen Jahr waren wir getrennt: Du hier, ich auf Stamberg. Ich bitte Dich, laß uns in diesem Jahre vereint sie halten.“

Orest hatte im vergangenen Jahre nicht im entferntesten an seine Christenpflicht in der österlichen Zeit gedacht; und auch jetzt sah er in dieser heiligen Zeit nichts Anderes, als den entsetzlichen Moment, der ihn von Judith trennte, indem sie sich Ende April zur italienischen Oper nach London begab und ihm erklärt hatte, sie schicke ihn dann zurück in seine Odenwäldische Wildniß, da sie in ihrem Salon auch für andere Leute Platz machen müsse und da es viel angenehmer sei, wenn er sich nach einer längeren Abwesenheit wieder bei ihr einfinde. Orest hatte ihr eine empfindliche Antwort gegeben; darauf sagte sie denn in ihrer Weise, die nichts Bestimmtes verhieß und doch viel zu verheißen schien:

„Wie kann Sie das verletzen, Graf Orestes? Was

wäre der Frühling, wenn er beständig dauerte? gibt es ein traurigeres, stumpferes Grün, als das Immergrün?"

So verfiel er stets auf's Neue unter ihre Bezauberung. Jetzt sprach Corona von der österlichen Zeit und, wie alle leichtsinnigen Menschen, die stets das Unangenehme aus ihrer Gegenwart in die Zukunft zu schieben suchen, sagte er:

„Zu Hause! natürlich!"

Ein heller Freudenstrahl blitzte in Corona's Augen auf. Sie hatte keine Ahnung von einem so verdunkelten Gewissenszustand, daß er, wenn's nothwendig war, seiner Frau mindestens diese kleine Freude zu machen, auch allenfalls mit ihr seine Andacht halten wollte. Nur wußte er gar nicht, um was er sich anzuklagen habe! sein Verhältniß zu Judith war ja eine ganz unglaublich platonische Liebe! Vielleicht ließ sich auf Stamberg auch noch ein Mittel finden, dieser kirchlichen Ceremonie zu entkommen. Er glich, der Seele nach, jenen Todtkranken, die gar nicht glauben wollen, daß sie in Lebensgefahr sind. Es ist eine der fürchterlichsten Wirkungen des Weltgeistes, das Gewissen einzuschläfern, ihm in dieser Schlaftrunkenheit die Pflichten, die Verhältnisse, die inneren Zustände in ein trügerisches Licht zu stellen und dann diese geistige Verblendung und moralische Erschlaffung zu benutzen, um es zuerst verwirrt über Wahrheit und Recht — und dann gleichgültig gegen Beides zu machen.

Freudig kam Corona nach Stamberg zurück; Orest — in halber Verzweiflung.

„Ich sterbe an der Monotonie des häuslichen Lebens!“ rief er und umbaute seinen Divan mit einem Wall von französischen Romanen.

Corona mahnte ihn mild an seine Zusage; die österliche Zeit sei fast verflossen. Sie bat ihn flehentlich, auf ein Paar Tage wenigstens mit etwas Anderem, als mit dieser Literatur sich zu beschäftigen, die, ebensowenig als die Welt, der sie entstamme, ihm Frieden und Freuden geben könne. Er blieb auf seinem Divan, rauchte und las — und versicherte, er habe noch Zeit genug. Endlich sagte Corona, der nächste Sonntag sei der letzte in der österlichen Zeit, und fügte hinzu:

„An Deine arme Seele willst Du nicht denken, lieber Orest; ach! so denke mindestens daran, daß Du Deinen katholischen Dienstboten und Untergebenen kein Aergerniß geben darfst durch Verletzung dieses heiligen Kirchengebotes.“

„An meine arme Seele soll ich denken? nun, wenn sie auch nicht so schwanenweiß ist, wie Du die Deine wähnst, so ist sie doch auch gewiß nicht so rabenschwarz, wie Du es Dir einbildest: das denke ich von ihr.“

„Lieber Orest,“ sagte sie sanft, „auf unsere Einbildungen kommt es nicht an; die täuschen uns. Der heil. Franz von Assisi sagt: Wir sind das, was wir vor Gott sind.“

„Diese Seccatur!“ rief Orest, sprang auf, lief in den Pferdestall, schwang sich auf den Mars, das unbändigste seiner Pferde, und jagte von dannen. Er blieb den ganzen Tag aus, kam spät Abends wieder und sagte, er sei drüben in Oggersheim bei den Minoritenpatres gewesen. Ob es sich so verhielt? ob er bei ihnen war, um das heilige Bußsacrament zu empfangen? Corona erfuhr es nicht. Sie bat Gott, daß es so sein möge und daß sich Orest bei dem Empfange der heiligen Communion keines Gottesraubes schuldig mache. Bei dem Gedanken schwand ihre Ruhe, ihre Ergebung. Sie bot sich ganz zum Opfer für Orest dar — mehr noch: sie bot ihr Kind, ihr einziges, ihre Wonne auf Erden Gott dar, wenn nur Orest in den Abgrund nicht sinke. O süßes Kind, sagte sie zärtlich zu Felicitas, die mit ihren seraphischen Augen sie anlachte; Dich würde ich ja nach ein paar armseligen Erdentagen im Himmel und für die Ewigkeit wiederfinden! Du gehst mir ja nicht verloren, Du wirst mir nur in Sicherheit gebracht, wenn der liebe Gott Dich zu sich ruft. Aber wenn ich Deinen armen Vater nicht wiederfände! Bete, süßes Kind, bete!“ Und sie legte die Händchen der Kleinen zusammen und nahm sie in ihre Hände und hob sie vereint zu Gott auf.

So lebte Corona; ein Marterleben, der Seele nach — immer verwundet durch eine Waffe, die bis auf's Blut geht: lieblose Demüthigung; und immer verwundet

auf dem Punkt, welcher der empfindlichste für eine Frau ist: im Herzen ihres Bewußtseins als Gattin und Mutter. Sie brachte einen Theil des Sommers auf Windeck zu — gern und doch auch ungern. Dort fühlte sie sich zu Hause, denn dort war sie geliebt; aber in der weichen Luft der Liebe wird auch gar leicht das Herz weich und öffnet sich zur Klage. Das wollte Corona nicht. So weit es in ihrer Macht stand, sollte weder ihr theurer Vater, noch der liebe Onkel Levin eine Ahnung haben von ihrer traurigen Ehe, und deshalb vertheidigte sie immer Orest, wenn Graf Damian zuweilen seine Mißbilligung nicht verhehlte. Er sagte einmal ganz mürrisch:

„Corona, Du bist allzu demüthig! Ich glaube gar, Du bedankst Dich, wenn Dein Mann Dir das Herz zermalmt.“

„Der Thymian duftet am stärksten, wenn er zertreten wird,“ sagte Levin in seiner milden Weise. Ihm brauchte Corona nichts zu sagen, nichts zu verschweigen. Er hatte die Schule der Demüthigung zu gründlich durchgemacht, um nicht ihre Wirkung in anderen Seelen zu erkennen.

„Das ist stark, lieber Onkel!“ rief der Graf. „Wir sind es nicht anders gewohnt, als erhabene Ansichten und Lehren von Ihnen zu vernehmen? allein dies ist die Erhabenheit zu weit getrieben. Was müßte sich denn, nach Ihrer Meinung, die Frau

gefallen lassen, eh' sie sich gegen den Mann empört?"

„Alles — nur nicht die Sünde. Alles Andere, in Demuth getragen, kann dazu dienen, ihn zu Gott zurückzuführen. Läßt sie sich aber seine Sünden gefallen, so nimmt sie Theil an seiner Schuld, und statt ihm die Hand zu reichen, die ihn aus dem Abgrund ziehen könnte, stößt sie ihn hinein."

„Ich bitte Dich, lieber Vater," rief Corona flehend, „laß Dich nicht irre machen durch Orest's Benehmen! Du weißt ja, daß er von jeher alle Verhältnisse etwas leicht zu nehmen und zu behandeln pflegte."

„O ja! das weiß ich zur Genüge," sagte Graf Damian bitter. „Nichts war ihm wichtig, als seine hohe Person, sein liebes Ich."

In seiner Tochter fühlte sich Graf Damian sehr verletzt durch die Selbstsucht, die ihm nie auffiel, wenn er selbst sie übte.

„Ja, Väterchen, Du hast den armen Orest sehr verzogen," sagte Corona und drohte lieblich mit dem Finger; „Du darfst am allerwenigsten ungehalten sein, wenn er ist, wie er ist."

„Er wäre vielleicht in der scharfen Zucht meiner armen Mutter besser gerathen," sagte der Graf nachdenklich; „aber das wollte ja Deine selige Mutter nicht, Corona."

„Laß ruhen die wenn und die aber!" nahm Levin

das Wort. „Die liebe Cunigunde hat nur ihre Schuldigkeit gethan, indem sie Orest nicht fortgab. Jede Erziehung, auch die beste, hat einige Mängel, da sie von unvollkommenen Menschen ausgeht; und es ist die Sache des Zöglings, solche Mängel zu ergänzen und solche Lücken auszufüllen. Das ist überhaupt nicht die Aufgabe der Erziehung und kann es nicht sein, eine junge Menschenseele fest und fertig für alle Ewigkeit im Guten zu machen. Die Tugend wird dem Menschen nicht angethan; er muß sie selbstständig sich zu eigen machen. Und deshalb kann die Erziehung keine andere Aufgabe haben, als ihm durch Beispiel und Belehrung Liebe zur Tugend einzuflößen, seine Füße auf den Weg zu ihr zu stellen und in seine Hände einen sicheren Wanderstab zu geben. Daß er am Ziel anlange, ist seine Sache. Dafür ist er Mensch und dazu empfing er von Gott die Freiheit des Willens. Cunigunde hat ihren Kindern das Evangelium nicht bloß gelehrt; sie hat es ihnen vorgelebt. Mehr kann keine Mutter thun." —

Orest war nach Ostende gegangen. Er behauptete, angegriffene Nerven zu haben, welche durch Seebäder gestärkt werden müßten. Er war auch ein Paar Tage dort; dann fuhr er hinüber nach der Insel Wight, wo sich Judith von der Saison in London etwas erholte. Sie empfing ihn sehr freundlich.

„Sie sind ein recht treuer Mensch, Graf Orestes," sagte sie und gab ihm huldreich ihre schöne Hand. „Ich

wüßte nicht, was ich im Menschen höher schätzte als die Treue. Man nennt die Männer so oft treulos! Sie sind eine glänzende Ausnahme und ich darf stolz sein, einen so treuen Freund zu haben."

Sie fürchtete zuweilen, er könne seines Joches überdrüssig werden und es abschütteln; darum legte sie hie und da Freude an ihm und Freundschaft für ihn an den Tag; aber mehr nicht. Dann rief Orest:

„Bei Ihnen ist mir wohl, kann ich leben, athmen, denken, wollen, wünschen, hoffen — kann ich Mensch sein!" rief er und athmete tief auf und fuhr mit den Händen über seine Stirn und durch sein Haar, wie Jemand, der sich von schwerer Anstrengung erholt.

„Ist Ihnen wirklich so zu Muth oder spielen Sie mir eine kleine Comödie vor?" fragte Judith nachlässig. „Wir Schauspielerinnen denken gar leicht an Comödie."

„Wie soll ich Ihnen die Ueberzeugung beibringen, daß es keine sei?" rief er aufgeregt.

„O Graf Orestes," erwiederte sie kalt und hoch, „es ist nicht an mir, sondern an Ihnen, dieses Wie ausfindig zu machen."

„Ich werde Sie entführen, Judith, in irgend eine Wüste Asiens oder Afrika's."

„Mit nichten, Graf Orestes! ich hänge ungemein an dem europäischen Luxus und Comfort," erwiederte Judith eisig und sang eine Roulade, die mit einem gra=

ciösen Triller endete. „Paßt so etwas in Ihre Wüstenphantasie?“ setzte sie hinzu.

„O Judith, wie wird dies enden!“ seufzte Orest und warf sich in einen Lehnstuhl. Die Wellen seines Schicksals, wie er es nannte, brausten über ihn zusammen. Er fühlte sich grenzenlos elend.

„Sie sind ein Thor, Graf Orestes,“ sagte Judith frostig und achselzuckend. „Man muß im Stande sein, einen Entschluß zu fassen und auszuführen; dazu hat man seinen Willen.“

Die wildesten Gedankenstürme gingen ihm durch den Sinn. Sollte er sich von Corona trennen? sollte er sie bitten, ihm seine Freiheit zu lassen? war seine Ehe auch gültig, auch rechtmäßig, so daß er wirklich durch sie gebunden war? wäre es denn gar nicht möglich, Judith zu vergessen? Nein! sprach er zu sich selbst, das ist unmöglich. Alles Andere ist möglich — aber das nicht! — — So lagerten sich die Schatten immer tiefer über Recht und Pflicht und so wurde der böse Wille immer mehr der Beherrscher in diesem Reich der Finsterniß.

Mit Judith's Aufenthalt auf der Insel Wight ging auch der seine zu Ende. Bis die italienische Oper in Paris eröffnet wurde, machte sie eine Kunstreise durch Belgien und Norddeutschland, wo sie noch nie gewesen war. Orest wünschte sehnlichst sie zu begleiten. Sie sagte trocken:

„Ich glaube, Sie sind wahnwitzig, Graf Orestes. Was soll denn das bedeuten?“

„Florentin und Lelio begleiten Sie doch!“

„Florentin und Lelio sind in meinem Dienst, gehören zu meiner Umgebung. Ich brauche den einen im Fach meiner Geschäfte, den anderen im Kunstfach. Jeder hat seine Stellung und die ist abhängig von mir; also ist sie durchaus vor der Welt gerechtfertigt. Aber wenn Sie, ein verheiratheter Mann, aus einer bekannten Familie, meine Kunstreisen mit mir machen wollten: das gäbe einen enormen Scandal, und ich wüßte nicht, weshalb ich einen solchen hervorrufen sollte. Auf Wiedersehen in Paris.“

So trennten sie sich. Judith ging nach Brüssel, Orest nach Windeck. Dort war auch Hyacinth. Einen schneidenderen Gegensatz, als diese beiden Brüder, gab es vielleicht nie! so ganz Welt der Eine, so ganz Gnade der Andere; Jener — durch und durch im Irdischen wurzelnd, Dieser — im Himmlischen. Orest durch selbstsüchtige Zwecke und Hoffnungen in die gefallene Menschennatur gebannt; Hyacinth durch gänzliche Hingebung an seinen heiligen Beruf, getragen von der göttlichen Kraft, welche die gefallene Natur besiegt. Orest so seelenmatt, daß er ohne Schwertstreich der Gegenwehr von Leidenschaften sein Herz zerfleischen ließ, und so unfähig zu jeder höheren Auffassung des Lebens, daß ihm

die reiche Blütenfülle seines Daseins nicht genügte, weil sie den Gelüsten nicht entsprach, deren Befriedigung sein Ziel war; und Hyacinth, ein ringfertiger Kämpfer gegen die leiseste Versuchung und dabei so unerschütterlich ruhend in den Verheißungen des Glaubens, daß ihm alle Mühen und alle Dornen seiner anstrengenden, schmerzen-, sorgen- und arbeitsreichen Laufbahn in Paradiesesblumen umgewandelt wurden. Orest ein leibhafter Vertreter des Materialismus der Zeit; Hyacinth ein lebendiger Protest gegen ihn. Der Gegensatz war so auffallend, so schlagend, so ausgeprägt in der Gesinnung und den Worten der beiden Brüder, so ausgeprägt in ihrer äußeren Erscheinung, in Ton und Blick, in Haltung und Geberden, daß Corona, wenn sie die Brüder beisammen sah, immer ganz heimlich eine gewisse schmerzliche Beschämung für Orest empfand, und sich wunderte, wie er, der sein Lebenlang in der eleganten Welt, der großen Welt, der künstlerischen Welt sich bewege, so roh und alltäglich aussehen könne neben Hyacinth, der als ein armer Caplan zwischen Bauern verkehre. Aber das ist's: der Mensch ist nicht bloß der Sohn des Staubes, er ist auch der Mitbürger der Heiligen; und dies Bewußtsein himmlischer Heimathberechtigung, das unabhängig von jedem Stand, von jeder Lage, von jedem Ort, von jedem Verhältniß ist, machte Hyacinth zu einem Flüchtling aus der Region des Staubes, während Orest, in dem es erloschen war, der Sklave des Staubes wurde. Diese

innerliche Abkehrung von allem Höheren, die mehr und mehr in Orest um sich griff, erfüllte Hyacinth mit nagendem Kummer. Corona hatte ihn und Onkel Levin gebeten, sie möchten Orest zu bewegen suchen, daß er die Kapelle ausbaue und sich um einen Hausgeistlichen bemühe. Beide fanden diesen Wunsch durchaus gerechtfertigt, aber Orest wollte nichts davon hören.

„Eine Frau muß nicht immer ihren Willen durchsetzen!“ entgegnete er.

„Immer nicht,“ antwortete Levin; „aber doch zuweilen, wenn er so gut ist, wie in diesem Falle.“

„Ich mag keinen Dritten in meiner Häuslichkeit haben.“

„Ist auch nicht nöthig!“ sagte Hyacinth. „Je weniger der Geistliche mit Euch — was das äußere Leben betrifft — zu thun haben wird, desto lieber wird es ihm sein.“

„Das ist Deine Gesinnung, aber nicht die allgemeine. Die Priester wollen überall die Ersten sein und herrschen.“

„Wir müssen durch Orest geistliche Gesinnung kennen lernen, lieber Hyacinth,“ sagte Levin lächelnd.

„Bester Onkel, verzeih!“ rief Orest; „Du und Hyacinth — Ihr seid Ausnahmen von der Regel.“

„Und wo hattest Du denn Gelegenheit, die Regel kennen zu lernen?“

„Nun da, wo alle Welt sie kennen lernt: in der Geschichte.“

„Sage lieber, in den Geschichten; dann bezeichnest Du Deine Quellen etwas richtiger.“

„Der größte Theil der Bevölkerung in der Herrschaft ist protestantisch; da würde ich in den Verdacht der Proselytenmacherei kommen.“

„Ich glaube, daß Du in diesen Verdacht nicht so leicht kommen wirst,“ sagte Hyacinth.

„Du willst mir dadurch kein Lob spenden, ich weiß es!“ entgegnete Orest; „aber ich betrachte es dennoch als ein solches. Ich will mit wildem Fanatismus blinder Bekehrungswuth nichts zu thun haben, und meine Pflicht als Ehemann ist es, Corona vor solchem Verdacht zu schützen. Ich kann es aber nicht, wenn mein Haus eine Kapelle und einen Priester umschließt. So etwas würde den confessionellen Frieden stören. Das darf nicht sein! darin darf ich kein schlechtes Beispiel geben.“

„Du sprichst ja, als wärst Du Mitarbeiter an gewissen Zeitungen,“ sagte Hyacinth, „die alsbald ein Zetergeschrei über Störung des confessionellen Friedens erheben, wenn sich irgendwo und irgendwie eine katholische Lebensäußerung kund gibt. Willst Du dich denn mit diesen Rittern Don Quixote auf einer und derselben Rosinante tummeln? und würdest Du nicht durch Ehrfurcht und Liebe für Deinen Glauben und dessen kirch-

liche Ausübung der protestantischen Bevölkerung ein sehr gutes Beispiel geben?"

„Larifari, Hyacinth! Du bist ja nur Corona's Organ! Priester und Frauen machen immer gemeinschaftliche Sache zu demselben Zweck."

„Und der wäre?" warf Levin ein.

„Herrschaft!" rief Orest. „Frauen und Priester wollen herrschen — und wollen es um so eifriger, durstiger, heißer, als sie es nur heimlich dürfen."

„Du irrst, lieber Orest, wenn Du annimmst, daß die Frau und der Priester nur heimlich herrschen dürften," sagte Levin gelassen. „Beide haben von Gott die Mission zu einer ganz öffentlichen und anerkannten Herrschaft empfangen. Zum Priester hat der Herr selbst gesprochen: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch." Der Priester kommt als Stellvertreter Christi, um über die Seelen der gläubigen Gemeinde zu herrschen, eine Herrschaft, die ganz Liebe, ganz Dienstbarkeit, ganz Opferwilligkeit ist. Er kommt als der sichtbare Schutzengel der Gläubigen, belehrt, warnt, heilt, rettet, tröstet, belebt und beseelt sie. Für sie betet er, für sie opfert er. Ein solches Amt gibt eine Herrschaft, die der Priester nicht zu verheimlichen braucht, mein Sohn, denn er braucht sich ihrer nicht zu schämen. Sein Scepter ist das Kreuz, besonders dasjenige, welches er unsichtbar auf seiner Schulter und in seinem Herzen trägt. Und was er in der Gemeinde, das ist

die Frau in der Familie. Indem Gott sie an die Wiege des Kindes stellte, hat er sie zum Schutzengel des Hauses gemacht. Da übt sie ihr häusliches Priesterthum, da wacht und warnt, da belehrt und beseelt, da betet und opfert sie. Der Priester ist ein Mitarbeiter Gottes, sagt der heilige Apostel Paulus; aber die Frau ist die Mitarbeiterin des Priesters für das Reich Gottes. In dieser übernatürlichen Weise herrschen sie und sollen sie herrschen; nicht aus ihrer Machtvollkommenheit, sondern im Auftrag Gottes; nicht verstohlen, sondern offen vor der ganzen Welt."

„Bester Onkel," betheuerte Orest, „Du siehst Alles im idealen Licht und fassest es auf von der idealen Seite, weil Du selbst ein Ideal bist."

„Lieber Gott!" sagte Levin demüthig; „ist man schlecht und recht ein armseliger Priester, aber ganz durchdrungen von seinem Beruf, so soll man für ein Ideal gelten."

„Aber das müßt Ihr doch zugeben," rief Orest, „daß der priesterliche Beruf oft zu herrschsüchtigen Zwecken mißbraucht worden ist."

„Lieber Bruder!" sagte Hyacinth und legte seine beiden Hände auf Orests Schultern. „Du hast ja Deinen ganz guten Verstand! also wende ihn doch an, ich bitte Dich flehentlich, um einen anderen Einwand oder Vorwurf aufzufinden, als jene klägliche Redensart: der Beruf kann mißbraucht werden! — Das bedeutet gar

nichts, denn das kann man von allem Guten, sowohl in der materiellen, als in der geistigen Schöpfung sagen."

„Es ist aber nirgends empörender, als im geistlichen Beruf!" sagte Orest, „und deshalb will ich keinen Hausgeistlichen auf Stamberg."

„Mit dem Vordersatz bin ich vollkommen einverstanden," entgegnete Hyacinth; „allein der Nachsatz ist keine richtige Folgerung."

„Basta! ich will es nicht!" rief Orest heftig. „Ich muß wissen, was ich in meinem Hause zu thun und zu lassen habe." Damit stürmte er fort. —

Levin und Hyacinth hatten beide grenzenloses Mitleid mit Corona, und als sie allein waren, fragte Hyacinth den Onkel, ob es nicht seine Pflicht sei, sich so auf Stamberg niederzulassen, wie Levin auf Windeck. Aber Levin entgegnete:

„Das waren andere Verhältnisse. Ich ging in mein elterliches Haus, nachdem ich meiner Stellung in der Welt beraubt war, und zu meiner todtkranken Mutter. Der Platz konnte mir nicht wohl streitig gemacht werden; er gehörte mir. Der Sohn des Hauses ist schwer zu entfernen. Du aber hast keine Heimathberechtigung auf Stamberg, und sobald Dein Bruder Deine Anwesenheit daselbst nicht wünscht, bist Du ein Eindringling und um so weniger auf einem haltbaren Platz, als Orest seinen Groll mit Dir gegen Corona auslassen würde.

Sie hat es schwer — das arme Kind! aber Gott steht ihr bei. Sie leidet und lächelt und schweigt: untrügliches Zeichen, daß sie sich heiligt."

Es blieb wie es war! — Gleich nach Weihnachten begann Orest zu Corona von der Reise nach Paris zu sprechen. Sie machte keine Einwendungen. So quälend der dortige Aufenthalt für sie war, schien es ihr doch besser, mitzureisen, als ihn allein gehen zu lassen. Sie war aber außerordentlich leidend und der Arzt erklärte, in Rücksicht auf ihre Mutterhoffnung müsse er ihr jede Reise in so rauher Jahreszeit und jede Unruhe streng untersagen. Corona bat den Arzt, er möge selbst sein Verbot ihrem Mann kund thun, damit Orest nicht wähne, daß sie es sei, die ein Hinderniß in seinen Plan lege.

„Wie unangenehm!" rief Orest; „nun . . . . dann muß ich allein reisen!"

„Der Herr Graf werden doch die Reise etwas abkürzen, nicht wahr?" sagte der Arzt, ein ältlicher, trockener Mann, der gewohnt war, seine Meinung unverholen zu sagen.

„Wie so? warum?" rief Orest.

„Weil die Frau Gräfin sehr leidend — und so ein einsamer Winter sehr lang für eine Leidende ist."

„O, meine Frau liebt ganz außerordentlich die Einsamkeit!" rief Orest und traf seine Reiseanstalten.

Corona kämpfte einen schweren Kampf mit ihrer

Schüchternheit, bevor sie einen Entschluß faßte, zu dem sie sich durch ihre Pflicht gedrängt fühlte. Sie nahm als einen kleinen Bundesgenossen Felicitas bei der Hand und ging eines Morgens mit ihr zu Orest, der eben beschäftigt sein Portefeuille zu ordnen und sehr guter Laune war.

„Ah, Lili!“ rief er und nahm die Kleine auf den Arm; „was soll ich Dir aus Paris mitbringen? eine Puppe, so groß wie Du selbst bist, nicht wahr? und eine Unmasse von Bonbon!“

„Lieber Orest,“ nahm Corona mit leise bebender Stimme das Wort, „Lili und ich — wir möchten Dich um etwas ganz Anderes bitten.“

„Und das wäre?“ fragte er ziemlich gleichgültig.

„Daß Du bei uns bliebest und für diesen Winter auf Deine Reise nach Paris verzichtetest.“

„Ah bah!“ sagte er im wegwerfenden Ton; und zum Kinde: „Nicht wahr, Lili, Du willst Bonbon aus Paris haben?“

„Bitte, bitte!“ sagte die Kleine und klatschte in die Händchen, froh über die Aussicht auf Bonbon.

„Siehst Du, Lili ist auf meiner Seite!“ rief Orest.

„Lieber Orest,“ entgegnete Corona mit schmerzlichem Lächeln, „wüßtest Du, wie mir zu Muthe ist, so würdest Du nicht Deinen Scherz mit Lili treiben.“

„Ich bitte Dich, laß Dich doch nicht durch den Doctor hypochonder stimmen!“ sagte Orest unmuthig. „Es

ist ja der Vortheil dieser Herren, die Menschen ängstlich über ihr Befinden zu machen, damit man sich desto mehr an sie wende."

„Du thust dem guten Doctor und mir Unrecht, lieber Orest. Er hat nur seine Schuldigkeit gethan, indem er mich von der Reise zurückhielt, und ich bin wahrlich nicht besorgt um mein Befinden, das körperlich und vorübergehend ist, sondern nur besorgt um Dich und Deinen Seelenzustand."

„Die Sorge überlasse mir!"

„Aber, lieber Orest, Du behandelst ihn nicht mit Sorgfalt! Du stehst unter irgend einem unglücklichen Einfluß, dem Du Dich willenlos, besinnungslos überläßt, und der Dich Deiner Frau, Deinem Kinde, Deinem Hause, Deiner Familie, Deinem Wirkungskreis — mit einem Wort: Deiner Pflicht entfremdet. Von wem dieser Einfluß ausgeht, weiß ich nicht und verlange ich nicht zu wissen; ich sehe nur seine traurige Wirkung auf Dich, denn er versetzt Dich in einen innerlich verkehrten und verwirrten Zustand, der Dich elend macht und der nicht nach dem Willen Gottes ist. Wie soll das aber werden, lieber Orest, wenn Du auf einem Wege bleibst, der so entschieden der Bahn zuwiderläuft, welche Gott Dir zugewiesen hat."

„Ich thue nichts Böses," sagte Orest finster; „ich habe mir nichts vorzuwerfen, als daß ich mich auswärts besser unterhalte, als hier. Ich bin nicht für das Kar-

thäuserleben geschaffen, nicht für den Ehemann, nicht für den Hausvater, nicht für die Einförmigkeit des ländlichen Aufenthaltes."

„Das hättest Du bedenken sollen, bevor Du dich in diese Lage begabst. Aber ich glaube, wenn Du dich nur ein wenig gegen den bösen Einfluß stemmen wolltest, von dem Du dich beherrschen läßt, so würdest Du anfangen, weniger unglücklich Dich zu fühlen. Du würdest nach und nach zur Besinnung über Deine Lage kommen, sie würde Dir in einem freundlicheren Licht erscheinen, und was Dir jetzt schwer, ja unerträglich vorkommt, würde Dir leicht und immer leichter werden. Ach, lieber Orest, nur ein wenig guter Wille — und Gott hilft nach! Nur der Versuch zum Widerstand — und Du überwindest die inneren oder äußeren Feinde! Und deshalb flehe ich Dich an: gehe nicht nach Paris! bleibe bei uns! bleibe hier."

Sie hob die Hände bittend zu ihm auf und schwere Thränen rollten über ihre zarten bleichen Wangen. Als Felicitas die Mutter weinen sah, verzog auch sie, nach weicher Kinder Art, ihr Gesichtchen zum Weinen, schlang beide Arme um Orests Nacken und sagte:

„Papa, hier bleiben."

„Jetzt ist Lili auf meiner Seite!" rief Corona.

Orest stellte finster das Kind auf den Boden und sprach:

„Ich begreife nicht, weshalb Du mir diese Scene

machst. Ich sage Dir ja, daß ich mir nichts vorzuwerfen habe; ich amüsire mich nur mit — Freunden. Es gibt nichts Unerträglicheres, als eifersüchtige Launen."

„Gott sieht in mein Herz," antwortete Corona sanft. „Ich hoffe, er spricht mich frei von unedler Eifersucht und gibt mir das Zeugniß, daß ich keine andere Absicht habe, als Dich zufrieden — und mit Dir selbst, mit Deiner Lage und mit Gott versöhnt zu sehen."

„Und woher weißt Du denn, daß ich es nicht bin?"

„Weil Deine Pflichten Dir eine so unerträgliche Bürde sind, daß Du sie fliehst, lieber Orest," sagte sie schüchtern. „Ach, sie können uns ja schwer werden und wir dürfen ja ihre Wucht empfinden; aber wenn Gott sie tragen hilft, so harren wir aus. Versuch' es, lieber Orest, ach, versuch' es! harre aus. Ich bitte nicht für mich! um mein eitles und selbstsüchtiges Herz mehr und mehr zu verleugnen, fügt Gott es so, daß ich in Deinem Herzen nichts gelte: also bitte ich nicht meinetwegen! aber ich bitte für Dich selbst und für Deine Kinder."

Sie sank ihm zu Füßen mit strömenden Thränen, aber ohne Leidenschaft, ohne Aufregung. Sie weinte mit seinem Schutzengel, um ihn, nicht um sich. Felicitas brach aber in lautes Weinen aus und schmiegte sich an die knieende Mutter. Orest rief in äußerster Ungeduld:

„Auch das noch! muß man da nicht aus dem Hause

getrieben werden! Weiberthränen und Kindergeschrei — das ist einem Menschen zu viel zugemuthet, davon werden die Nerven ganz erschüttert."

„O lieber Orest!" bat Corona immer auf den Knien, „sage das nicht, verleumde Dich nicht! nicht Deine Nerven werden erschüttert, sondern Dein Herz. Vergib uns die Thränen! Du kannst sie ja so leicht stillen. Sprich nur: ich bleibe! — und wir weinen nicht mehr."

Sie ergriff seine Hand und küßte sie. Da trat er zurück und rief heftig:

„Steh auf! all' solche Scenen sind mir verhaßt. Ich kann es nun einmal nicht Jahr aus Jahr ein hier aushalten; ich muß im Winter und im Sommer kleine Reisen zu meiner Erholung machen. Du wirst doch nicht verlangen, daß ich hier umkommen soll."

„Ich verlange gar nichts, lieber Orest, ich bitte nur."

„Da ich Dir aber meine Gründe gesagt habe, so mein' ich, Du solltest Deine Bitten einstellen."

„O vergib mir, daß ich dennoch bitte. Ach, Du sagst, Du müßtest eine Erholungsreise machen; nun wohlan, reise! aber reise nach Venedig, oder Wien, oder wohin Du willst — nur nicht nach Paris."

„Nun ist's genug!" brach Orest im heftigsten Zorn aus; „nun hab' ich es satt! nun kommt Dein Eigensinn zu Tage! Ja, reise! .... nach Kamtschatka reise! nach Marocco reise! .... nur nicht nach Paris.

Und warum nicht nach Paris? .... eben weil ich dahin will!"

„Ganz recht, lieber Orest, eben um Dir einen Anlaß zu geben, Deinen Willen zu verleugnen."

„Du bist sehr gütig, Dich zu meiner Gouvernante machen zu wollen; allein ich rathe Dir, dies Amt bei Lili anzutreten und ihr das Weinen abzugewöhnen. Uebermorgen geh' ich nach Paris."

Corona hatte noch immer auf den Knien gelegen; jetzt stand sie auf und sagte zu Felicitas, indem sie ihr die Thränen von den langen Wimpern trocknete:

„So, meine Lili! jetzt küsse dem Papa die Hand und bitte ihn um Verzeihung, daß wir geweint haben."

Zaghaft gehorchte das Kind, küßte Orest's Hand und sagte ängstlich:

„Papa, nicht böse auf Lili."

„Geh' nur, geh'!" erwiderte er rauh.

Corona nahm die Kleine auf den Arm und verließ schweigend Orest, der mit beiden Händen seinen Kopf ergriff und hielt und bei sich selbst murmelte: Die Weiber sind ganz darauf eingerichtet, einen ehrlichen Mann um den Verstand zu bringen!!

So wirkt die Leidenschaft: sie entnervt den Menschen und sie macht ihn barbarisch.

Orest ging nach Paris, Corona blieb allein; aber Gott war mit ihr. Sie war wochenlang auf ihre Ge-

mächer beschränkt, so leidend, daß sie sich kaum mit etwas Handarbeit — und gar nicht mit Musik und Lesen beschäftigen durfte; und daß es ihr nicht einmal möglich war, Sonntags zum Gottesdienst zu fahren. Sie verlor nie die Geduld bei so herben Entbehrungen; sie klagte nie, daß sie ihr zur Last fielen. In ihrem freundlichen Thurmcabinet verbrachte sie meistens ihre Tage. Zuweilen ruhte ihr Blick lange auf der winterlichen Landschaft, die sie aus ihren Fenstern weit und breit übersah. Das weiße Leichentuch des Schnees lag auf Berg und Thal, auf Wald und Flur — so kalt, so schauerlich, so ertödtend. O Winter meines Lebens! seufzte wohl einmal Corona's Menschenherz mit seinen zwanzig Jahren. Und der Frühling kommt doch! der ewige Frühling! setzte sie entschlossen hinzu und zog mit himmlischer Energie ihr Herz höher, über seine zwanzig Jahre und seine Erdenwünsche hinauf. Und fiel ihr Auge gar auf Felicitas, so rief sie froh: Mein Gott, wie undankbar ich bin! hab' ich nicht im Erdenwinter mein Schneeglöckchen, mein süßes Kind! O Du Seele meines Kindes — in Dir besitze ich ja das Paradies! — — Graf Damian besuchte sie und fand sie so leidend, so übel aussehend, das er der Baronin Isabelle schrieb und sie bat, nach Stamberg zu kommen. Grenzenlos war Corona's Freude, als sie nicht allein kam; Onkel Levin begleitete sie. Seit vielen langen Jahren hatte er Windeck nicht verlassen. Aber er dachte: Vielleicht ist

sie reif für die Ewigkeit; vielleicht ruft der gnädige Gott eine Seele, die durch reine edle Schmerzen früh geläutert ist, aus diesem Thal der Thränen. Und sie hat Niemand, der ihr in schwerer Stunde mit geistlichem Trost und mit den göttlichen Gnadenmitteln der Kirche zur Seite stehe. Er erbat und erhielt die bischöfliche Erlaubniß, in einem Saal, der an die Wohnzimmer stieß und nicht benutzt wurde, eine Kapelle einrichten und die heiligsten Geheimnisse feiern zu dürfen.

„Heute ist meinem Hause Heil widerfahren!" frohlockte Corona, als Onkel Levin eintraf und diese Nachricht mitbrachte. Ihrem Vater gegenüber war sie immer fröhlich, mittheilend, gesprächig — und ganz ungesucht, ganz einfach. Sie litt nicht, daß er auch nur eine Sylbe der Mißbilligung über Orest's Benehmen äußere. Von diesem Zwang, der ihm sehr lästig war, erholte er sich bei Levin.

„Ich möchte dem Jungen, dem Orest, den Hals umdrehen!" rief er zuweilen.

„Lieber das Herz!" entgegnete Levin.

„Ja freilich — das Herz! aber hat er ein Herz, wenn er keines hat für diesen Engel von Frau? sie ist meine Tochter und es ist wider den Anstand, das eigene Kind zu loben; aber ich kann mir nicht helfen! Sehe ich ihr liebes sanftes Gesicht an, so muß ich immer denken: O du lieber Engel!" —

Mit Levin sprach Corona anders, als mit Graf Damian. Sie sagte:

„Lieber Onkel, wie gut ist Gott! wie erbarmt er sich meiner! Ich war ein kleines, eitles, launenhaftes Mädchen, mit allen Anlagen zur Selbstsucht und zur Selbstgefälligkeit — und dabei verzogen und verwöhnt wie Eine! Wäre das so fortgegangen, hätten mich die äußeren Verhältnisse immer so weich und warm gewiegt und getragen — wer weiß, ob ich nicht ein recht schlimmes Weltkind geworden wäre.“

„Wohl Dir, daß Du es erkennst, geliebtes Kind,“ erwiederte Levin. „Irdisches Glück erschlafft und erkältet uns oft gegen unsere himmlische Bestimmung. Das Herz des Menschen ist wie ein Rauchfaß, in welchem allerhand Weihrauchkörner liegen und aus welchem dennoch kein Wohlgeruch aufsteigt — denn der Weihrauch brennt nicht. Da fallen Kohlen auf ihn, entzünden ihn, entwickeln seinen Arom, der sich zu lieblichem Duft und in zartem Gewölk ausbreitet und zum Tabernakel emporsteigt, in welchem unser Gott unter uns wohnt. Die zündende Kohle im Menschenherzen, Kind — das ist der Schmerz. Wer möchte ihn missen, da durch ihn unser kaltes trockenes Herz verwandelt wird in eine Schaale, die vor Gott süßen Wohlgeruch aushaucht.“ —

Corona war sehr krank. Zwei Aerzte waren im Schloß. Ein Telegramm ging nach Paris und benach-

richtigte Orest von ihrer Gefahr. Er war aber nicht in Paris, sondern in Lyon, wo Judith ein Conzert gab. Corona sagte zu den Aerzten:

„Ich habe von Fällen gehört, in denen es unmöglich sein soll, Mutter und Kind am Leben zu erhalten. Es könnte ja sein, daß sich dieser Fall für uns ereignete; denn ich weiß, es steht nicht gut mit mir. Tritt er ein — dann vergessen Sie nicht, daß es sich handelt um eine unsterbliche Seele. Ich habe so eben die heiligen Sterbsacramente empfangen und darf hoffen, daß der liebe Gott meine Seele in Gnaden aufnehmen werde; also ich kann sterben. Aber das Kind muß leben — denn es muß die heilige Taufe empfangen."

Der eine Arzt dachte bei sich selbst: die Logik verstehe ich nicht. Der andere, Corona's Hausarzt, der trockene Mann, sah sie an mit feuchtschimmernden Augen und sagte im barschen Ton:

„Gnädige Gräfin müssen nicht so sprechen! davon wird einem ja ganz unnützer Weise das Herz weich. Man ist ja auch ein Christenmensch und hat ein Gewissen."

„Gut, Herr Doctor!" sagte Corona; „auf Ihr Gewissen lege ich die Seele des Kindes." — —

Namenloser Jubel brach im Schloß aus: Corona lebte und ihr Sohn lebte auch; schwach und schwankend zwar, aber er lebte.

„Wie soll er heißen?" fragte Levin; „ich taufe ihn gleich."

„Gott war mit uns!" sagte Corona strahlend vor Wonne; „Emanuel soll er heißen."

Alles an ihr war übernatürlich: ihre Freude wie ihr Leid; ihre Gedanken wie ihre Liebe. Und abermals ging ein Telegramm mit diesen Nachrichten zu Orest und traf ihn nicht; denn er war noch in Lyon bei einem prächtigen Fest, das man zu Ehren Judith's gab. Tags darauf ging sie nach Paris zurück. Man war in der Charwoche und sie hatte versprochen, am grünen Donnerstag in der Kapelle der Klosterfrauen von Unserer Lieben Frau von Sion zu singen; Pergoleses „Stabat mater," zum Besten des Klosters. Auch ihr Conzert in Lyon war für einen Zweck der Barmherzigkeit gewesen und nie schlug sie eine solche Bitte ab. Mit Orest zugleich traf ein drittes Telegramm aus Stamberg ein, so daß er auf seinem Tisch drei telegraphische Depeschen fand. Trotz seines Leichtsinns entsetzte er sich und öffnete die letzte zuerst. Sie meldete ihm den Tod seines Sohnes. Das schwache Lebensflämmchen war nicht zu erhalten gewesen und nach vierundzwanzig Stunden still erloschen. Orest war vernichtet. Er hatte einen Sohn gehabt und verloren — und ihn nie gesehen! Er sauste mit dem Schnellzug durch die Nacht und war am anderen Vormittag auf Stamberg, außer sich, verzweifelnd, mit Gott und Menschen hadernd, denn einen Sohn hatte er gewünscht, einen Träger des Namens, einen Erben des Vermögens, einen Vertreter des Hauses

Windeck; und nun fand er ihn — aber als Leiche. Auf Frühlingsblumen gebettet und in Spitzen eingehüllt lag die kleine Leiche in dem Saal, der zur Kapelle umgeschaffen war, und Felicitas saß, mit Blumen spielend, so ruhig und ahnungslos neben dem kleinen Sarge, als ob es die Wiege ihres entschlafenen Brüderchens sei. Dies Bild eines Friedens, der Zeit und Ewigkeit umschloß, trat so überwältigend in die wilde Gewitternacht seines Innern, daß Orest ohnmächtig neben den beiden Kindern zusammensank. Dies entwaffnete etwas Graf Damian, der einen beträchtlichen Vorrath von Groll gegen seinen Schwiegersohn in sich aufgespeichert hatte, und der Hausarzt sagte zu Levin:

„Ja ja! so sind die Leute! Nichts wollte der Herr Graf davon hören, seine Reise abzukürzen, obgleich es ja auf der Hand liegt, daß bei einer so zarten Gesundheit, wie die Frau Gräfin hat, die Dinge leicht eine schlimme Wendung nehmen. Und nun ist er desperat, das Bübchen nicht mehr am Leben zu treffen, und hat nicht übel Lust, uns Alle dafür verantwortlich zu machen."

Corona hatte ihr Kind in die Hand Gottes zurück gegeben, aus der sie es empfangen hatte. Bei solcher Gesinnung verliert der Schmerz seine Herbe und seinen Stachel; aber weh thut er doch! Das Herz blutet sich leise nach Innen aus. Sie suchte Orest zu trösten und zu beruhigen und bat ihn, daß das Kind in der Familiengruft zu Kloster Engelsberg beigesetzt werde.

„Dort sind wir im Sarge zu Hause," sagte sie, „und viele heilige Meßopfer und Gebete erheben sich über unsere Gruft und schlingen die Todten in den Verband des ewigen Lebens hinein."

Was sie wünschte, geschah. Es war, als habe sie einen Blick in ihre Zukunft gethan. Allmälig senkten sich wieder die Wellen in den aufgeregten Gemüthern, und das Alltagsleben kehrte in das gewöhnliche Geleise zurück. Graf Damian, Levin und die Baronin Isabelle verließen Stamberg. Corona erholte sich; doch so langsam, daß sie im Laufe des Sommers eine Cur in Ems brauchen mußte und daß die Aerzte erklärten, sie müsse den nächsten Winter in Italien zubringen, in Rom oder Pisa; ihre Brust scheine angegriffen.

„Also nach Rom!" rief Orest.

„Ja, nach Rom!" sagte Graf Damian. „Ich gehe mit. Das habe ich mir schon lange gewünscht."

Er war auch in Ems mit Corona; er konnte sich kaum mehr von ihr trennen, so sehr fühlte er die Verpflichtung, in ihrer Verlassenheit ihr beizustehen. Hyacinth war bereits im Frühling nach Rom gegangen, um dort ein Jahr theologische Studien zu machen. Der Grund, weshalb Orest sich für Rom entschied, war kein anderer, als weil Judith dahin ging. Diese hatte erklärt, ihr Ruhm sei jetzt begründet; sie brauche London und Paris nicht mehr; sie wolle fortan nur in Italien singen — und diesen Winter in Rom. Als

Orest's Schmerz um sein Kind sich gelegt hatte, schlief auch sein Gewissen wieder ein und der Schmerz ging schnell vorüber, denn er hatte doch eigentlich nur einen künftigen Orest in seinem Sohn ersehnt, geliebt, betrauert. Ein solcher Schmerz ist nicht die glühende Kohle, die das Innere entzündet; ist nur ein dürftiger Funke, der in der kalten inneren Finsterniß schnell erlischt. Mit brennender Ungeduld harrte er auf den Augenblick, wo Judith am Genfersee sich ausruhen werde; dann wollte er zu ihr, sein Verschwinden aus Paris und ohne Abschied von ihr — gleichviel wie erklären und dann nach Stamberg zurückgehen, um mit Corona die italienische Reise anzutreten. Die Aerzte hatten freilich gerathen, Corona möge nicht den October diesseits der Alpen abwarten; aber Judith war ja im October in der Villa Diodati! da mußte Corona schon Geduld haben! Endlich kam statt seiner jener Brief, der ihr anzeigte, daß sie die Reise allein mit Graf Damian zu machen habe.

Die Heimkehr.

In Sinnen verloren saß Corona am Schreibtisch, den Brief in der einen Hand und in die andere den Kopf gestützt — so lieblich in ihrer Erscheinung, ihrem Ausdruck, ihrer Haltung, daß die volle ehemännische Gleichgültigkeit dazu gehörte, um eine andere Frau ihr vorzuziehen. Ihr lichtbraunes Haar war à la Valois in weichen Wellen zurückgeschlagen und ließ die Stirn ganz frei, die weiß wie Alabaster, an den Schläfen ein feines bläuliches Gräder, zart wie auf Blumenblätter getuscht, durchschimmern ließ. Vom zartesten Schnitt waren ihre Züge, vom zartesten Rosenhauch ihr Colorit und mit einer ihr eigenthümlichen Grazie hoben und senkten sich ihre langen, gebogenen Wimpern über ihr mildes, aber melancholisches Auge. Sie trug ein Kleid, wie es sich für die Jahreszeit paßte, von schwerem Seidenstoff, perlgrau mit korallenfarbenen Ramagen, und Broche und Ohrringe von geschnittenen Corallen und eine Fülle von Spitzen fiel von ihren schmalen weißen Händen

zurück. Sie sah aus wie eine wunderschöne Blume aus einem fremden Himmelsstrich — fein und zart organisirt an Leib und Seele, an Herz und Geist. Ein Ausruf des Kindes weckte sie aus ihrem Nachsinnen.

„Mama!“ sagte Felicitas im Tone des Erstaunens und zeigte mit dem Finger nach der Thür, die aus dem Cabinet in den Salon führte. Corona wendete sich nach der Thüre um: da stand Uriel. Sie streckte ihm beide Hände entgegen, aber sie zitterte so heftig, daß sie nicht aufstehen konnte. Die Erinnerung an den Abschied damals in Windeck — und an Alles, was zwischen dem Damals und dem Jetzt lag, überwältigte sie und sie brach in Thränen aus.

„Corona, Du weinst! .... und ich freue mich!“ rief Uriel, und drückte und küßte ihre Hände.

„O, ich freue mich auch,“ sagte sie, trocknete ihre Augen und suchte sich zu fassen; „aber Du hast mich erschreckt. Sieh', Uriel, dies ist Felicitas.“

Die Kleine hatte bei dem Eintritt eines Fremden ihre Puppenwelt verlassen und sich zur Mutter geflüchtet. Uriel hob sie auf, stellte sie vor sich auf den Tisch und sagte zärtlich:

„Also Du bist Felicitas! Sei willkommen! und sei das Glück Deiner Eltern, Du liebes Kind! .... Wo ist Orest?“ setzte er in einem Tone hinzu, der die Erwartung verrieth, er werde die Antwort bekommen: Auf der Jagd.

„Er ist verreist — er braucht die Seebäder in Genua," entgegnete Corona beklommen.

„Orest — Seebäder des Südens!" rief Uriel in höchster Verwunderung. „Wenn Du es wärest!"

„O nein," sagte sie abbrechend, „ich bin wohl und brauche dergleichen nicht. Aber nun sprich von Dir, nun erzähle, Du Weltumsegler! Was hast Du gesehen, gehört, gedacht, gethan!"

„Gesehen: wie schön Gott die Erde geschaffen — und wie häßlich die Menschen sie und sich selbst gemacht haben. Gehört: mehr Worte als Wahrheit. Gedacht: Eines; nämlich — das Menschenherz ist größer als der Erdball. Gethan: nichts."

„Du bist ein lakonischer Berichterstatter," sagte Corona lächelnd.

„Ich habe Dir die Quintessenz meiner Reise-Erfahrungen gegeben; ist das nicht die Hauptsache? Allerlei Bilder lassen sich wohl später ausmalen und dienen mehr zur Unterhaltung, als daß sie der Theilnahme genügten. Und deshalb ist jetzt an Dir die Reihe, mir einen Abriß Eures Lebens zu geben."

Corona legte sanft ihre Hand auf das lockige Haar ihres Kindes und sagte himmlisch freundlich:

„Felicitas."

„Du bist aber doch noch lakonischer als ich!" entgegnete Uriel gerührt.

„Ich habe auch keine Weltfahrten gemacht!" rief sie heiter.

Dann fragte er nach dem Vater, nach Onkel Levin, nach Hyacinth, nach Tante Isabelle, nach ganz Windeck. Nach Regina fragte er nicht. Aber Corona erzählte von Allen und Allem und auch von der geliebten Schwester: daß dieselbe den Klosternamen Therese trage — und daß sie Alle einmal im Jahre von Windeck aus sie in Himmelspforten besuchten und im Sprachzimmer sie sehen und sprechen dürften. „Das heißt, wir sehen sie hinter dem Gitter und sie schlägt nie ihren Schleier auf. Auf Wiedersehen im Himmel! sagte sie am Tage ihrer feierlichen Einkleidung, als der Vater sie vor der Ceremonie noch ein Mal zu sehen und zu sprechen verlangte. Sie war, wie es üblich ist, noch in dem glänzenden weltlichen Anzug, den sie gleich darauf mit dem groben braunen Habit der Carmelitessen vertauschen sollte. Wie eine Königin stand sie da, in dem weißen Seidenkleide und mit den herrlichen Perlenschnüren von der seligen Mutter um den Hals — wie die Königin einer höheren Welt, in welcher Diamanten als Staubeskörner gelten. So stand sie da und das Gitter im Sprachzimmer war weit geöffnet. Der Vater hatte durchaus verlangt, sie im letzten Augenblick zu sprechen und wir waren Alle dabei. Alle Verwandten waren gekommen zu der heiligen Feierlichkeit, die der Bischof vollzog. Papa sagte ihr Vieles und Onkel Levin auch ein Paar

Worte; aber sie erwiederte nur: Der Bräutigam ruft, ich muß ihm folgen! und Aehnliches mehr, ganz sanft, ganz bestimmt — wie sie immer war. Endlich kniete sie am Gitter nieder und bat Papa und Onkel Levin um ihren Segen — und als sie dann aufgestanden war und uns Alle und jeden Einzelnen ansah mit ihrem tiefen unvergeßlichen Blick, da sagte sie: Auf Wiedersehen im Himmel! und wie eine wandelnde Lilie verließ sie das Zimmer. Jetzt, wenn wir kommen, ist sie immer von einer ganz herzzerschmelzenden Liebe, als ob sie ihr Leben aushauchen möchte, um Seelen zu Gott hinzuziehen. Diesen Sommer fragte ich sie: Kommst Du vom Calvarienberg, um so zu lieben? Da antwortete sie so recht nach alter Art, damit nur Niemand sie für etwas Besonderes halten möge: Ach, nein! aus meiner Zelle! Wir gehen dann immer in die Klosterkapelle, um sie singen zu hören; am Abend nach der Vesper ein „Salve Regina" oder ein „Regina coeli, laetare." Die Carmelitessen singen wunderschön, mit gedämpfter Stimme, nach der Tradition der heil. Therese, welche gesagt hat, die laute Stimme, der weithin tönende Gesang schicke sich nicht für Klosterfrauen, bei denen Alles das Gepräge der Abtödtung, nicht der natürlichen Gabe, tragen müsse. Und so singt denn auch Regina wie vom Himmel herab. Die Leute kommen aus der Stadt, um sie zu hören. Ihre Stimme schwebt gleichsam über den anderen Stimmen, wie ein Balsamduft über Blumen. Ach,

Uriel! von Regina gilt das Wort unseres Heilandes: Sie hat den besten Theil erwählt."

„Für sich selbst — gewiß!" sagte Uriel.

„Auch für uns!" entgegnete sie. „Regina ist unsere Beterin. Es gibt in den Familien einige Glieder, die zahlreichsten, welche für irdischen Bestand und irdische Wohlfahrt der Familie sorgen. Damit sich diese nicht zu tief und zu ausschließlich in das Irdische versenke und verliere, hat sie auch andere Glilder, welche ihr himmlische Gnaden zuwenden. Das Gebet des Gerechten vermag viel: so lehrt und beweist uns die heilige Schrift. Wir sind reich an betenden Seelen: Onkel Levin, Hyacinth, Regina."

„Und was haben sie denn für Dich erbeten?" fragte er bewegt und blickte in ihr melancholisches Auge.

„Das, was mir Noth thut, lieber Uriel," sagte sie mild.

„Nun aber sprich von Orest!" rief er.

„Diesen Brief erhielt ich so eben von ihm; der sagt Dir Alles, was ich selbst weiß," entgegnete sie ausweichend und reichte ihm das Schreiben. „Daraus wirst Du sehen, daß ich am Vorabend einer Reise nach Italien bin. Morgen werden die Koffer gepackt, übermorgen gehe ich nach Windeck und dann mit dem Papa gen Süden, nach Rom — wo ich Orest finde."

Uriel war über alle Maßen durch den Inhalt dieses Schreibens betroffen. Orest brauchte enorm viel Geld —

Corona sollte nichts brauchen! Er reiste mit Reitpferden — sie sollte ohne Diener reisen! Zuerst nannte er sein Pferd — dann sein Kind! Er fing an, ihre melancholischen Augen zu verstehen. Sie sprachen den ganzen Abend traulich und offenherzig wie Geschwister mit einander; aber Corona's eheliche Verhältnisse berührten sie nicht. Corona schwieg darüber und Uriel fühlte Alles, was in diesem Schweigen lag. Als er ihr seine Verwunderung aussprach, daß sie ihr Söhnchen nicht in ihrer Nähe habe beerdigen lassen, sagte Corona:

„Sieh', ich bin hier nicht recht heimisch!" Aber gleich setzte sie erklärend hinzu: „Ringsumher Alles protestantisch — das macht mir den Eindruck von unüberwindlicher Fremdheit."

„Und die Kapelle?" fragte er.

Corona kramte tief in ihrem großen chinesischen Arbeitskorb, um ihr Erröthen zu verbergen und, wo möglich, die Frage im Eifer der Geschäftigkeit zu überhören. Als Uriel sie aber wiederholte, schlug Corona ihm zierlich mit einer Häkelnadel von Elfenbein auf die Finger und erwiederte:

„Warum hast Du sie nicht ausgebaut? Wir haben kein Geld dazu."

Ihn überfiel ein unsägliches Mitleid mit dieser Frau, die in der Blüthe der Jugend und Schönheit, und umringt von Reichthum und Wohlbehagen, dennoch ein

verzichtendes Leben zu führen hatte, dessen Entbehrungen grell abstachen gegen den äußeren Glanz. Sie rührte ihn umsomehr, als sie sehr heiter war. Ihre Kindheit und erste Jugend wachten in tausend Bildern und Erinnerungen in ihr auf, als sie Uriel wiedersah; die zehn Jahre, die er vor ihr voraus hatte, trugen dazu bei, jene aufzufrischen und zu vervollständigen; und daß er darauf einging, daß er es nicht langweilig fand, wie Orest, von der Vergangenheit zu sprechen; daß er nicht vergessen hatte diese Kinderei und jenen Scherz und daß er gar noch mehr wußte als sie — das stimmte sie so froh, wie sie lange nicht gewesen war, die arme Corona. Diese Freude traulicher Mittheilung war ein seltener Gast bei ihr; denn Derjenige, auf den sie von Gott und durch die natürlichen Verhältnisse gewiesen war, stieß sie rauh zurück, und bei allen Anderen fürchtete sie, bald wehe zu thun, bald schmerzlich berührt zu werden. Bei Uriel fühlte sie eine gewisse wohlthuende Sicherheit. Aber so zart hatte ihr demüthiges Gebets- und Leidensleben ihr Gewissen gemacht, daß sie, als sie später allein war und vor Gott Rechenschaft über ihren Tag ablegte, mit heiliger Wachsamkeit — mit diesem Gnadenlicht, das um so heller brennt, je reiner die Luft des inneren Lebens ist — ihr Herz durchleuchtete. Und sie dachte daran, daß früher ein leiser, ihr selbst unbewußter Zug von Neigung für Uriel wie ein warmer Hauch ihr Herz berührt habe. Sie verschloß nicht ihr Auge gegen die

kleinste Gefahr. Sie verließ sich nicht auf ihr schwesterliches Verhältniß zu ihm; nicht auf ihren reinen Willen. Sie betete um himmlischen Schutz und faßte ihren Vorsatz. „Heilige Mutter Gottes, beschirme Du mein Herz! ich will mich nicht so sehr über Uriel freuen!" — So heiligt man sich. —

Auf Windeck war sie zwiefach willkommen, da sie Uriel mitbrachte. Graf Damian rief vergnügt:

„Geh' nur gleich mit uns nach Rom!"

„Ich bleibe erst noch etwas bei Onkel Levin," sagte Uriel; „aber ich komme. Es ist recht seltsam, daß ich trotz meiner Weltfahrten noch nie in Rom war." —

Graf Damian betrieb rasch die nothwendigen Reiseanstalten, umsomehr, als Corona täglich nach Kloster Engelsberg hinüber fuhr. Er brach gegen Uriel in heftige Klagen über Orest aus.

„Was sagst Du zu einem solchen Benehmen? Ist's nicht empörend? Die Hälfte des Jahres sitzt er bei dieser Sängerin, dieser Judith Miranes — Du weißt ja deren Geschichte! und wenn er auf Stamberg ist, würde man wünschen, daß er nur lieber fortginge — so mißmuthig, so verstimmt, so gelangweilt, so lebenssatt, so durch und durch unerträglich benimmt er sich und besonders gegen Corona. Hätte sie nicht eine übermenschliche Geduld, so wäre sie längst davongelaufen! Wer hätte je eine solche Geduld von der kleinen lebhaften Corona erwartet — und je, daß Orest so ausarten könne!

Leichtsinnig war er zwar immer; allein solche Leute werden oft die allerbesten Ehemänner. Früher war er doch munter, guter Laune, auch so gewiß gutmüthig und gescheut. Jetzt — Alles fort! aber Alles! untergegangen in Egoismus, verschlungen von verrückter Leidenschaft. Ich sag' Dir, verrückt! denn wenn Du mit ihm sprichst, wie ich es einmal gethan habe, so antwortet er Dir: höchst edle Freundschaft — platonische Liebe — ꝛc. ꝛc. Stelle Dir dies vor: Orest und platonische Liebe! — Was hab' ich von seinem Platonismus, wenn er all' seine Standespflichten versäumt, Frau und Kind verläßt, der Welt Scandal gibt! Aber die Sache ist so: die Donna ist klug! sie weiß, wie sie ihn fesseln kann. Ich weiß nur nicht, wie lange das währen soll!"

„Mein Gott," sagte Uriel niedergeschlagen, „wie schwer ist die Kunst, glücklich zu sein! für Orest sind doch wahrlich alle Elemente, alles Material dazu vorhanden und er benutzt es nicht und macht sich selbst und Corona unglücklich."

„Mein Trost ist der," sagte Graf Damian mit einer an ihm ganz ungewöhnlichen inneren Erhebung, „daß Corona sich wirklich zu einer kleinen Heiligen bildet. Ich war diesen Sommer mit ihr in Ems. Sie ist ja eine ganz charmante Person und einer solchen fehlt es in der Welt nie an Leuten, die ihr das sagen oder zu verstehen geben. Aber es war als ob sie von dem Mann im Mond oder zu ihm sprächen! Ich habe sie oft in der Stille be-

wundert wegen ihres unvergleichlich tactvollen Benehmens. Und das weiß ihr leichtfertiger Patron von Mann gar nicht zu schätzen." —

Am Tage nach Allerseelen reiste Graf Damian mit Corona und Felicitas gen Italien.

„Du bleibst bei uns alten Leuten!" sagte die Baronin Isabelle freundlich zu Uriel. „Du magst auch recht müde von dem rastlosen Umherschweifen dieser viertehalb Jahre sein! Was willst Du denn nun beginnen?"

So hatte auch Graf Damian gefragt und Onkel Levin ebenfalls. Ja — wußte er es denn? Was er nicht wollte, das wußte er. Aber was er wollte? — —

„Lieber Onkel," sagte er einmal in einem stillen Gespräch zu Levin, „ich weiß durchaus nicht, was ich auf der Welt anfangen soll. Ich bin ausgereist, um etwas zu suchen, das ich hier nicht fand; ich habe mir in fernen Welttheilen das menschliche Treiben und Wirken betrachtet und überlegt, das mir in dem unseren so fürchterlich mißfiel. Es ist dort wie hier. Ich bin nach Europa zurückgekehrt — vielleicht mit der leisen Hoffnung, es werde mir jetzt einen besseren Eindruck machen. Aber im Gegentheil! ich habe dies letzte Jahr fast ausschließlich in Petersburg, London und Paris zugebracht, und zwar nicht in dem Theil der Gesellschaft, welche sich exclusiv „die Gesellschaft" nennt. Die kenne ich aus früherer Zeit! die ist so blasirt, so entsittlicht, so verkommen im brutalsten Mate-

rialismus, daß der Duft von Eßbouquet und Patchouly, in welchem sie schwimmt, ihren eigenthümlichen Verwesungsgeruch nur zurückdrängt, aber nicht verscheucht. Die kenne ich mit ihrer moralisch versunkenen Männerwelt und ihrer durch Eitelkeit sinkenden Frauenwelt, und deren Losungswort, das zu Allem hintreibt und Alles entschuldigt, es sei noch so gemein und noch so schlecht: genießen wollen! gefallen wollen!

„Der Ekel vor ihr hat mich recht eigentlich damals aus Europa vertrieben, als ich mein Gegengewicht gegen ihren furchtbar verderblichen Einfluß mit der Hoffnung auf häusliches Glück verlor. Aber das öffentliche Leben in Europa, das Leben der Staaten und Völker, die große allgemeine Gesellschaft, die wollte ich in's Auge fassen, wollte beobachten, was es denn sei, das die Menschen treibt und bewegt auf der ungeheueren Flut einer rast- und ruhelosen Anstrengung, die augenscheinlich, wie aus unsichtbaren geöffneten Schleusen, den Welttheil so gewaltsam überstürzt, wie die Menschheit es noch nie erlebt hat. Aehnlich war es bei dem Untergang des alten Römerreiches vor den nordischen Barbaren. Aehnlich auch, tausend Jahre später, als Byzanz vor dem Islam fiel. Aber nur ähnlich im kleinen Maßstab. Nichtzu einer solchen Ausbreitung über Welttheil und Erdball hatte sich das tausendgliederige Wesen, welches man Civilisation nennt und welches doch keine ist, zerdehnt. Nicht brauchte sie ein China und ein Californien, den

Hindu und die Rothhaut zu ihrer Thätigkeit; nicht ein Netzwerk von Eisenschienen zu ihrer Bewegung; nicht einen Flug des Gedankens mit Blitzesschnelle über Länder und Meere zu ihrer Mittheilung, wie sie das Alles jetzt hat und jetzt braucht. Aber zu welchem Zweck hat die menschliche Gesellschaft diese unerhörte Bewegung zu einem so wichtigen Factor ihres Bestehens gemacht? welche Bildung wird durch sie errungen, welche Wahrheit durch sie verbreitet, welche Tugend durch sie gepflegt, welche sittliche Größe durch sie erlangt? welche Würde bringt sie in die Verhältnisse des Menschen, welchen Adel in seine Gesinnung, welche Grundlage in seine Handlungen? — — Null, lieber Onkel, unter Null! Wenn man sich einen Kreis denkt, ausgeweitet bis zur äußersten Spannung, und Millionen von Radien schießen aus der Mitte dem Umkreis zu und drängen und treiben ihn immer noch mehr und mehr auseinander — aber der Punkt, von dem sie auslaufen, hat keine Schwerkraft, um sie zu halten und zu binden, ist kein Centrum, ist Nichts, ist Null: sieh, lieber Onkel, das ist ein Bild der Zeit. Die Radien aber blitzen und schießen und spielen in tausend Farben, wie ein Nordlicht, blendend, überraschend, fort und fort dem Umkreis zu, und ziehen alle Blicke von der Leere des Mittelpunktes ab — und auf sich. Und die Blicke lassen sich fesseln durch dies Sinnenschauspiel und das, was es bietet — und die Augenlust zieht die Gier nach Genuß

und die Gier nach Besitz nach sich — und das ist das Ende der hochgepriesenen Civilisation! da sinkt sie zusammen im Moder ihrer eigenen Zersetzung. Wenn sie etwas Höheres zu geben vermöchte, so würde ja nicht eine so colossale Lüge, wie wir sie erleben, das öffentliche Leben beherrschen.

„Alle Zustände sind hohl. Die Verhältnisse von Staat zu Staat, von Fürst zu Volk, von Volk zu Fürst — sind hohl, sind ohne gegenseitiges Vertrauen, sind ohne Wahrheit, stehen im Kreise jener Radien ohne Centrum. Alle fühlen es, Jeder weiß es von sich selbst und von dem Anderen, und Keiner will es sich merken lassen. Daher wird denn jetzt eine Comödie aufgeführt, die in der Welt umsonst ihres Gleichen sucht — eine Comödie, an der Europa untergeht; die Comödie vom Fortschritt. Ich kann sie nicht mitspielen! ich kann und kann nicht für und durch die Lüge leben und sterben! Schau' auf das Völkerleben, ob je so große Worte im Schwange waren, und so wenig — ja, das Gegentheil, hinter ihnen steckte! Freilich, das große Wort führen die großen Herren in den Kammern, die, in Parteien getheilt, herrliche Reden halten über alles Gute und Vortreffliche — die Einen, was sie bereits thun, die Anderen, was sie thun wollen. Da grünt und blüht Friede und Gerechtigkeit, Bildung und Betriebsamkeit; da geht Alles am Schnürchen, von der Dorfschule bis zum Staatshaushalt. Aber schau' auf

den gemeinen Mann, wie ihm die Schuldenlast des Staates, die man dessen Reichthum zu nennen beliebt, seine Paar Pfennige abquält, die er im Schweiß seines Angesichtes mühselig verdient hat und gern sparen möchte für schlimme Zeit oder seine alten Tage. Wie er, während die großen Herren in Papieren speculiren und mit einem Bankerott so leicht fertig werden, als mit einer Flasche Champagner, und endlich denn doch den geliebten Mammon erschwindeln — wie er an diesen Eisenbahnen, an diesen Fabriken, die den Speculanten, den Besitzer mit Gold mästen, seine Gesundheit opfern, sein Leben wagen muß für geringen Tagelohn, der für die knappsten Bedürfnisse nicht ausreicht; wie er seine Kinder in die Fabriken schicken muß, wo sie entarten an Leib und Seele, aber dafür doch einige Kreuzer heimbringen und ihre armselige Existenz fristen helfen; wie er dabei beständig zittert vor Stockung im Handel und Wandel, vor Krankheit, vor Herabdrücken des Arbeit- oder Tagelohnes, vor Erhöhung der Preise der gewöhnlichen Lebensbedürfnisse. Schau' ihn an, wie er marklos wird vom unausgesetzten Kampf gegen die bitterste Noth, die ihn täglich aus den hohlen Augen von Weib und Kind, aus ihren Lumpen, von ihrem Strohlager, von ihrem kalten Heerde angrinst; wie er in leiblicher Schwäche und seelischer Ermattung diese stumpfe Folter nicht mehr erträgt — und zum Branntwein greift, in Ausschweifung hineintaumelt, die Arbeit haßt, Ver-

nunft und gesundes Urtheil verliert und die ungeheuere Zahl der Bethörten vermehrt, welche jetzt wähnen, republicanische Verfassungen nach communistischen und socialistischen Theorien eingerichtet, oder ihnen sich nähernd, brächten das Heil der Welt. Die Arbeit in der Wildniß ist schwer und rauh und mehr als Einer erliegt ihr. Aber die Arbeit in unserer Civilisation ist entsetzlich, saugt das Mark aus den Knochen, das Gehirn aus dem Kopf, das Herz aus der Brust, macht zu einer besinnungslos schwirrenden Maschine. Und diese zählen nach Millionen!! Ist es denn möglich, ohne Erröthen vom hohen Zustand unserer Kultur zu sprechen? Da heißt es denn freilich: Der gemeine Mann vegetirt doch nicht mehr in crasser Unwissenheit; er wird unterrichtet, er lernt, er kann sich fortbilden und jede Laufbahn steht ihm offen — allerdings zum Ersticken überfüllt von Nebenbuhlern. Ja, er lernt in den Schulen mancherlei, was er bald vergißt, sei's in der Werkstatt, bei dem Feldbau, in der Fabrik oder wo er sein Brod verdient. Indessen etwas behält er doch! er kann lesen. Was liest er? welche Bücher sind ihm erreichbar? — schlechte Zeitschriften, von denen es in der Welt wimmelt, die darauf berechnet sind, den unentwickelten Menschengeist in die Dämmerung eines falschen Wissens zu versetzen, um ihn dort für Parteizwecke zu gewinnen; und Bücher der gemeinsten Art, Romane und Erzählungen auf Löschpapier gedruckt, in Winkelbibliotheken

für ein Geringes leihweise zu haben — Gift und Pest für Moral und Sittlichkeit, die sich in Dachkammern und Kellerlöcher, wo Hunger und Kummer hausen, wie Schlangen einstehlen, von Hand zu Hand gehen und ebenso gierig verschlungen werden, wie die Zeitschriften in der Schenke und in der Werkstatt. Das liest er; denn das findet er gleichsam von selbst und mundrecht ihm gemacht, auf den Wegen und Stegen seines Lebens; und das soll für Bildung gelten!! Nein, die Epoche stirbt an der Lüge!"

Mit dem Ausdruck trostloser Entmuthigung lehnte Uriel seine Stirn in die Hand und setzte hinzu:

„Es ist der Weg des Todes, den wir schreiten! — Das ist von unserer Zeit gesagt. Sie stirbt an ihrer eigenen Lüge."

Levin hörte still diesen Klagen zu. Er dachte an jenen himmlischen Retter, der die hinsinkende Welt, wie der Pelikan seine verschmachtende Brut, mit seinem Herzblut errettet; allein er sagte es nicht.

„Du armer Sturmvogel!" sagte er liebevoll, „hast Du versucht, Dir ein Nest zu bauen auf den Wellen der Zeit und bist Du müde geworden von dem vergeblichen Bestreben? Dann bleibt Dir nichts übrig, als Dich loszusagen von dem treulosen Element und einen Aufflug zu versuchen. Du bist müde von den Erscheinungen der Zeit. Das war auch ein großer Theil der menschlichen Gesellschaft im vierten und fünften Jahrhundert,

als die Ueberreste der alten heidnischen Welt, welche sich in mumienhafter Starrheit dem beseelenden Einfluß des Christenthums widersetzte, von dem Andrang der barbarischen Völker mehr und mehr bedroht, dann überschwemmt und endlich hinweg gefegt wurden. Damals klammerte sich auch die sieche Welt, im heimlichen Bewußtsein ihrer Ohnmacht, an den Glanz und die Ueberfeinerung, welche die innere Vermorschung der Verhältnisse äußerlich übertünchte. Damals suchte sie auch eine Beschirmung ihrer Unhaltbarkeit in großen Worten und in großem Reichthum. Die Göttin Roma stand noch im Sitzungssaal des Senates zu Rom und die Tempel der Götzen hatten noch ihre Priester und ihre Verehrer. Die Vermögen der consularischen und senatorischen Geschlechter waren so groß, daß deren Besitzungen unseren Fürstenthümern glichen. Die Sklaven der alten Civilisation zählten ebenso wie die der modernen — nach Millionen und die Gladiatorenspiele, blutiger zwar, doch nicht entsittlichender als die Schauspiele der modernen Bildung, bestanden noch immer. Und die Macht des heidnischen Geistes mit seinem Hochmuth, mit seiner Ueberschätzung des Ichs und der äußeren Vorzüge, mit seiner Sucht zu prahlen und zu schwelgen, war so gewaltig, daß die Entwickelung des christlichen Geistes in den Massen durch ihn gehemmt wurde. Er war taub und blind; er wollte die Signatur der Zeit nicht verstehen; er wollte beharren bei seinen Wollüsten, in

seinen Traumbilden, bei den Ausgeburten seiner stolzen Gesinnung, gepaart mit niedrigen Begierden.

„Da öffneten sich, wie Du von der Jetztwelt sagst, unsichtbare Schleusen und aus ihnen quoll und schwoll eine Sündflut auf, welche nicht bloß die abgestorbene, kraft- und marklose heidnische Cultur, sondern auch die frischen Saaten, die sprossenden Keime, die duftenden Blüten der christlichen zu vernichten drohte. Verwüstend wie Wildwasser brausten die Völker aus den Wäldern des Nordens und den Steppen des Ostens heran, überschwemmten den Süden und Westen Europa's und setzten nach Afrika über, als ob sie begierig wären, allen Spuren der alten römischen Bildung zerstörend nachzugehen. Jahrhunderte lang standen sie wogend und wallend auf dem Schutt und den Trümmern; dann sanken sie allmälig, die Wildwasser verliefen sich, und es zeigte sich, daß der Geist Gottes über dem Chaos geschwebt und seine Schöpfung, das Christenthum, behütet, entwickelt, gefestigt hatte. Der menschliche Wille, möge er zum Guten oder Bösen sich wenden, ist nicht der einzige Factor in der Weltgeschichte. Der Geist Gottes, der nie aufhört zu wehen, ist ein anderer — und konnte der die Barbaren der Wildniß zu seinem Werk gebrauchen, so kann er auch die Barbaren der Civilisation zur Zerstörung des modernen Heidenthums, das den christlichen Geist zu ersticken sucht, verwenden. Im vierten und fünften Jahrhundert schlich, gerade wie jetzt, ein geheim-

nißvolles Grauen durch alle Seelen, welche in dem Schattenspiel des öffentlichen Lebens und in den brutalen Genüssen der Sinnlichkeit keine Befriedigung fanden, sondern wie Du, von dem Athem des Todes, den die Lüge aushaucht, sich angeweht fühlten. Sie wollten diesen Göttern und diesen Kaisern so wenig dienen, als ihrem eigenen Ich; sie suchten einen größeren Herrn. Aber nicht suchten sie ihn auf der Oberfläche des Daseins, nicht am Rande des Kreises, den die blitzenden und schillernden Radien wirbelnd ausdehnen. Sie suchten im Centrum; sie suchten das, was jeder Menschengeist finden soll: Wahrheit — die Eine, von der alle Wahrheiten ausgehen, wie die Planeten ihr Licht von der Sonne empfangen. Sie suchten mit Ernst, mit Beharrlichkeit. Sie fragten nicht hie und da, oberflächlich wie Pilatus; was ist Wahrheit? — Sie gingen ihr nach, sie spürten ihr nach, aufmerksam, gespannt, wie der Bergmann, der in den Felsenmassen des Schachtes unverwandt die Goldader verfolgt, die durch das Gestein läuft. Aus dem Heidenthum, aus dem Judenthum, aus der Häresie, aus dem lauen Christenthum, aus der Barbaren- wie aus der Römerwelt — kamen suchende Seelen; und unter ihnen mancher Sturmvogel, wie Du, der die halkyonischen Tage der Fabel auf den Wellen der Zeit nicht gefunden hatte; aber dafür fanden sie die Wahrheit, die eine, die ewige, die göttlich offenbarte: „Gott ist die Liebe!" — und dann sprachen

sie mit Philippus: „Das genügt uns.“ — Jene so wilden, so stürmischen, so gedrangsalten Zeiten waren zugleich die der großen Bekehrungen. Wir wollen hoffen und beten, daß es auch jetzt so sei und wollen damit anfangen, uns selbst zu bekehren.“

„O sprich nicht von Dir, lieber Onkel!“ rief Uriel.

„Gerade von mir, denn mich selbst kenne ich am besten. Und zu uns Allen spricht der Engel der Offenbarung, den Johannes auf Pathmos hörte: „Wer gerecht ist, werde noch gerechter, und wer heilig ist, werde noch heiliger.“ Wir sind Alle bekehrungsbedürftig.“

„O ja!“ rief Uriel, „es gibt auch jetzt große Seelen. Aber in einer Sphäre, die mir unzugänglich ist.“

„Die Seelengröße hängt von keiner Sphäre des Lebens ab und ist an keine gebunden. Ihr Wesen ist: das Opfer des natürlichen Menschen — und das kann, mit Gottes Gnade, überall geübt werden.“

„Nur fehlt leider überall diese Opferliebe so sehr in der Welt, daß man versucht wird anzunehmen, sie sei an eine gewisse Sphäre gebunden,“ sagte Uriel. „Die großen Seelen, von denen ich spreche, steckten in der Kutte des Mönchs und in der Soutane des Priesters. Missionäre muß man sehen in anderen Welttheilen: dann bekommt man wieder Achtung und Liebe für das Menschengeschlecht. Bei dem Missionär ist so recht an-

schaulich das Apostolat des Evangeliums. So gingen die Zwölf aus, die von Christus unmittelbar ihre Weihe und Sendung empfingen — und so gehen sie jetzt aus, von demselben Christus mittelbar geweiht und gesendet. In welcher Armuth und Entblößung, unter welchen Entbehrungen, Gefahren und Drangsalen der Missionär sein apostolisches Werk vollführt — davor schaudert die menschliche Natur zurück. Das ist eine Marter von Mühsal, die jede Fiber zerreißt und jeden Nerv aufreibt, und die er nur ertragen kann, weil Christus in ihm lebt. Mit natürlichen Kräften ist es unmöglich. Die Phantasie erlahmt, wenn sie sich die Anstrengung vorstellen will, die einen Missionär in den ungeheueren Oeden von Nord- und Südamerika erwartet. Hunger, Ermüdung, Krankheit, feindliches Klima, wilde Thiere, wilde Menschen — Alles das steht ihm bevor; Alles das erträgt und überwindet er, um in tief gesunkenen, halb thierischen und halb blödsinnigen Racen das Ebenbild Gottes herzustellen und sie zum Bewußtsein über ihre Bestimmung zu bringen — oder um in einer kleinen Heerde von bereits gewonnenen, aber hirtenlosen Schäflein das Reich Gottes zu befestigen. Und in welcher Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit vollführt er sein Werk! wie getrennt von Allem, was Trost und Stütze gibt! Vaterland, Vaterhaus, Muttersprache, Familie, Jugendfreunde — Alles ist fern. Aber auch sein Ordenshaus, seine Brüder nach der Gnadenordnung, seine Wirksam-

keit in der Heimath hat er verlassen. Mit einigen Gefährten, zuweilen mit einem einzigen, zuweilen ganz allein, zieht er über Eis- und Schneegefilde, durch Savannen und Wüsten, durch Urwälder und Sümpfe, über Gebirge und Ströme — allein! und wenn er in tropischen oder arktischen Nächten das Auge zum Himmel aufschlägt, ist er so einsam, daß er nicht einmal die Gestirne seiner Heimath wiederfindet. Und welch ein Tod krönt dieses Leben? — Ist's der Martyrertod mit seinen raffinirten Qualen, unter dem Wuth- und Triumphgeheul seiner Glaubensfeinde? — Oder siecht er im Kerker dahin, auf dem langsamen Folterbett der Gefangenschaft? Oder reißt ihm ein Tiger das Herz aus der Brust? Oder fällt er unter dem Scalpirmesser eines Wilden? Oder verschmachtet er langsam am Fieber, das sein Blut verbrennt, sein Mark verzehrt und ihn endlich niederwirft im Schatten eines Felsens oder eines Baumes, wo er sich ausstreckt zum Sterben, wo kein Gefährte da ist, um ihm die heilige Wegzehrung zu reichen und ihm den Todesschweiß von der Stirn zu trocknen, wo er über sich selbst das Todtenofficium betet und wo sein kaum erkalteter Leichnam eine Beute der Raubvögel oder der Thiere des Waldes wird! — Und solch ein Leben und solch ein Tod — weshalb werden sie gewählt? frei gewählt? so fragte ich einst einen Missionär. Um dem gekreuzigten Christus in aller Demuth nachzufolgen; antwortete er freundlich und einfach.

Das ist Seelengröße! Aber die Welt geht an ihr vorüber, wie die Juden am Calvarienberg — gleichgültig oder verachtend oder lästernd. Hätte jedoch einer von den Ihren ein Weniges von diesen Dornen und Myrrhen genossen, um die Wissenschaft zu fördern, oder aus ehrgeiziger Neugier, oder um ein Vermögen für die Seinen zu erwerben — ja, dann hat sie nicht Kränze genug, nicht Lob und Bewunderung genug, um diese Verdienste zu krönen. Mögen es Verdienste sein! ich taste sie nicht an. Von übernatürlicher Seelengröße sind sie jedoch weit entfernt. Solche Menschen dienen ihrem Ich, ihren vorherrschenden Neigungen oder Talenten und somit auch der Welt; das schmeichelt ihr. Der Missionär geht an ihr vorüber wie an sich selbst und dient einem höheren Herrn; das nimmt sie übel. Sie will von nichts Höherem wissen, als von sich selbst. Ich aber habe immer den Missionär beneidet, gerade weil er einem höheren Herrn dient."

„Nun, lieber Uriel," sagte Levin lächelnd, „ich hoffe, Du wirst ihm auch noch einmal als Missionär dienen."

„Nein, lieber Onkel," rief Uriel und stand lebhaft auf, „ich habe nicht die mindeste Anlage zu solcher Seelengröße und keine Neigung zu solchem übernatürlichen Heldenmuth."

„Die fremde Seelengröße erkennen und bekennen, gleichviel in welcher geringen Gestalt man sie

antrifft, ist der erste Schritt, um sie zu erwerben."

„Aber um sie in einem so heroischen Grade zu üben," rief Uriel, „dazu fehlt mir die Lebendigkeit des Glaubens."

„Ganz richtig!" entgegnete Levin. „Du trägst Deinen Glauben in festen Goldbarren mit Dir umher, so daß er Dir manchmal beinahe eine Last ist. Zur Münze ausgeprägt, flüssig gemacht für den täglichen Gebrauch, für alle Umstände, für alle Verhältnisse, in allen Nöthen, wider alle Prüfungen — besitzest Du ihn nicht. Er ist Dir noch ein todter Schatz."

„So ist's!" sagte Uriel trübe. „Er leuchtet mir vor, aber er leuchtet nicht in mir. Meine Vernunft folgt allen Lehren der Offenbarung, die so fein und so logisch ausgezweigt sind, daß es ein Genuß für meinen Verstand und eine willkommene Uebung für meinen Scharfsinn ist, ihnen nachzugehen. Und dennoch ist mein Herz nicht ergriffen; dennoch ist eine geheimnißvolle Scheidewand zwischen mir und Gott."

„Das kann auch gar nicht anders sein," entgegnete Levin. „Du hast die Welttheile durchpilgert und die Oceane durchmessen und draußen das Etwas gesucht, mit menschlichen Kräften und menschlichen Mitteln gesucht, was größer sei, als Dein Herz — wie Du damals bei Deiner Abreise sagtest — das Etwas, welches Dir eine dauernde Befriedigung geben könnte; und hast

es nicht gefunden und konntest es nicht finden. Denn die Schöpfung, dies wundervolle Werk Gottes, steht unter dem Gotteswerk der Erlösung. Dieser gehört die christliche Seele an, hier soll sie zu Hause sein. Sucht sie ihre Heimath in der Schöpfung, so ist sie abgeirrt von ihrer Bestimmung, mein armer Uriel, und dann sind die Lehren der Offenbarung dem Geist ein feines, tiefsinniges System, dessen Logik ihn überwältigt; aber sie sind kein Trost für das Verlangen seines Herzens. Nur in Gedanken lösen sie ihn ab von der Erde; das Herz bleibt an ihr haften, hört nicht auf himmlische Einsprechungen und erkennt nicht himmlische Fügungen, die alle, alle mahnende Boten Gottes sind, durch die er zu uns spricht: „Kind, gib mir dein Herz." Aber was willst Du denn anfangen, Uriel, mit dieser Last Deines an der Erde haftenden Herzens?"

„Haftet es denn an ihr, lieber Onkel?" fragte Uriel ernst und sinnend. „Hab' ich nicht den Ballast des Mammon über Bord meines Schiffleins geworfen, um nicht in die Schlingen dieses Götzen zu fallen, dessen Cultus mehr als irgend einer — den Materialismus fördert? hab' ich mich je verloren in die brutale Genußsucht der Zeit? oder an den Ehrgeiz? oder an die Sucht der Eitelkeit, etwas gelten zu wollen, ein Mann der Partei zu sein? Und meine Reisen — hab' ich denn Gemeines, Niedriges, Alltägliches von ihnen begehrt? sollten sie vorwitzige Schaulust und einen unbestimmten Drang

nach Bewegung befriedigen? Mir scheint, ich dürfe all' diese Fragen mit Nein beantworten. O wie oft habe ich gerade auf diesen Reisen, gerade diesen wunderbar schönen Naturbildern gegenüber, die ganze Nichtigkeit des Erdendaseins empfunden! O, in stillen Nächten unter dem leuchtenden Sternenhimmel und auf den leuchtenden Meeren des Südens — o, in der rosigen Morgenfrühe der paradiesischen Ueberfülle tropischer Länder, mit ihrem unvergleichlichen Zauber von Farbe und Form, von Licht und Luft — o, bei dem feierlichen Sonnenuntergang in der Savanne und der Wüste mit ihrer grenzenlosen, bis zum Entsetzen majestätischen Einsamkeit — hat dies göttliche Schweigen, diese göttliche Stimme mich je anders berührt, als daß ich empfunden hätte, es gebe noch etwas Höheres — und das sei so hoch und so groß und so wundermächtig, daß alle Erdenschönheit sich dazu verhalte, wie ein Sandkorn gegen das Himalajagebirg. Und dann hätte ich die Erde mit einem Fußstoß von mir schleudern mögen, um mich aufzuschwingen zu jener nur geahnten Herrlichkeit. Nennst Du das an der Erde haften, theurer Onkel?"

„Der heil. Augustinus schreibt in seinen Bekenntnissen: „In mehr als einer Weise schließt man sich den gefallenen Engeln an;" entgegnete Levin. „So gibt es auch mehr als eine Weise, in welcher das Herz an der Erde haften kann. Es kann begraben sein in ihrem Moder, verstrickt in ihren Dornen. Es kann aber auch

so fein mit ihr zusammenhängen, wie manchmal Blumenblätter an fliegenden Sommerfädchen schweben. Eines ist gewiß: Du hast Gott nicht gefunden. Mit Deiner Intelligenz hast Du das Dasein Gottes außerhalb seiner Schöpfung begriffen; mit Deinem Gefühl hast Du ihn über der Schöpfung geahnt. Aber Dein eigen, Dein Centrum — ist er nicht geworden, weder der menschgewordene Gott, noch der gekreuzigte Gott, noch der eucharistische Gott! und deshalb bist Du auch keinen Augenblick Deiner selbst sicher und der nächste kann Dein Herz begraben in den Aschengrüften der Erde. Daß es bis jetzt nicht geschah, hast Du, nächst der Gnade Gottes — Deiner Liebe für Regina zu danken. Du betrachtest sie als Dein Leid — aber sie ist Dein Heil gewesen! Die Liebe ist etwas so Himmlisches, so Gottverwandtes, daß sogar die natürliche im Stande ist, dem Menschen eine Zeitlang einen edlen Impuls zu geben und in edler Richtung ihn zu halten. Aber in dem wechselvollen Dasein hienieden, zwischen tausend neuen Eindrücken und aber tausend neuen Erfahrungen, verliert diese Liebe allmälig ihre Triebkraft, vermag nicht mehr Schwung und Ausdauer zu geben, und läßt das Herz nach und nach so öde zurück, so leer, so traurig, so arm, daß ihm die Bilder und Erscheinungen der Erde wünschenswerther vorkommen, als seine Erstorbenheit. Das ist die allgemeine Geschichte jeder Liebe, die nur aus dem natürlichen Gefühl hervorgegangen ist: sie

keimt, sie wächst, sie blüht, sie verblüht — wenn man sie nicht in das Erdreich der Gnade verpflanzt und in das übernatürliche selige Liebesleben hineinschlingt, welche die mystische Braut Christi mit ihrem göttlichen Geliebten führt. Dein Herz haftet an der Erde, mein armer Uriel! Du hast die ewige Wahrheit noch nicht gefunden, denn Du hast sie noch nicht gesucht."

„Aber wo — aber wie — soll ich sie suchen?" fragte Uriel tief in Sinnen verloren.

„Wo? — in der Krippe von Bethlehem und am Kreuz von Golgatha. Wie? — durch Gebet. Bete, Uriel! wie es jetzt mit Dir steht, kann und darf es nicht bleiben. Du bist flügellahm. Es ist mehr Welt an Dir vorüber gerauscht, als Du — als irgend Jemand mit der bloßen Beobachtung überwältigen kann. Das Uebermaß der Thätigkeit, deren Zuschauer Du bist, betäubt Dich und bringt Dich um die, welche Dir von Gott bestimmt ist."

„Lieber Onkel," unterbrach Uriel ihn sehr lebhaft, „Du wähnst doch wohl nicht, daß es mir je einfallen könnte, Missionär zu werden, weil ich gesagt habe, ich hätte bei ihnen Seelengröße gefunden und ich beneidete sie, weil sie einem so großen Herrn dienten? Missionär will ich durchaus nicht werden! und käme mir je ein solcher Gedanke, so würde mein eifrigstes Gebet gegen ihn sein."

„Sei unbesorgt!" erwiederte Levin lächelnd, „zu so

kühnen Hoffnungen erschwingt mein altes Herz sich nicht. Das wäre eine große Gnade, wenn Du die Welt abermals durchpilgertest — nicht um die Wahrheit zu suchen, sondern um sie Anderen zu verkündigen; nicht zu Deiner Befriedigung, sondern aus Liebe zum gekreuzigten Christus. Aber eine solche Gnade senkt sich nur in ein ihr entsprechendes Herz. Vor der Hand bin ich froh, daß Du in Californien kein Goldgräber geworden bist."

Es war ein unvergleichlicher Zauber von Würde und Huld um den fünfundsiebenzigjährigen Greis. Er war so stark bei seiner heiteren Milde, so nachsichtig bei seinem heiligen Ernst, so lächelnd bei seiner tiefen Einsicht — der Geist so offen, das Herz so warm, die Seele so licht, daß Uriel oft in seiner Nähe dachte: die Verklärung des Tabors sei schon über dies Leben ausgegossen, das mehr als ein halbes Jahrhundert in der Verschattung des Kreuzes verharrt sei. An Onkel Levin's Seite, in Gesprächen und im traulichen Verkehr mit ihm fühlte sich Uriel zufriedener, als sonstwo auf Erden. Aber eine leise Unruhe, ein unausgesetztes Vibriren des inneren Menschen mahnte ihn stets daran, daß er seinen Schwerpunkt noch nicht gefunden habe. Es that ihm leid, an Graf Damian versprochen zu haben, daß er ihm nach Rom folgen wolle; leid, den geliebten Greis zu verlassen.

„Komm' mit mir nach Rom!" bat er ihn einst. „Die Griechen hielten es für ein Unglück, das Götter-

bild ihres Zeus, das Meisterwerk des Phidias, nicht gesehen zu haben. Ist es nicht ein ganz anderer Schmerz für einen Priester, den Stellvertreter des Erlösers und den Nachfolger des Petrus nicht gesehen zu haben?"

„Ja, lieber Sohn, ganz anders! er ist ein Glied in der langen Kette der Entsagungen; aber die löst sich mit dem Tode. Die armen Griechen hatten schon recht, ihren Zeus zu betrachten; denn seine Marmorstatue war doch mehr — als das Nichts, welches sie vorstellte. Aber für uns, Kind, ist es gerade umgekehrt: wir sehen hienieden nur Bilder, aber droben das Wesen. Deshalb hab' ich mich nie danach gesehnt, mich viel umzuschauen in der Welt. Scheide ich von ihr — dann werden meine Augen ihre Wonne haben und mein Herz seine Lust. Kommst Du aber nach Rom, so grüße mir eine traute Stätte: das Coliseum, wo die Martyrer sich verbluteten und wo St. Ignatius von Antiochien unter den Zähnen der Löwen rief: Meine Liebe ist gekreuzigt! laßt mich ein Nachfolger der Leiden meines Gottes sein! Um das Coliseum schwebt in meiner Phantasie eine Glorie von Purpurfarbe."

„O diese Martyrer," rief Uriel, „haben in Wahrheit die streitende Kirche zur triumphirenden gemacht!"

„Darum stirbt auch dies heilige Geschlecht nie in ihr aus. Sie soll triumphiren — trotz Ketten und Banden, trotz Schmach und Verfolgung, über den Satan und seinen Anhang! Und das thut sie, bald auf diesem,

bald auf jenem Punkt der Erde. Sieh' die Christenverfolgungen in China, in Japan — überall wiederholt sich die alte Thatsache: Christus der Gekreuzigte lebt in den kämpfenden Gliedern seiner Kirche. Sie werden mit ihm gemartert, gehöhnt und getödtet; sie werden begraben und Steine vor die Gruft gewälzt und Wächter bestellt; und wenn das Alles sicher besorgt ist, dann kommt der Ostertag, und mit den Hingewürgten ist die Kirche, die man erwürgt und begraben wähnte, auferstanden. Das sind ihre unvergänglichen Geschicke. So hat sie es auf Calvaria gelernt. Dazu lebt und webt in ihr der heilige Geist. Deshalb umfängt und trägt sie durch die Weltzeiten den eucharistischen Christus. Solche Gottesanstalten überdauern den Anprall Lucifers und seiner Legionen."

„Ja wohl, Legionen!" rief Uriel. „Von allen Ecken und Enden der Welt strömen eben jetzt die hochgehenden Fluten des Unglaubens und des Irrglaubens mit voller Wuth gegen den Felsen Petri und die revolutionären Stürme, die aus allen Gegenden der Windrose, von Thron und Catheder, aus Schenkstube und Presse, aus Kammerverhandlungen und geheimen Gesellschaften zusammen brausen, toben gegen nichts und niemand so rasend, als gegen das Schifflein des galiläischen Fischers. Ich habe in England und Deutschland Leute gekannt, von denen es heißen konnte, wie in Schiller's Wallenstein's Lager: „Es sind Tiefenbacher, Gevatter Schnei-

der und Handschuhmacher" — so behaglich schmausten sie ihr Beefsteak mit obligatem Porter; so friedlich kannegießerten sie bei der Tabakspfeife und dem Schoppen; Damen hab' ich gekannt, gebildete, kunstsinnige, schöngeistige, romanesk poetische: nun! diese ganze Gesellschaft — so philisterhaft der eine Theil und so hypergebildet der andere — verfiel in eine Art von Berserkerwuth, wenn die Rede auf den Papst und die katholische Kirche kam. Rom, als Mittelpunkt der antiken Welt und der modernen Kunst, ließen sie gelten. Ueber Rom, als Hauptstadt der Christenheit, waren sie rabbiat. In den Kreisen der Freiheitsmänner, der Licht- und Volksfreunde versteht sich so etwas von selbst, weil Rom das unüberwindliche Bollwerk der Wahrheit — also der wahren Freiheit, des wahren Lichtes, des wahren Rechtes ist; aber bei meinen Tiefenbachern und bei meinen Geistreichen hab' ich mich immer verwundern müssen, daß sie nicht einsahen, wie Beefsteak und Bildung nicht zu retten sind, wenn es möglich wäre, daß das Schifflein Petri unterginge. Ein gesellschaftliches Chaos würde beginnen. Es gehört mit zu den greulichen Lügen der Zeit, die geschichtlichen Ereignisse und Charactere zu Parteizwecken zu verfälschen und schon dem Kinde in der Schule Zerrbilder statt Vorbilder in die junge Seele zu prägen."

„Und damit zieht sie, wie das von der Lüge auch nicht anders zu erwarten ist, einen so traurigen und

furchtbaren Haß groß, daß, wenn jetzt heftige Katastrophen ausbrächen, der giftigste Grimm sich gegen die Vertreter und Diener der Kirche entladen würde. Lies die vertilgungswüthigen Verfolgungen, welche der treue und standhafte französische Clerus in der Revolution des vorigen Jahrhunderts zu erdulden hatte. So würde es jetzt überall sein, wo Revolutionsmänner an die Spitze kämen. Der Priesterhaß wächst, je mehr Lucifers Schaaren wachsen."

„Das wäre ein Grund, um Priester zu werden! Was Satan haßt, muß Gott lieben!" rief Uriel.

„Und doch sind die Bestrebungen des Hasses dem Priester vielleicht nicht so quälend, als die der sogenannten Humanität," sagte Levin. „Ich habe in meinem langen Leben schon manche Phase der Geschicke der Kirche durchgemacht. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts ging man mit der Guillotine und Deportation auf sie los; das hat ihr nichts geschadet! im offenen und entschiedenen Marterthum liegt eine Art von übernatürlicher Lockspeise, die ihr gut bekommt. Aber nach den napoleonischen Kriegen brach in Deutschland eine entsetzliche Zeit, eine nüchtern-schwärmerische Epoche aus, die mit Deutschthümelei und allerhand Bruderliebe seltsam herausgeputzt war. Da sollte die Kirche deutsch sein und human und Jedermannsfreund; den Quell ihres Lebens sollte sie verstopfen und von Rom sich lossagen; und dafür die Vortheile genießen, die der Zeitgeist ihr aufzuzwängen suchte: Lockerung

heiliger und heilsamer Disciplin, Verblasenheit ihres Dogma's, Fraternität mit allerhand unkirchlichen und widerkirchlichen religiösen und philosophischen Systemen. Statt der katholischen Kirche sollte eine Allerweltskirche organisirt werden, ohne Offenbarung Gottes, ohne festbestehendes Dogma, ohne positiven Glauben, folglich ohne wahres Christenthum und zwei Mittel schienen vorzugsweise geeignet, dies zu bewerkstelligen: die Aufhebung des Cölibats und die Sanctionirung der gemischten Ehen. Das verehelichte Individuum, welches den katholischen Priester ersetzen sollte, lehrt, was der Staat oder ein beliebiges Oberhaupt seiner Secte von ihm begehrt: das beweist die Erfahrung aller Zeiten; und in einer Mischehe ist von einem frischen und kräftigen Familienleben im positiven Glauben keine Rede; das sieht man alle Tage. Diese Mauerbrecher sollten die Kirche zersprengen. Aber unbewegt hielt sie den Stoß aus — die heilige Kirche! die gemischten Ehen wurden nicht sanctionirt — nur traurig geduldet; und der priesterliche Cölibat nicht aufgehoben. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie meine Schwägerin Juliane, Deine Großmutter, mich oftmals fragte, ob ich schon mein Augenmerk auf eine künftige Gattin geworfen habe; worauf ich ihr regelmäßig antwortete: man dürfe sich nicht voreiliger Hoffnung hingeben. Als nun das Project zu Wasser wurde, sagte Juliane, ich hätte sehr weise gethan, nicht zu früh zu hoffen. Da lachte ich

und sagte: „Ihre Hoffnungen hab' ich voreilig genannt." Das war ihr aber nicht genehm. Ja, es war sogar manchem Katholiken nicht genehm! Aber kurz, die Allerweltskirche kam nicht in Deutschland zu Stande. Dagegen wurde die Braut Christi in Zucht und Vormundschaft genommen, mußte knappe Haushaltung lernen, durfte ohne Genehmigung betreffender Behörden keine Kerze auf dem Altar anzünden, kein Meßgewand des Priesters anfertigen; mußte lernen, wie sie zu lehren habe, sie — die Christus selbst zur Lehrerin der Völker eingesetzt hat; mußte in Staatsdienst treten und sich besolden lassen, sie, die uralte Ernährerin und Haushälterin jener zahlreichen Familie der Armen Christi, welche gerade an sie gewiesen, ihrer frommen Fürsorge anvertraut sind. Das Alles und viel tausendmal mehr mußte sie sich gefallen lassen, und Du darfst mir glauben: manches treue Priesterherz hat darüber so viel Gram und Kummer ausgestanden, daß man wohl sagen darf: es habe freilich nicht für und mit dem Heiland den Tod gelitten, allein es habe die unblutige Passion von Gethsemane mit ihm durchgemacht. Das Alles gehört zum Leben der Kirche. Es hat kein Leid, keine Bitterkeit, keinen Schmerz gegeben, welche der Sohn Gottes auf Erden nicht gekostet hätte. Könnte seine heilige Braut es wohl anders haben, als er? Darum haben Alle, welche in Wahrheit erkennen, was es heiße, den

mystischen Leib Christi zu bilden, einen unüberwindlichen, langathmigen Muth. Sie wissen, Wem der endliche Sieg gehört, sie fürchten nicht die Legionen von gefallenen Geistern, die auf den Felsen Petri Sturm laufen."

„Fünfundsiebenzig Jahre — und kampfesfreudig wie St. Michael?" rief Uriel. „O lieber Onkel, welchem großen Herrn mußt Du dienen?"

„Ach und immer als ein unnützer Knecht!" entgegnete Levin lebhaft und faltete seine Hände, als wolle er seinen Herrn um Verzeihung bitten.

„Wär' ich doch ein solcher unnützer Knecht!" seufzte Uriel.

„Wozu hätte ich fünfundsiebenzig Jahre und über ein halbes Jahrhundert im geistlichen Stande gelebt," entgegnete Levin, „wenn ich kein muthiges Vertrauen zu dem allmächtigen Herrn gewonnen hätte, dem ich diene? Das Leben des Priesters ist ein Leben im Glauben und in der Gnade. Sie sind die himmlischen Stützen seiner gebrechlichen Natur. Er verläßt sich auf sie: das ist Vertrauen. Und dies Vertrauen auf göttlichen Beistand sollte er nur in Bezug auf seine armselige Person und nicht für seine vielgeliebte Mutter, die heilige Kirche, besitzen? Nein, das wäre ein Widersinn! O schwanke du nur, du Schifflein Petri! laß sie heulen — die Orkane! laß sie tosen — die Wellen! laß sie brüllen — die

Meeresungeheuer! du trägst deinen Hort: Christus schläft. Er wird erwachen und dann werden die Stürme fallen. Aber, mein Sohn, wir wollen nicht zu Jenen gehören, zu denen er dann sagen wird: „O ihr Kleingläubigen!“

Himmelspforten.

Es war die schöne, heiligstille Adventszeit — dieser Vorfrühling im übernatürlichen Jahr, welches die Kirche durchlebt; der Vorfrühling unserer Erlösung. Uriel hielt sich noch immer in Windeck auf. Was sollte er in Rom? was überhaupt in der Welt? Die Baronin Isabelle quälte ihn ein wenig mit ihren verschiedenen Rathschlägen, was er Alles versuchen und unternehmen könne; und mit ihrem leisen Bedauern, daß er nicht Herr auf Stamberg geblieben sei. Er nahm es ruhig hin und sagte:

„Liebe Tante, dieser Entschluß war eine höhere Fügung und ich harre jetzt wieder auf eine solche."

„Aber, lieber Uriel," erwiederte sie, „man muß dem lieben Gott doch gewissermaßen Vorschläge machen und Spielraum geben, damit seine Fügungen irgend einen festen Boden vorfinden."

„Ich wüßte ihm in der That keinen Vorschlag zu machen," entgegnete Uriel lächelnd.

„Nun, zum Beispiel!“ rief sie; „laß Dich auf Jochhausen nieder, wo Deine guten Eltern gelebt haben. Das wäre so eine Art von Andeutung, welche der liebe Gott verstehen und Dir häusliches Glück schicken würde.“

Uriel lachte und sagte: „Das wäre eine entsetzliche Ueberraschung! Hätte ich das gesucht, liebe Tante, so wär' es allerdings vernünftiger gewesen, auf Stamberg zu bleiben — und daß ich dies nicht that, betrachte ich ja eben als eine höhere Fügung.“

Sie schüttelte zweifelnd den Kopf und entgegnete:

„Ich bitte Dich, Uriel, sei vorsichtig! Du stehst in einem bedenklichen Lebensalter.“

„Doch weniger als vor zehn Jahren, sollt' ich meinen!“ entgegnete er immer noch lachend.

„Ach, Kind!“ rief sie, „lache nicht; es ist sehr ernsthaft! Sieh': ist ein Mann über dreißig Jahre alt geworden und unverheirathet — ja sogar ohne den Wunsch und Willen zu heirathen, geblieben, da er es in seiner Lage doch könnte: so drohet ihm von Tag zu Tage immer mehr die Gefahr, in Verhältnisse zu gerathen, in Schlingen sich zu verwickeln, die ihn nicht glücklich und nicht gut machen, in die er aus Langeweile fällt und in denen er aus Trägheit bleibt — zuweilen für immer, zuweilen lange Jahre. Es gibt Frauen genug, deren Eitelkeit es schmeichelt, einen solchen Gefangenen mit sich durch's Leben zu führen; und Männer

genug, die sich so mitführen lassen, weil sie dabei gehätschelt und verzogen werden — bis sie alte Hagestolzen und vollkommen unerträglich sind.“

„Eine furchtbare Perspective, liebe Tante!“ sagte Uriel scherzend, „und ich begreife,“ setzte er ernst und liebevoll hinzu, „daß Dein wahrhaft mütterliches Auge sie für mich nicht ertragen kann. In ein solches Verhältniß geräth man, wenn man Niemand liebt und doch gern geliebt sein möchte. Bei mir ist es aber gerade umgekehrt: ich liebe Jemand — und will von Niemand sonst geliebt sein.“

„Ach!“ seufzte die Baronin, „wie confus ist das Leben mit all' seinen Erscheinungen! Hört man von der Treulosigkeit der Männer, so seufzt man. Und findet man einmal die Treue — so seufzt man auch.“ —

Am anderen Morgen erschien Uriel nicht zum Frühstück und Levin sagte der Baronin, daß er nach Himmelspforten gefahren sei.

„Und Sie hielten ihn nicht zurück?“ rief sie.

„Er hat mich nicht gefragt, sondern nur gesagt, er gehe. Warum sollte er aber auch nicht gehen?“

„Warum? mein Gott, warum will er denn durchaus in Regina's Nähe kommen, da es nur seinen Schmerz erneuert! Ich interessire mich lebhaft für alle liebende Herzen, aber nicht für ihre Thorheiten.“

„Das ist doch recht schwer zu trennen,“ antwortete Levin heiter, „Leidenschaft ist Thorheit. Nun, wer

weiß, ob Regina ihm nicht die Pforte des Himmels aufschließt, die enge Pforte, durch welche Wenige gehen."

„Dann wäre es freilich eine höhere Fügung — und nach einer solchen verlangt er," sagte die Baronin. —

Uriel hatte lange mit sich selbst gekämpft, ob er Regina aufsuchen solle — oder nicht. Er fürchtete nicht die Aufregung des Schmerzes; aber sehr, den Stachel von Bitterkeit gegen Gott und Menschen, der ihm so viel zu schaffen gemacht hatte und dessen er sich noch immer nicht ganz erwehren konnte. Doch vielleicht nimmt sie mir gerade diesen Stachel aus dem Herzen, sprach er zu sich selbst; wer weiß, welche Gnaden eine solche Seele mittheilen kann.

Zur Stunde der Vesper war er in Kloster Himmelspforten und ging in die Kapelle, die geöffnet — jedoch hinter dem Altar durch Gitter und Laden abgeschlossen gegen den Chor war, in welchem die Ordensfrauen gemeinschaftlich die kanonischen Stunden beteten. Es war ein grauer milder Nachmittag, die Luft so seltsam lau, wie sie zuweilen im Dezember auf ein Paar Tage oder Stunden eintritt; man denkt dabei an erfrorene Rosen. In der Kapelle herrschte schon die Dämmerung des Abends und die Vesper hatte begonnen, als Uriel eintrat. Also hier in diesem trüben, frostigen Dunkel verblüht die leuchtende Lilie! sprach er zu sich selbst; in dieser Schattenwelt ist ihr energisches Leben unterge-

gangen, in dieser Grotte des Carmels ihr Herz eingesargt! Ein namenloses Weh zerschnitt ihm die Seele; das Weh, welches Jeder empfindet, der in der Opferflamme des Altars ein blutendes Menschenherz langsam verzehren sieht und nicht weiß, daß es darin auf der Hand Gottes liegt. Er horchte auf die betenden Stimmen; sie waren zu einem und demselben Ton eingeübt: er konnte nicht Regina herausfinden. Begraben! begraben! jammerte sein Herz. Er hoffte auf die Antiphone; es war ja unmöglich, die Singstimme ganz ihres eigenthümlichen Gepräges zu entäußern. Die Antiphone des Advents „Alma redemptoris“ wurde gesungen; aber ohne Regina. Er hätte ihre Stimme mit dem ihr eigenen seeleninnigen Klang unter Tausenden erkannt. Begraben! begraben! jammerte sein Herz; und wie es so jammerte, fiel ihm ein, dies sei vielleicht keine figürliche Redensart und sie sei in der That todt oder sterbend. Er floh aus der Kapelle, eilte zur Klosterpforte und schellte hastig. Die Pförtnerin erschien am kleinen Fenster und mit stockendem Athem sagte Uriel: „Ich wünsche die Schwester Therese vom Lamm Gottes zu sprechen.“ Dies war Regina's vollständiger Klostername; es konnte jetzt keine Verwechselung mit irgend einer anderen Schwester Therese vorfallen.

„Sie ist im Chor,“ sagte die Pförtnerin, und setzte ein Paar Worte hinzu, welche bescheiden andeuteten, daß die späte Stunde ungelegen sei.

„Also komme ich morgen Vormittag," erwiderte Uriel und ging ruhiger in die Kapelle zurück, die ihm plötzlich nicht mehr so finster und frostig vorkam, denn — sie war im Chor und wo sie war, da wurde es sonnenhell und sonnenwarm. Er fühlte sich beglückt, in ihrer Nähe zu athmen, von denselben Mauern umschlossen, von demselben Dach beschirmt zu sein. Nichts trennte sie — als der Altar mit dem Tabernakel; als Gott! Und trennt denn Gott die Seelen? fragte er sich heimlich. Sind sie nicht süß und fest geheimnißvoll in ihm verbunden? .... viel sicherer, viel unzertrennlicher in dieser göttlichen Lebensgemeinschaft, als in einer irdischen? .... Und doch! und doch! das Menschenherz hat nicht sein Genügen in ihr! — Und er dachte mit einer so unerhörten Freude, daß ihm die Brust davon beklemmt wurde: Morgen werde ich sie sehen, sie hören, mit ihr sprechen! und dann? .... — Ihm war zu Sinn, als ob dann sein Herz still stehen werde.

Es war ganz dunkel geworden, nur das ewige Licht verbreitete seinen ruhigen Schimmer durch die Kapelle und stimmte ihn friedlich. Er schlug das Auge zur Lampe auf und sagte leise: So zu leuchten im Heiligthum, und vor Gott und für Gott, das Loos hat Regina sich gewählt und vielleicht ist es das süßeste, welches uns hienieden zu Theil wird, weil es über dem Wechsel und dem Wandelbaren ist. Dies Schwanken

zwischen Wonnen und Qualen, dieser Wechselgesang von Lust und von Weh, diese zitternde Sehnsucht und dies trostlose Ungenügen, diese himmelstürmenden Wünsche und diese gräßliche Nichtigkeit in ihrer Erfüllung: dies Alles, das draußen liegt, außerhalb des Gottesfriedens — ist's eine Entbehrung, wenn man es nicht kennt? ist's ein Verlust, wenn man es aufgibt? — — — Da hub das Angelusgeläute an. Ihm war, als bewege die Glocke sein Herz. Er kniete nieder, barg das Gesicht in den Händen und betete: Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder! — Dann klirrten Schlüssel in seiner Nähe. Er entwich wie ein Schatten aus der Kapelle, deren Thüre hinter ihm geschlossen wurde, und ging nach der Stadt zurück.

Die Nacht verging wie alle Nächte. Für Uriel aber hatte sie hundert Stunden und jede Stunde hundert Minuten. Er ging wieder zum Kloster. Der helle frische Wintermorgen mit dem stillen blauen Himmel und der feinen weißen Decke, welche der nächtliche Schnee über die Erde gebreitet hatte, that ihm wohl und kühlte den Scirocco, der ihm durch den Kopf und die Brust ging. Ist das denn Freude? fragte er sich selbst. Ich freue mich — und die vorherrschende Empfindung ist — Qual! An der Pforte fragte er, ob die Schwester Therese jetzt zu sprechen sei. Es wurde bejahet und er in das Sprachzimmer gewiesen. Es war von äußerster Einfachheit: weiße Wände, einige höl-

zerne Stühle, ein schwarzes Gitter, hinter welchem sich ein geschlossener Laden befand, und dem Gitter gegenüber ein großes schönes Cruzifix. Nach seinem Namen war er nicht gefragt worden und er hatte ihn nicht genannt. Als ein Unbekannter, ein Namenloser sollte er vor sie treten! Jenseits des Gitters lag das innere Sprachzimmer. Es währte nicht lange, so öffnete sich eine innere Thür. Es trat Jemand ein und sagte, zum Gitter vorgehend: „Gelobt sei Jesus Christus."

„In Ewigkeit, Amen!" erwiderte Uriel mit versagender Stimme — denn das war Regina!

„Uriel! grüß Dich Gott!" sagte sie so herzlich, als ob sie Beide in Windeck wären.

„Weißt Du denn noch von mir? hast Du mich nicht vergessen?" rief er überwältigt.

„Wähnst Du, wir vergäßen die Unseren?" fragte sie zurück. „Das wäre ja treulos, herzlos. Gott zerreißt keine Bande des Herzens': er heiligt und verklärt sie."

„Ja, das ist Regina!" sagte er seufzend.

„Wie kommst denn Du zu unserem Carmel?" fiel sie ein.

„Ich möchte von Dir wissen, ob Du glücklich bist," entgegnete er. „Du wirst es bejahen; das weiß ich! Hat der Mensch sich ein ungewöhnliches Schicksal mit freiem Willen bereitet, so ist er oft zu stolz, um später zu gestehen, daß es mit seinem geträumten Glück kaum

mittelmäßig beschaffen sei. Darum bitte ich Dich, mir zu sagen, warum oder wodurch Du glücklich bist; das gibt mir vielleicht einen richtigeren Maßstab, und ich werde Dein Leben besser verstehen."

„Ich bin glücklich, weil ich das höchste Gut liebe und gemäß dem Drang dieser Liebe leben darf."

„Und wohin drängt diese Liebe Dich?"

„Zum Opfer, Uriel. Ich bin glücklich, weil ich mich in jedem Augenblick und mit jedem Athemzug in gottgefälliger Weise der göttlichen Liebe opfern kann."

„Woher weißt Du, daß sie gottgefällig ist?"

„Weil sie auf den evangelischen Räthen beruht, welche durch die drei Gelübde besiegelt werden. Das ist die höchste Gnade, welche dem Menschen zu Theil werden kann. Wie gern folgt man nicht in weltlichen Verhältnissen dem Wunsch, dem Wink eines geliebten Wesens, ohne im mindesten zu betrachten, ob sich eine solche Folgsamkeit rechtfertigen lasse vor der Vernunft und der Wahrheit und ob man sie nicht dereinst bereuen werde. Wir aber sind sicher vor solcher Täuschung. Wir folgen einem Wink, der so zart ist, daß Millionen ihn nicht verstehen, und wissen dennoch, daß wir keinem selbstgeschaffenen Wolkengebilde folgen, denn der menschgewordene Gott Selbst winkt uns zur Nachfolge."

„Und worin besteht diese Nachfolge?"

„Im Leiden aus Liebe."

„Leidest auch Du, Regina?"

„Wer die drei Gelübde abgelegt hat und treu zu erfüllen sucht, ist gleichsam durch die drei Nägel Jesu mit ihm an das Kreuz geheftet, denn Armuth, Entsagung und Gehorsam allzeit geübt, kreuzigen den natürlichen Menschen auch allzeit. Das thut freilich weh, aber dem göttlichen Heiland haben auch die Nägel weh gethan, als er an ihnen in seinen Wunden hing."

„Wie fängst Du es aber an, um dies Bild so fest Dir einzuprägen, daß es Dein Vorbild wird?"

„Man denkt an ihn."

Uriel hätte fast gelächelt über diese Antwort.

„Darin liegt eben das Schwierige," sagte er.

„In der bunten, lauten, zerstreuenden Welt — ja!" antwortete Regina. „Da hat man weder Zeit noch Lust noch Aufforderung, anders als ruck- und stoßweise an den göttlichen Geliebten zu denken — wenn's überhaupt geschieht! Aber für uns heißt es: Was droben ist, habet im Sinn, nicht was hienieden. Wir sind ja da, um uns in die Betrachtung seines Lebens und Leidens, seines Todes und seiner Herrlichkeit, seiner Lehre und seiner Liebe zu versenken; sind ja da, um es nach unseren Kräften mitfühlend nachzuleben; sind ja da, um ihm zu sagen, daß wir ihn lieben; daß wir verlangen, ihn so zu lieben, wie er geliebt sein soll und sein will; daß wir wünschen, der ganze Erdkreis möchte ihn erkennen und lieben; daß wir begehren, jeden Blutstropfen zu vergießen, jeden Athemzug zu verhauchen, um

zu bewirken, daß sein Name verherrlicht und sein Reich verbreitet werde. Er will hören, daß sein Geschöpf ihn liebe. Zwischen den Millionen von Worten, die eine armselige Liebe verherrlichen und zwischen den Millionen von Beleidigungen, welche sein göttliches Herz durch sündige Liebe empfängt, will er doch auch ein Paar Worte hören, die zu ihm allein von Liebe sprechen und denen der Beweis nachfolgt, daß es keine leere Versicherungen sind. Dazu sind wir da; das ist die Bestimmung unseres mystischen Carmels. Uns erwartet nicht ein großer Kreis von frommer Thätigkeit, der anderen Orden zugewiesen ist; nicht die unmittelbare Wirksamkeit auf die Seelen, welche man in der Armen-, Kinder-, Gefangenen- und Krankenpflege übt. Wir sind nur da, um den göttlichen Liebhaber der Seelen zu lieben und es ihm zu sagen — betend, leidend. Wer das will — der denkt an ihn! und wer einmal angefangen hat, an ihn zu denken — o, der findet das nicht mehr so schwierig, wie es Dir erscheint. Aber anfangen mußt Du! Du mußt an ihn denken wollen, ihn lieben wollen."

„Ich will aber nicht Carmelit werden!" versicherte Uriel eifrig.

„Was soll denn eigentlich aus Dir werden?" fragte sie, als habe sie seine innere Unruhe erkannt.

„Ich weiß es nicht!" brach Uriel aus. „Ich weiß nur dies: ich kann nicht mein Herz der Welt vor die

Füße werfen; nicht lieben, wie sie liebt; nicht begehren, was sie begehrt; nicht dienen, wem sie dient! ich kann in nichts mit ihr Schritt halten."

„Gott Dank!" rief Regina; „ist das Herz gründlich von der Welt abgewendet, so kehrt es sich leicht dem Himmlischen zu. Aber, Uriel, zur Welt gehört auch die Welt Deines Ichs; und der Abschied von ihr ist nicht so leicht, als von der äußeren Welt."

„Ich meine," entgegnete Uriel, „ich hätte auch die verabschiedet."

„Suchst Du kein Glück irgend einer Art zu erringen und zu genießen?"

„Doch!" rief er lebhaft; „die Seele ringt nach Glück. Allein sie will nur ein übernatürliches genießen."

„Sieh! das ist noch Welt, Uriel: Genuß finden wollen im übernatürlichen Leben! Begehrst Du den, so bist Du ja gleichsam ein Lohndiener. Als der göttliche Heiland am Kreuz hing, durchströmte ihn ohne Zweifel eine unbegreifliche Seligkeit, das Werk der Erlösung vollbracht zu haben; allein er empfand so gar nicht den Trost, der doch in überschwänglicher Weise daraus hervor hätte strömen müssen, daß er wehklagte: Mein Gott, warum hast du mich verlassen! So müssen auch wir unser Glück einzig und allein in der vollkommenen Hingebung an den Willen Gottes — ohne Beimischung von Genuß und Trost suchen."

„Ich bin aber nicht so vollkommen!“ rief Uriel.

„Ich auch nicht!“ entgegnete Regina. „Daß wir es werden, ist Gnadensache; daß wir uns alles Ernstes daran machen, es werden zu wollen, ist unsere Sache. Uebrigens bleibt Dir keine Wahl! da Du dein Herz nicht der Welt vor die Füße werfen willst, mußt Du es an's Kreuz heften. Eine Zwischenstation gibt es nicht.“

„Allein es gibt ein Maß in der Kreuzigung, Regina! Du hast immer das Leben nach den evangelischen Räthen mit seinen drei entsetzlichen Nägeln im Sinn.“

„O,“ fiel sie lebhaft ein, „Du nennst sie entsetzlich; ich nenne sie unser Brautgeschmeide. Mit ihrem Schmuck sind wir des Bräutigams werth, denn sie verähnlichen uns ihm. Schlagen sie den natürlichen Menschen an's Kreuz, so heben sie dafür den übernatürlichen zum Himmel hinauf. Sie machen es ihm möglich, seinen Reichthum in Gott allein, seine Freuden in Gott allein, seinen Willen in Gott allein zu suchen und zu finden. Ja, nur sie machen ihm die vollkommene, die Christus ähnliche Hingebung an Gott möglich. Unter dem Gelübde des Gehorsams, welches die beiden anderen sicher stellt, führt der Mensch ein Abbild vom Leben des Gottessohnes, der dreißig Jahre lang in der Hütte und der Werkstatt von Nazareth sterblichen Menschen unterthan war. Nein, Uriel! göttlich ist das ganze Evangelium! aber die drei Nägel sind seine Krone und seine Glorie. Die bilden büßende Seelen, jungfräuliche Seelen, Mar-

tyrerseelen. Nimm diese hinweg — was bleibt übrig im Leben des Christenthums? nur die Gebote, nur das Alltagsbrod, während das himmlische Manna verschwindet. Den Vater behalten wir, aber den Bräutigam verlieren wir. Die evangelischen Räthe sind das eigenste Eigen des Christenthums. Das Jesukindchen hat sie vom Himmel herunter gebracht; um die Krippe von Bethlehem sind sie aufgeblüht. Und weil sie diese wundervolle Abkunft haben, deshalb sind sie so edel, daß sie mit Geld und Gut und irgend einem Besitz von geschaffenen Dingen sich nicht vertragen; so geistig, daß sie die innerste Freiheit von jeder Creatur, die Trennung von dem Liebsten auf Erden, die Losschälung der feinsten Bande von Fleisch und Blut begehren; so erhaben, daß sie mit den gewöhnlichen Wegen der Menschen nichts zu schaffen haben und nur den Weg gehen, den sie vom Jesukind gelernt haben „gehorsam bis zum Tode am Kreuz.“ Uriel! ein einziger Mensch, der in der Vollkommenheit nach den evangelischen Räthen lebt — und aus ihnen drei Nägel macht, mit denen er sich an das Kreuz des Herrn heftet, überwiegt weit alle Größe aller Menschen zusammen genommen, welche die Welt groß nennt; denn der himmlische, nach Christus gebildete Mensch ist größer in ihm. Und davor grauet Dir? und das flößt Dir Entsetzen ein? Ach, Uriel! ich will Dir sagen, woher das kommt: Du denkst nicht an die Menschwerdung Gottes, an dieses süße, liebeselige Ge-

heimniß, welches die Kirche jetzt im Advent andächtig betrachtet und welches gleichsam der immerblühende Rosenstrauch ist, aus dem sich fort und fort alle anderen heiligen Glaubensgeheimnisse wie göttliche Rosen entwickeln. Dem Gottessohn, der sich, liebebesiegt durch unser Elend, zum Sohn der seligsten Jungfrau macht und als das gebenedeite Jesukindchen zu Bethlehem auf unserer armen Erde erscheint: dem müssen wir zuerst, zum gerührten Dank für eine so göttliche Liebe, unser Herz schenken — und ist das geschehen, ach! wie weiß er es dann festzuhalten, und wieder zu gewinnen, und sich darum zu bewerben, und es an sich zu ziehen, und es zu berauschen mit seinen Myrrhen und seinem Blut, so daß sich das Herz endlich auch liebebesiegt ihm anschmiegt und dann sein Genügen hat — für die Ewigkeit."

„Dazu muß das Herz besonders begnadet sein, Regina!" wendete Uriel ein.

„Das Herz bildet sich allmälig um nach seiner Liebe; das ist deren Gesetz, so mächtig ist sie. Liebt der Mensch irdisches Gut, so wird er irdisch. Liebt er gemeine Genüsse, so wird er gemein. Liebt er Schlechtes an Menschen und Dingen, so verschlechtert er sich und wird mehr und mehr unfähig zum Guten. Liebt er Gott, so vergöttlicht er sich, so geht aus dem trauten und beständigen Umgang mit dem unendlich Schönen und Guten auch etwas Gutes und Schönes in seine Gedanken, Gefühle,

Bestrebungen und Handlungen über. Je besser das Herz wird, um so mehr liebt es Gott, und je mehr es ihn liebt, desto größere Gnaden empfängt es. Er ist ein Herr von unendlicher Milde und Großmuth und kommt der leisesten Liebesregung zärtlich entgegen."

„Dennoch, Regina, muß das Herz besonders begnadet sein, um sich innerlich und vollständig von allen Geschöpfen — und von dem Glück und den Freuden, welche sie bringen, abzutrennen. Es gibt sündlose Freuden und Verhältnisse voll geheiligtem Glück."

„Gewiß!" entgegnete sie lebhaft. „Nicht Jeden beruft Gott zum vollkommenen Aufgeben des Irdischen; allein er verlangt von Jedem, daß Dasjenige, was in dem sündlosen Glück und den erlaubten Freuden irdisch ist, durch Beziehung auf Gott mehr und mehr gereinigt und verklärt werde. Willst Du also Irdisches besitzen und in Deiner Freude darüber das rechte Maß inne halten und Dich nicht besinnungslos darin verlieren; willst Du Menschen lieben und in ihnen Dein Glück finden: so darfst Du es doch nur als etwas von Gott Geliehenes besitzen, das Du allzeit bereit bist, mit Gleichmuth ihm zurück zu geben. Thust Du das nicht, so wirfst Du dein Herz der Irdischkeit zu Füßen. Thust Du es aber, so lebst Du gewissermaßen auch nach den evangelischen Räthen, arm im Geiste, bereit zur Entsagung, willig zum Gehorsam — und in dieser Weise heiligen sich unzählige Seelen."

„Und warum, Regina, hast Du diesen leichteren Weg nicht gewählt?“

„Weil ich ihn für einen gefährlichen und mühseligen Umweg halte. Mein Ziel ist Gott: danach verlange ich. Mein Ende ist Gott: darüber frohlocke ich. Weshalb sollte ich bei der Creatur mich aufhalten? Ueberdas setzt es ein Streben nach höherer Vollkommenheit voraus, wenn man den Entschluß nach den evangelischen Räthen zu leben, durch die Klostergelübde besiegelt und sich durch sie, an Hand und Fuß himmlischer Weise gebunden, wehrlos das süße Joch und die sanfte Bürde Jesu auflegen läßt.“

„Immer der alte, hohe, energische Schwung!“ rief Uriel.

Sie unterbrach ihn, wie sie jedes Mal that, wenn sie fürchtete, daß er von Lob oder von Liebe sprechen wolle, und fragte:

„Bist Du denn wirklich all diese Jahre in der Welt umher geschweift?“

„Ja!“ erwiderte Uriel. „Ich wollte die eine Liebe vergessen und eine andere Liebe finden; dazu braucht man Zeit und allerhand Kenntniß.“

„Im Grunde nur — Erkenntniß!“ sagte Regina. „Nun, wohin bist Du denn mit Deinen Kenntnissen gelangt?“

„Daß ich Nichts habe finden können, das größer als mein Herz und folglich meiner Liebe würdig wäre. Die

Höhen des Tschimborasso, und die Weiten der Wüste und die Tiefen des Oceans und der Donnersturz des Niagara füllen die Abgründe meines Herzens nicht aus — und all das Lebensgewimmel voll Thätigkeit und Geschäftigkeit, voll Klügeleien und Betrügereien, voll Berechnung und Täuschung, voll Anstrengung und Nüchternheit, gibt meinem Herzen auch nicht einen einzigen rascheren Schlag."

„Das begreift sich!" sagte Regina. „Das Menschenherz ist ein goldener Kelch, den Gott mit Opferwein gefüllt haben will. Soll er den schaalen Wein der täglichen Mahlzeit oder der irdischen Feste aufnehmen, so entspricht er nicht seiner Bestimmung. Er wird entweiht — und das Herz, das ein lebendiger Kelch ist, wendet sich ab von der Entweihung — wenn es sie begreift — und bleibt lieber leer. Weißt Du wohl, daß dies eine große Gnade ist?"

„Zu der Erkenntniß hab' ich es noch nicht gebracht," antwortete Uriel mit einem Anflug von Bitterkeit.

„Der Trank aus trüben Cisternen genügt Dir nicht; aber Du verschmachtest," entgegnete Regina. „Nun wohlan, Uriel! wende Dich zu den Wassern des ewigen Lebens, wende Dich zu dem Born, aus dem sie in unergründlicher Fülle strömen. Durchschweife nicht länger den Erdball. Geh' in das erste beste Kirchlein, knie nieder vor dem Tabernakel. Sieh! dort in dem engen, dunkeln, kleinen Raum, dort wohnt Der, der Einzige,

welcher größer ist, als Dein Herz und folglich dessen Leere füllt. Dann hast Du, was Du brauchst, was Du ersehnst, was Dir genügt. Meinst Du, daß uns die Klostermauern und die enge Zelle süßer wären, als das liebe Vaterhaus, wenn Er nicht im Tabernakel unter uns wohnte? Er ist der göttliche Magnet, der uns fesselt! er ist der himmlische Compaß, der unseren Weg bestimmt. Der geheimnißvolle Gott im Tabernakel ist die Vervollständigung des Jesukindchens in der Krippe und des bittern Leidens auf Golgatha: so liebt uns Gott — der König der Ewigkeit. Wer das erkennt, dem wird eine namenlose Seligkeit das Herz durchfluten, so geliebt zu sein. Dann werden sich die Fluten senken und das Herz in seiner eigenen Armseligkeit zurücklassen und traurig wird es sprechen: Ach Herr! zu lieben verstehe ich dich nicht, dazu bin ich zu gering! aber dienen will ich dir alle Tage meines Lebens bis zum letzten Athemzug auf dem stillen langen Kreuzweg von Bethlehem bis zum Tabernakel. Und dann sei versichert, Uriel, Du hast Den gefunden, der Dein Herz erfüllt. In der Enge, in der Stille, in der Abgeschiedenheit begegnest Du dem Gott, dem Du auf Deinen Weltfahrten nicht begegnet bist."

„Regina! Regina!" rief Uriel, „in diese Enge, in diese Stille muß man ein wunderbar reines und friedliches Herz bringen; sonst reibt es sich auf."

„Ach!" sagte sie, „es bringt Jeder sein elendes Herz mit, das unruhig ist, weil es in menschlicher Brust

schlägt. Beginnt nur erst seine stille Kreuzigung durch die practische Ausübung der evangelischen Räthe, so wird es nach und nach gefriedigt. Jeder hat seine Kämpfe zu bestehen, seine Versuchungen zu überwinden, in seinen Prüfungen sich zu läutern."

„Und das Alles ohne das erleichternde Gegengewicht großer Thätigkeit!"

„Ach, Uriel, wir haben hier mehr zu thun, als je die Tante Isabelle, Corona und ich auf Windeck zu thun hatten."

„Ist Gebet — That?" fragte er.

„Meinst Du nicht?" fragte sie zurück. „In stiller Nacht geht der göttliche Heiland in die Einsamkeit der Berge und betet für die sieche Menschheit. Ist das weniger That, als wenn er am Tage ihre Gebrechen heilt? In stiller Nacht kniet Franziscus, der seraphische, vor einem Cruzifix und betet: „Mein Gott und mein Alles." Das war vielleicht mehr That, als seine ergreifendsten Predigten, durch die er Tausende zur Buße bekehrte. Das Gebet ist eine ungeheuere That, Uriel, ist das Fundament von Allem, was auf Erden zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen geschieht. Nur setzt sie, statt der Hände und Füße, die höchsten geistigen Kräfte in Bewegung. Sie ist der Athemzug des Gedankenlebens. Die Wissenschaft mit ihren Entdeckungen und Erforschungen, die von so unberechenbarem Einfluß auf die Menschheit sind, wirkt in der Sphäre des Verstandes

etwa so, wie das Gebet in der höheren und umfassenderen geistigen Sphäre: sie erfindet, was Andere ausführen. Das Gebet lenkt und unterstützt, was Anderen frommt. Am jüngsten Tage wird es dereinst offenbar werden, was wir dem Gebet frommer Seelen zu danken haben. Unser Gebet hier ist nun freilich zu gering, um große Erfolge zu haben. Wir sind sehr unvollkommen und gehören nicht zu jenen Lieblingen Gottes, deren Bitten und Wünsche er gern hört und gern erfüllt. Wir sind jedoch in äußerer Praxis auch nicht so unthätig, wie Du zu glauben scheinst! In einer armen Familie hat jedes Mitglied das Seine zur Erhaltung des Hauswesens beizutragen, der Eine verrichtet dies und der Andere jenes. Wir bilden eine arme Familie mit einer geistlichen Mutter und zwölf Töchtern. Die Zahl ist festgesetzt zu Ehren des göttlichen Meisters und seiner heiligen Apostel. Sie ist groß genug, um allen Verpflichtungen nachzukommen; sie ist klein genug, um ohne Lärm und Tumult das stille Grottenleben des Carmels führen zu können. Die Eine hat die Haushaltung zu besorgen, die Andere die Bedürfnisse der Sacristei. Die Dritte ist Krankenwärterin, die Vierte spielt die Orgel und leitet den Gesang. Alle stehen auf zum gemeinsamen nächtlichen Chor und beten die Horen zu den bestimmten canonischen Stunden. Ist das nicht Alles eine höchst geziemende Beschäftigung? in stiller Zurückgezogenheit, die überall den Frauen so wohl ansteht, werden die

häuslichen Pflichten des geistlichen Familienlebens erfüllt — und erfrischend und beseelend, wie ein schöner Strom durch einförmige Fluren, schlingt und windet sich das Gebet durch all unser Thun und läßt uns nicht allzuweit aus der Gegenwart Gottes uns verlieren. So vergehen Tage, Wochen, Jahre. Können wir nicht in Wahrheit mit König David selig ausrufen: „Kommt „vor Sein Angesicht mit Jubel. Wir sind Sein Volk „und die Schäflein Seiner Weide. Gehet ein mit Froh„locken in Seine Thore. Preiset Ihn, lobet Seinen „Namen; denn lieblich ist der Herr.“ Und zu einer so süßen Gegenwart gesellt sich eine noch süßere Hoffnung. Dereinst kommt ein Stündlein, ach, das gebenedeite, glückselige Sterbstündlein. Dann heißt es: Der Bräutigam kommt! Dann spricht die Seele: Tritt ein, o Herr, bei deiner Magd! längst hat mein Herz zu dir gesagt: Dein Antlitz such' ich! — Und dann spricht er, der unendlich milde und liebliche Herr: Stehe auf, meine Freundin, und komm'. Der Winter ist vorüber! — Sieh, Uriel, so lebt man und stirbt man auf dem Carmel.“

Er hörte ihr zu. Sie hätte stundenlang sprechen können und er würde des Zuhörens nicht müde geworden sein. Ihm zerschmolz das Herz vor diesen Frühlingslüften aus einer übernatürlichen Welt. Sie sagte das Alles mit einer Einfachheit und Geistesstille, welche deutlich zeigten, wie heimisch sie in jener war. Wie von

lindem Balsam überflossen und geschmeidigt löste sich die Spannung, die Unruhe, die ihm die Brust zerkrallten. Er vergaß, daß er sie geliebt, daß er sie verloren hatte. Er war bei ihr, er war glücklich.

„Regina, Königin meiner Seele!" rief er mit einem Ausbruch von namenloser Wonne.

„Willst Du zur Königin der Seelen sprechen," entgegnete sie sanft, „so mußt Du sie nennen Maria Regina, die gebenedeite Gottesmutter. Die Regina, welche Du im Sinne hattest, ist ja längst todt. O wende Dich doch nicht den Schatten und dem Tode zu, wenn ein göttliches Leben Dich ruft und Deiner harrt. Lerne Gott lieben, indem Du ihm dienst: das ist mein Wunsch und mein Gebet für Dich."

Er hörte, daß sie vom Stuhle aufstand.

„O warte noch!" rief er in heftiger Bewegung; „erfülle mir erst eine Bitte! sie ist gering. Du hast am Tage Deiner Einkleidung hier am Gitter zu der ganzen Familie gesagt: Auf Wiedersehen im Himmel! aber ich war nicht dabei. Wohlan, Regina, öffne das Gitter, schlage den Schleier vom Antlitz zurück, damit ich Dich noch ein Mal auf Erden sehe, Dich — die Du Alles bist, was ich je geliebt habe! und dann sprich auch zu mir: Auf Wiedersehen im Himmel.

„Es geht nicht," antwortete sie zögernd; „ich thue es nie."

„Ich will es nicht verrathen," sagte Uriel flehend,

„nicht dem Vater, nicht an Corona, nicht an Hyacinth.“

„O, Hyacinth wünscht so etwas nicht!“ rief sie. „Er war nie hier — und es wäre doch ihm und mir ein Trost gewesen. Aber er will nicht den irdischen Trost. Sein Herz ist so recht ein Opferkelch. In den heiligen fünf Wunden bin ich immer mit ihm vereint; denn nichts verknüpft die Seelen so innig, Uriel, als die Entsagung.“

„Ja, er ist eben Hyacinth,“ sagte Uriel sanft. „Wirf mir nicht vor, daß ich anders bin. Ein Mal, nur ein einziges Mal laß mich Dich sehen in dem wunderbaren Leben, das Du von himmlischen Geistern gelernt haben mußt. Ein Mal tritt heraus aus den Wolken, Du Morgenstern meines Herzens — und dann bleibst du mein Polarstern. Ein Mal, Du seliges Geschöpf, laß mich den Abglanz Deines Glückes schauen und meiner Seele einprägen.“

„Genug,“ sagte sie. „Warte hier, ich komme wieder.“

Sie kam wieder und sagte:

„Uriel! es war eine besondere Eingebung Gottes, daß ich mir vornahm, als ich den Schleier empfing, er solle mir nun auch wirklich alle Gestalten der Erde verschleiern. Aber heute ist's ein besonderer Fall!“

„O Dank, Regina! Gott Dank!“ frohlockte er.

„Versprich mir aber Eines,“ sagte sie feierlich. „Der Vater und Corona dürfen nie erfahren, daß Du mich

gesehen hast. Versprich es mir bei dem gekreuzigten Herrn und Heiland."

„Bei dem gekreuzigten Herrn und Heiland!" wiederholte Uriel mit einer Stimme, die vor Bewegung zitterte.

Der innere Laden wurde aufgeschlossen, der dunkle Vorhang zurückgeschoben, endlich das Gitter weit geöffnet. Da standen drei Carmelitessen in ihrem dunkelbraunen Habit mit dem weißen Skapulier und dem schwarzen Schleier. Zwei von ihnen hatten ihn tief über das Antlitz herabgesenkt. Die Dritte hatte ihn ganz zurückgeschlagen; nur weißes Linnen umgab ihr Gesicht. Das war Regina; schlank und hoch stand sie zwischen den Ordensschwestern und blickte ruhig zu Uriel hinüber. Er hielt die Augen geschlossen, bis all die Vorbereitungen gemacht waren; dann schlug er sie zu Regina auf. Als habe er einen Todesstoß mitten im Herzen empfangen — so taumelte er vom Gitter zurück, brach zusammen, sank auf die Knie, schlug beide Hände vor's Gesicht und rief mit einem ächzenden Schrei:

„Ah! Ah! Regina — ist das die Milde und Großmuth Gottes!"

„Seine Barmherzigkeit ist's, die mir schon auf Erden mein Purgatorium — seine Liebe ist's, die mir Antheil am Kreuz gönnt," entgegnete sie ruhig.

Leichenblaß und abgezehrt waren ihre Züge, eine fürchterliche Wunde klaffte an ihrer linken Wange und

zog sich zu der Schläfe hinauf — und wie Kerzen in einer Gruft standen ihre Augen, noch größer, noch strahlender als sonst, mit stillem Glanz über der grausigen Zerstörung.

„Das Gitter zu! den Schleier herab!" rief Uriel in namenloser Verzweiflung. „Ich halt es nicht aus! ich sterbe von dem Anblick."

Der Vorhang rauschte zusammen und sie sagte:

„Sieh, Uriel, das ist die Regina, die Du geliebt hast — und Du schauderst vor ihr zurück! Wirst Du nun die Fügungen Gottes preisen?"

„Nein!" rief er, und seine Verzweiflung löste sich in Thränenströmen — das ist sie nicht! Das Lamm Gottes, das Opfer, das sich lächelnd und selig langsam am Kreuz schlachten und verbluten läßt: das ist die Regina, die ich liebe. O Du gottbegnadetes Geschöpf, welch einem großen Herrn dienest Du!"

„Es ist der, welcher gesagt hat: Ich liebe, die mich lieben; und der mir zum Beweis seiner Liebe seine Dornenkrone aufgesetzt hat."

Uriel drückte mit beiden Händen die Thränen aus seinen Augen, nahm alle Kraft zusammen, um seine Aufregung zu bemeistern, blickte auf das Cruzifix, das ihm noch nie so verständlich, so lebendig gewesen war, sammelte sein Herz in seinem Willen und sagte gefaßt:

„Wohlan, Schwester Therese vom Lamm Gottes, der Herr, der Deine Liebe mit einem solchen Lohn auf

Erden vergilt, dessen Liebe muß etwas über alle Begriffe Großes, Süßes, Göttliches sein, welches das Maß meines Herzens überfüllt. Das hab' ich verlangt, das hab' ich gesucht! nun ist es gefunden: dem Herrn will ich fortan dienen."

Da theilte sich der Vorhang. Regina erschien in ihre Schleier verhüllt und nichts von ihrem Antlitz war sichtbar, als ihre Augen, die wie aus dem Jenseits schimmernd ihn anblickten. Mit unbeschreiblicher zärtlicher Freude sagte sie:

„Auf Wiedersehen im Himmel!" und verschwand. —

Am Abend dieses Tages suchte Uriel in der Stadt den Superior der Carmelitessen auf, nannte sich ihm und fragte ihn, nachdem er in einigen Worten den Vorgang mitgetheilt hatte, wie denn eigentlich dies furchtbare Leiden über die blühende, kräftige Regina gekommen — und ob nichts zu ihrer Herstellung versäumt sei."

„Letzteres ist gewiß nicht der Fall," erwiderte der Geistliche. „Wir haben hier äußerst geschickte Aerzte und keine Mittel, auch die schmerzlichsten nicht, sind unversucht geblieben. Aber dies Uebel ist ja fast immer unheilbar! — Als die Gräfin bei den Carmelitessen eintrat, siechte eine Laienschwester daran hin und die demüthige Novize bat um Erlaubniß, die Kranke pflegen zu dürfen. Ansteckend ist es nicht; nur heißt es, daß der Krankheitsstoff, wenn er auch nur durch ein Minimum in das Blut des Gesunden übergehe, dieses vergifte.

Die Gräfin empfing mit Freuden die Erlaubniß und besorgte ihr Geschäft mit solcher Andacht, daß die Oberin mir sagte, ihr fielen dabei die Legenden von der heil. Elisabeth von Thüringen und der heil. Katharina von Siena ein. Kaum war die Laienschwester todt, so zeigte sich das Uebel bei der Gräfin; aber sie kannte dessen Entstehung nicht und beachtete es nicht, hielt es für vorübergehend, vielleicht erzeugt durch die veränderte Lebensweise und mochte nicht davon reden, aus Furcht, man werde sie, die noch Novize war, zurückschicken, damit sie sich im Vaterhause herstellen lasse. Bemerken konnte es Niemand, da der Halsschleier die Wangen zur Hälfte bedeckt, da sie immer ganz heimlich die Linnen wusch, welche sie auf die Wunde legte und nie die leiseste Unruhe oder Bekümmerniß kund gab. Nachdem sie Profeß abgelegt hatte und somit ganz sicher war, daß man sie behalten müsse — wie sie unbefangen sagte — da sprach sie denn endlich von dem Uebel und sogleich wurde ein geschickter Arzt zu Rathe gezogen. Er meint, sie könne einen Nadelstich, einen feinen Riß an der Hand gehabt — und durch denselben, bei dem Verbinden der Laienschwester, den Giftstoff im Blut aufgenommen haben."

„Und so ist sie verloren — rettungslos verloren!" sagte Uriel tonlos.

„Nur für die Erde, Herr Graf, von der sie ja, der Sehnsucht nach, längst abgeschieden ist; droben ist ihr ein herrlicher Platz bereitet. Die heil. Therese sagt:

„Nach dem Maß der Liebe, mit der wir unserem guten „Jesus nachgefolgt sind, werden uns die himmlischen „Wohnungen eingeräumt." Da ist denn wohl zu hoffen, daß der gute Jesus die Schwester Therese vom Lamm Gottes liebevoll empfangen werde, wenn sie vor seinem Thron erscheint. Ein Blutbräutigam, wie die heilige Schrift ihn nennt, ist er ihr hienieden gewesen; in seinen Wunden hat er sie sich anvermählt; zu einem lebendigen Schlachtopfer hat er sie auserkoren; und sie hat, wie das Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, gänzlich dem Willen des göttlichen Bräutigams sich hingegeben, nie den Mund zur Klage, viel weniger zum Widerspruch geöffnet und so gelitten, in stiller schweigender Liebe, wie die ganz guten Kinder Gottes leiden. O Herr Graf! das gibt eine selige Sterbestunde — und wenn wir uns einer solchen erfreuen, so haben wir ja unsere Bestimmung erfüllt und unser Ziel erreicht."

Uriel ließ sich noch mancherlei erzählen von ihrer heldenhaften Geduld, von ihrer großmüthigen Ergebung. Der Arzt hatte ihr jede Anstrengung untersagt — auch Orgelspiel und Gesang, auch das gemeinschaftliche Chorgebet; gerade Alles, was ihre süßeste Beschäftigung war. Die schlaflosen Nächte wurden ihr zuweilen so lang und gern hätte sie sich dann zum Tabernakel geflüchtet und Kraft gesucht in der wesenhaften Gegenwart Gottes; aber sie durfte Nachts nicht die Zelle verlassen: so wollte es der Arzt — und sie fügte sich mit einer Be-

reitwilligkeit, als habe sie auf Genesung gehofft. Uriel fragte, ob sie noch ein langes Leiden vor sich habe? Der Geistliche erwiederte, das könne der Arzt nicht bestimmen. Es gehöre Zeit dazu, bis eine so kräftige Natur aufgerieben sei. Manchmal trete ein Stillstand in der Krankheit ein — und das sei eben jetzt der Fall — dann erscheine sie, der Stimme und den Bewegungen nach, wie eine Gesunde. Aber nach solchen Pausen im Leiden erhebe es sich jedes Mal mit verstärkter Gewalt.

„Ich war ahnungslos über ihren Zustand, bis ich sie sah,“ sagte Uriel.

„Ja, sie ist eine Heldin im Leiden,“ entgegnete der Superior. „Sie ist viel näher bei Gott, als bei sich selbst. Sie hängt mit Christus am Kreuz und schweigt, wie er. Nur dauert ihre Passion länger, als von der Sext bis zur Non. Betrüben Sie sich nicht, Herr Graf! den Auserwählten sollen wir nachahmen, nicht nachweinen.“

Das fühlte Uriel. Ihm war zu Muth, als sei der Nachen seines Lebens vom Ufer und von dessen Untiefen und Klippen weit hinweg und auf die hohe See geschleudert, damit er endlich mit vollen Segeln gehen und den Gestaden der übernatürlichen Welt zusteuern lerne. Ein Orkan war durch seine Seele in wenigen Minuten geflogen und hatte sein Inneres zu einem Chaos gemacht; aber so, wie einst die Sündflut die Schöpfung ver-

heerte, damit eine neue Erde aus ihr hervorgehe. Die Taube mit dem Oelzweig schwebte ihm zu. Alle Bitterkeit war geschwunden, alle Härte zerschmolzen — denn die sind irdisch und Himmlisches hatte sich ihm genaht. Martyrer sind Wunderthäter. Das empfand er. Er dachte daran, daß er einst vor Jahren zürnend zu Regina gesagt habe, sie müsse für ihn leiden, weil sie ihm so viel Leid bereite. Das war nun geschehen. Er sagte, wie der heil. Johannes von Gott vor einem Crucifix zu sagen pflegte: „Deine Dornen sind meine Rosen und Deine Leiden mein Paradies."

So kam er nach Windeck zurück. Die Baronin empfing ihn wie eine zärtlich besorgte Mutter. Er sagte ihr nur, dankbar und beruhigend:

„Es ist Alles gut, liebe Tante, Alles gut — mit ihr und mit mir!"

Aber in Levin's Arme sank er und sagte:

„Ich habe gefunden, was mein Herz ausfüllt: Liebe zum Leiden, aus Liebe zu Gott."

Der Kreuzweg.

„Also dies ist die berühmteste Ruine der Welt!“ sagte Judith und blickte sinnend umher.

„Ja! dies ist die Weltruine!“ entgegnete Lelio.

„Dies ist die Ruine, welche Tyrannenmacht verherrlichen sollte — und ihrer spottet!“ rief Florentin.

„Sie ist höchst malerisch!“ bemerkte Madame Miranes.

Sie standen im Coliseum zu Rom.

„Was sagt Graf Orestes?“ fragte Judith, zu ihm sich wendend.

„Nichts,“ erwiederte er. „Er hört und sieht — Sie.“

Das war begreiflich! Von Kopf zu Fuß in schwarzen Sammt gekleidet, mit dem dunkeln Auge in dem schönen farblosen Antlitz, glich sie jenen Statuen aus Hadrianischer Zeit, die freilich nicht mehr im reinen Stil der Antike, aber vielleicht um so überraschender — nicht geistiger, aber sinnlich lebendiger sind: deren Ge-

wandung ist aus dunkelm Marmor; Hände, Füße, Antlitz — aus weißem Marmor und das Auge aus schwarzer Emaille.

„Sie sehen aus wie ein Götterbild, das aus alter Zeit vergessen hier stehen geblieben wäre," setzte er hinzu.

„Nein!" rief Lelio; „sondern wie eine ächte Tochter Sions, die im Trauergewande auf dieser Stätte stehen muß. Hier erfüllte sich das Schicksal Ihres Volkes in seiner ganzen Herbe. Während hier 12,000 gefangene Juden auf Kaiser Vespasians Geheiß Block auf Block zu diesem Riesenbau hinwälzten und zusammenthürmten und bei der Anstrengung und Mühsal umkamen, wurde ihr eigener Tempel von den Römern zertrümmert, so daß kein Stein auf dem anderen blieb. Sie mußten sklavisch zur Verherrlichung der Göttin Roma beitragen, während Rom das Volk Gottes sammt dem Gottestempel vernichtete. Seitdem ist es auseinander gefallen in wandernde Stämme, an denen sich noch nicht die Verheißung des Propheten erfüllt: „Israel zieht hin zu seiner Ruhe."

„Wie das schön klingt!" sagte Judith: „Israel zieht hin zu seiner Ruhe!" weit schöner als Opernarien und Freiheitshymnen! Wer spricht so, Lelio?"

„Ein Mann Ihres Volkes; aber Keiner von denen, welche die modernen Opern componiren und die modernen Freiheitshymnen dichten. Der Prophet Isaias

spricht so, ein Gottgesandter, der die Ankunft des Messias und die Erlösung verkündete und den ein gottloser König um's Leben brachte, weil göttliche Wahrheit dem irdischen Sinn verhaßt ist."

„Warum kennen wir nicht die Schriften unserer größten Männer?" fragte Judith ihre Mutter.

„Bestes Kind," erwiederte diese, „woher sollten wir Zeit nehmen, uns mit der alten Literatur zu beschäftigen, da wir ja an der modernen in vier bis fünf Sprachen übergenug haben."

Lelio lächelte und Florentin nahm das Wort:

„Wie wär' es möglich, sich mit dergleichen Antiquitäten zu befrachten, da jetzt unsere ganze Gegenwart eigentlich eine Weissagung ist."

„Welche sich durch tanzende Tische ausdrückt, nicht wahr?" warf Judith ein.

„Oder durch Brigham Young, den Mormonenhäuptling und Consorten!" rief Lelio.

„Nein, nein! durch Jung-Deutschland und Jung-Israels Zeitungsblätter!" sagte Orest.

„Genug!" rief Florentin triumphirend, „durch Millionen Stimmen, die Ihr verhöhnt, weil Ihr sie nicht widerlegen könnt — und gegen die Ihr aufschreit, weil Ihr Euch vor ihnen fürchtet."

„O nein," sagte Lelio, „wir wissen, daß es von Anbeginn falsche Propheten gegeben hat, und daß sie

großen Zulauf's sich erfreuten; denn sie reden zur Welt vom Weltgeist. Sie schauen sich um in den niederen Geistesschichten der Epoche nach der vorherrschenden Strömung und Richtung derselben und nach welchem Punkt hin diese die Fahne des Zeitgeistes drehen, die eben eine Wetterfahne nur ist und kein edles Banner von bestimmter Farbe, das seinen Ehrenplatz einnimmt. Jenen Punkt fassen die falschen Propheten in's Auge, erzählen Wunderdinge von ihm, zünden bengalisches Feuer um ihn an, streuen Weihrauch in dasselbe und machen sich zu dessen Priester. Die Luft weht irdisch schwül in jenen Niederungen. Da bläht sich eine falsche Wissenschaft auf, da fächelt sich die Selbstvergötterung mit Pfauenfedern, da spreizt sich der Hochmuth, da flattert die Neugier umher, da schwelgt die Sinnlichkeit, da haucht jede böse Lust ihre giftigen Dämpfe aus; und in diesen Niederungen sind die falschen Propheten zu Hause, oder siedeln sie sich an. Da sind sie willkommen; da werden ihre Verheißungen gierig aufgenommen. Es sind ja die Spiegelbilder der eigenen Begierden! Der falschen Wissenschaft wird die Herrschaft ihres Idols: Erkenntniß, verheißen; der Selbstvergötterung die Herrschaft ihres Idols: Emancipation von jeder höheren, heiligen Schranke; der Neugier ihr Idol: den Einblick in schauerlich interessante Mysterien; dem Hochmuth: einen Thron für das Individuum; der Sinnlichkeit wird das uralte Wort zugerufen: Wie Götter werdet

Ihr sein! So hört Jeder von dem falschen Propheten Das, was seine Begier verlangt, labt sich an dieser Zusage, hofft auf deren Verwirklichung, treibt und drängt nach seinen Kräften zu ihr hin, schwelgt in der Verheißung und preist Den, der sie gemacht hat — so daß sich um ihn, nicht selten zu seinem eigenen Erstaunen, lavinenartig ein immenser Anhang bildet und mehr und mehr seinen Ruhm erhöht."

„Aber worin besteht denn der Unterschied zwischen dem wahren und dem falschen Propheten — zwischen Isaias und Joe Smith, von dem ich gelesen, daß er das „Buch Mormon," die nordamerikanische Bibel, aufgefunden haben wolle und, auf sie sich stützend, behaupte: seine Anhänger wären „die Heiligen der letzten Tage" und mit besonderen Kräften und Gaben ausgerüstet;" fragte Judith.

„Darin, daß die falschen Propheten die Idole in der Menschenbrust hegen und pflegen, schmeicheln und beräuchern und dadurch ihren Weissagungen Eingang verschaffen — und daß die wahren Propheten diese Idole zu stürzen und eine höhere Geistesströmung in die Niederungen des Lebens zu lenken suchen. Die falschen Propheten fabeln von Menschenwitz und Menschenthat; die wahren verkündeten eine Gottesthat. Als diese sich erfüllte und Gott — Mensch wurde, brauchte die Welt keine Propheten mehr, denn ihr wurde fortan durch das Evangelium Weg und Ziel gewiesen. Heilige Seher

hat es seitdem noch im Christenthum gegeben, welche durch eine besondere Kraft die Dinge der Zukunft in der Zeit wie in der Ewigkeit in wunderbaren Gesichten schauten und ihnen Worte gaben. Allein diese Gesichte, diese Prophezeihungen des Zukünftigen wurzelten immer in der Offenbarung und waren im tiefsten Einklang mit dem Evangelium. Eine neue Wahrheit verhießen sie nicht; ein neues Wort Gottes, wie Joe Smith sein Buch Mormon, erfanden sie nicht; und deshalb bildeten sie auch keine neue Secten, sondern blieben schlichte, einfache Glieder der heiligen katholischen Kirche. Außerhalb derselben wimmelt es von Propheten — bei Muhamed anzufangen, bei Joe Smith und seinem Nachfolger Brigham Young vor der Hand zu endigen. Da sie eine neue Offenbarung oder eine neue Deutung derselben zu bringen vorgeben, so drücken sie sich selbst den Stempel der Unwahrheit auf und erweisen sich weniger klug, als die Orakel der vorchristlichen Welt, die, nach glaubwürdigem Zeugniß gleichzeitiger heidnischer Schriftsteller, verstummten, als Christus geboren wurde."

„Mit Jemand, dessen kathegorischer Imperativ die katholische Kirche ist," versetzte Florentin achselzuckend, „ist freilich nicht zu streiten."

„Das kommt mir auch so vor," sagte Judith gedankenvoll.

„Denn er sieht," fuhr Florentin fort, „in dem Geistesrauschen, das über die Welt hinfegt, um einer

neueren, besseren Aera die Bahn zu brechen, nur einen Orkan, der sein Idol stürzen wird."

„Der Orkan der Zeit kann die Rechte, die Besitzthümer, die freie Bewegung der Kirche hinwegfegen — wie das schon oftmals geschehen ist," entgegnete Lelio ruhig. „Aber das Ewige in ihr wird vom Vergänglichen nicht gestürzt!"

„Idole sind Scheingötter, d. h. Götzen; und diese stürzen zusammen. In der katholischen Kirche aber ist Gott — und Er ist Der, der da ist. Der Urgrund alles Seins kann nicht gestürzt werden. Sein Geist beseelt, lenkt und führt die katholische Kirche, hat schon oft vom Zeitgeist ausgelöscht werden sollen, wurde aber immer fertig mit ihm und wird es auch werden mit dem Geistesrauschen, das sich, wie Graf Orestes sagt, in Jung-Deutschlands und Jung-Israels Zeitschriften vernehmen läßt. O!" fuhr er lebhaft fort, zu Judith gewendet, „muß man nicht auf dieser Stätte von unerschütterlicher, in göttlicher Verheißung wurzelnder Ueberzeugung ergriffen werden, daß das Evangelium und die Kirche, welche es bewahrt und verkündet, göttlichen Ursprunges und voll übernatürlichem Leben sein müssen? Hier wütheten während dreihundert Jahren alle Mächte der Welt und der Unterwelt gegen das Christenthum. Hier wollten es die Imperatoren vertilgen, und die Philosophie es mit der Ferse zertreten, und das Volk es in Blut ertränken; und siehe da! nach drei Jahrhunderten hatte das Chri-

stenblut die heidnische Welt überflutet, so daß nur noch deren schwarze Trümmer aus dem rauchenden Meer von Blut und von Thränen aufstarrten. Hier vollzog sich der Untergang Israels; hier der Untergang des heidnischen Roms. Die Legionen besiegten die Juden und die Martyrer die Legionen. Für beide Siege blieb als Denkmal das Coliseum zurück; drum nannte ich es vorhin die Weltruine! und sehen Sie, Signora, die Trophäe des letzten Sieges: — dort!"

Lelio zeigte auf das schlichte hölzerne Kreuz, das von einigen Stufen umgeben, mitten in der Arena des Coliseums sich erhebt. Sie waren sämmtlich zum Podium hinauf gestiegen, dem breiten Umlauf vor den Sitzen der Zuschauer bei den Gladiatorenspielen — und blickten von hier über eingestürztes Mauerwerk und grüne Schlingpflanzen in das schöne edle Oval der Arena hinab. Judith ließ sich von Lelio die Einrichtung des Gebäudes und die Art der Spiele, die hier statt fanden, beschreiben. Madame Miranes schauderte. Judith sagte:

„Welch' eine Entnervung des Charakters gehört dazu, um in eine solche Verwilderung zu fallen."

„Ich kann sie begreifen!" sagte Orest. „Es ist ja unmöglich, in permanenter Bewunderung des Ballets zu bleiben. Das Auge stumpft sich ab; das Herz nimmt es übel, daß es durch das Auge keinen Eindruck mehr empfängt, der es zu einem rascheren Schlage anspornt,

und mag nicht in der faden Mattigkeit verbleiben. Da geräth man denn in den Gegensatz, um die Sehnerven wieder zu beleben und dem Herzen wieder Spannkraft beizubringen. Beständig Honig ist der Zunge widerlich. Drum indischen Pfeffer her! So ging's den alten Römern — und wer weiß, was uns noch passirt."

„Besser doch zum Schwarzbrod des Lebens greifen," rief Judith.

„Um an der Kost Behagen zu finden, muß man eine sehr gesunde Natur haben," bemerkte Lelio.

„Ich wundere mich aber sehr, Graf Orestes," sagte Judith, „daß Sie solche affröse Neigungen dem Herzen zuschieben wollen! Schieben Sie es auf Erziehung, Beispiel, rohe Umgebung, schlechte Sitten oder sonst etwas — nur nicht auf's Herz."

„Die höchst edlen Herzen leben und handeln nicht höchst brutal," entgegnete Orest. „Das Ding, das in der Menschenbrust Tiktak macht, stellt den Zeiger auf unsere Handlungen."

„O, er hat recht, Signora!" rief Lelio; „der Graf hat ganz recht! im Herzen sitzt der Wille des Menschen und macht ihn göttlich oder teuflisch oder gemein — je nachdem er das Herz mit seinen Neigungen zur Höhe treibt, zur Tiefe drängt."

„Könnt' ich nur begreifen, Lelio," sagte Judith fast ungeduldig, „wie Sie in so wenig Wochen sich ganz haben verwandeln können! Früher sprachen Sie in Fio-

rino's Styl und lebten in dessen Anschauungsart — allerdings schwunghafter! und jetzt ist das spurlos verschwunden, wie mit einem feuchten Schwamm von der Schiefertafel hinweg gewischt!"

„Das verspricht Dauer!" rief Florentin verhöhnend.

„Sie müssen bedenken, Signora," sagte Lelio gelassen, „daß ich eine vortreffliche katholische Erziehung genossen und bis zu meinem achtzehnten Jahre in dem Kreise einer Familie aufgewachsen bin, die, so einfach bürgerlich sie ist, durch ächt christliche Bildung sich auszeichnet. Nichts macht den Geist so empfänglich für schöne und große Ideen, nichts hebt das Gefühl zu einer solchen Höhe, als die Cultur der Seele durch Religion. Unter diesen Einflüssen verlebte ich meine Kindheit, meine erste Jugend. Ein Bruder meines Vaters ist Pfarrer an der Kirche Maria della pace; ein Bruder meiner Mutter ist Benedictiner zu Sta. Scholastica, droben im Gebirg; eine ihrer Schwestern Klosterfrau bei den vive sepolte" .... —

„Gräßlich!" rief Judith; „bei den Lebendig-Begrabenen! o gräßlich!"

„So nennt sie der Volksmund — ja Signora!" fuhr Lelio ruhig fort. „Was ist denn darüber zu lamentiren? Begraben zu sein für die Bosheit und Gemeinheit der Welt, ist doch wahrlich kein Unglück! Trösten Sie sich, Signora! meine Mutter hat noch drei Brü-

der und zwei Schwestern, die sämmtlich in glücklicher Ehe leben und zusammen wohl zwei Dutzend Kinder haben: die Welt stirbt nicht aus! aber die Seelen, die sich von ihr zurückgezogen haben, erhalten in der Familie durch ihr Gebet und ihr Beispiel ein gewisses himmlisches Element, ein übernatürliches Gut, das auch Denen zu gut kommt, die im Strome der Welt schwimmen. Als ich jetzt zu meinen Eltern zurückkam, brauchte ich mich nur unterzutauchen in die Erinnerungen meiner Jugend — und der ganze Ballast sündhafter Verkehrtheit fiel mir wie eiserne Bande von der Stirn, von der Brust, vom Auge. Ich wurde frei — denn ich trat aus der Luft des Todes in die des Lebens — aus der Knechtschaft in die Erlösung zurück."

„Ja," sagte Judith gedankenvoll, „es mögen geheimnißvolle Einflüsse um uns thätig sein und wir bemerken es nicht! oder wir fliehen wohl gar die heilsamen und suchen die unheilvollen auf."

„So hab' ich es damals gemacht, als ich es vorzog, meinen Leidenschaften den Zügel schießen zu lassen, anstatt sie zu bändigen," entgegnete Lelio.

„Signora," sagte Orest unmuthig, „Sie scheinen nach Rom gegangen zu sein, um sich ausschließlich mit Signor Lelio zu unterhalten."

„Man folgt gern den Schicksalswendungen eines alten Freundes nach," sagte sie.

„Jetzt wollen wir uns aber aus dem Staube machen!"

rief Florentin. „Da kommt eine Prozession mit ihrem plärrenden, ohrenzerreißenden Gebet! das ist unaushaltbar.“

Durch den großen Eingangsbogen, vom Forum her, trat ein Capuzinerpater, ein großes Cruzifix tragend, in die Arena, und eine Menge Menschen folgte ihm laut betend.

„Ah, die Kreuzwegandacht! es ist heute Freitag,“ sagte Lelio.

„Was beginnen diese Leute?“ fragte Judith; „weshalb knieen sie Alle dort nieder und was bedeuten die blassen Gemälde, die ich eben jetzt erst an der inneren Ringmauer der Arena bemerke?“

„Nachdem das Coliseum seine erste Bestimmung verloren hatte und kein Circus für Gladiatorenkämpfe mehr war — Dank dem frommen Einsiedler Telemach, der, vom Geist christlicher Liebe aus seiner Felsenzelle getrieben, sich mitten in die Arena flehend und weinend warf“ .... —

„In was sich diese Mönche nicht überall einmischen!“ unterbrach Florentin Lelio's Bericht. „Die Civilisation hätte diese Spiele ja von selbst ersterben lassen!“

„Und daß bis dahin noch ein paar tausend Menschen von anderen Menschen und zum Vergnügen von abermals Menschen hingewürgt wurden, hat freilich in den Augen der Civilisation gar nichts — für den armen Einsiedler aber sehr viel zu bedeuten;“ entgegnete Lelio.

„Die entmenschte Rohheit war in diesem Punkt so hoch gestiegen, daß kein Gesetz des Kaisers Theodosius die blutgetränkte Arena in Rom zu schließen vermochte und noch weniger gelang es seinem Sohn, dem Kaiser Honorius. Telemach brachte es zu Stande, indem er sich opferte. Er stürzte sich zwischen die Kämpfer, um sie zu trennen, und rief die Zuschauer an, ihm beizustehen in diesem Bemühen. Allein die Gladiatoren, im Blutrausch des wüthenden Kampfes, metzelten Denjenigen nieder, der ihnen das Leben retten wollte, und Telemach's zerfleischter Leichnam lag vor den blutigen Schwertern beider Parteien. Da entsetzte sich das Volk über eine solche Barbarei, und nun wurde es dem Kaiser Honorius leicht, die Gladiatorenspiele aufzuheben. Wenig Jahre später wurde Rom von den wilden nordischen Völkern mehrmals bedroht und belagert, erobert und geplündert. Sie machten das Coliseum zu ihrer festen Burg und ihrem Lagerplatz. Als sie abzogen, war Rom verwüstet und durch Feuersbrünste verheert. Da wurde das Coliseum ein Steinbruch: aus seinen Blöcken erbaute man ganze Paläste. In eine unzerstörbare prächtige Ruine verwandelt stand es nun da, bis im Mittelalter die wilden Parteien des römischen Adels theils dem Papst, theils sich untereinander die Herrschaft der ewigen Stadt zu entreißen suchten und in blutigen Fehden, welche die fremden Könige zu ihrem Vortheil unterstützten und ausbeuteten, gräßliches Elend, Noth

und Schmach über die ewige Stadt brachten. Die Orsini und Colonna, Roms stolzeste Söhne, hausten schlimmer als Gothen und Vandalen, und das Coliseum mußte auch ihnen als Feste und Warte dienen, worin sie sich verschanzten und die Campagna überschauten. Dann wurde es wieder still um diese wunderbare Ruine, an die jeder Sturm in der Weltgeschichte heranbrauste, ohne ihre Schönheit zu beeinträchtigen.

„Im vorigen Jahrhundert lebte ein großer apostolischer Missionär, der selige Leonardo von Porto Mauritio, Franziscanerordens. Der erwog in seinem von Christusliebe glühenden Herzen, es gezieme sich, daß diese Stätte, über welche Martyrerblut in Strömen geflossen war, eine heilige Weihe empfange. So viele Kirchen Roms waren über den Gräbern derjenigen Martyrer erbaut, deren Namen, Thaten und Leiden zur allgemeinen Kenntniß gekommen waren; aber die Armen, die Namenlosen, die Unbekannten, die hier ihre Seele in ihrem Glaubensbekenntniß aushauchten und deren Grab Niemand kennt als Gott: sie waren es wohl werth, daß das Leid, welches sie hier geduldet — hier auch mit dem göttlichen Leiden in Verbindung gebracht werde, welches allein ihre Kraft und Stärke war. Der heilige Vater Papst Benedict XIV. genehmigte die Bitte und den Vorschlag des seligen Leonardo. Es wurden jene kleinen Kapellen an der inneren Ringmauer errichtet, die so unscheinbar sind, daß sie den Charakter des Coliseums nicht stören, aber

ihm gleichsam eine christliche Seele geben. In jeder der vierzehn Kapellen ist ein Gemälde, welches einen Moment aus dem bitteren Leiden und Sterben des Herrn darstellt: seinen Kreuzweg; also für jeden Christen der Weg und der Wegweiser zum Himmel, daher sehr heilsam zu betrachten und im Herzen zu erwägen und deshalb eine der beliebtesten Andachtsübungen des christlichen Volkes. Sehen Sie, Signora, vor jedem Bilde wird Halt gemacht — Station gemacht, ist der kirchliche Ausdruck — werden einige kurze Gebete gebetet, die sich auf den Moment des heiligen Leidens beziehen und eine kleine Nutzanwendung auf uns selbst machen. So wandelt die Seele an den vierzehn Stationen vorüber, im Geist den Herrn begleitend, von seiner Verurtheilung bis zu seiner Grablegung, gekräftigt in ihrer Trübsal und zu ihren Kämpfen durch das leuchtende, rührende Vorbild ihres göttlichen Erlösers. Fiorino behauptet freilich, die stupiden Mönche mischten sich unnützer Weise in eine Menge von Dingen, die auch ohne sie zu Stande kommen würden; aber ich glaube nicht, daß die liebliche Kreuzwegandacht hier von selbst aus Sand und Steinen aufgeblüht wäre. Ein armer Mönch mußte kommen und sie aus seinem liebeflammenden Herzen hierher verpflanzen."

„Armseliger Spott," rief Florentin erbittert, „der meinen und Ihren gesunden Menschenverstand, Signora, nicht trifft. Aber das behaupte ich: ob diese

Andacht hier oder im Mond gehalten wird, das ist für das wahre Wohl der Menschheit durchaus gleichgültig und deshalb hätte dieser erbärmliche Mönch sie in seinem Herzen oder in seinem Kloster behalten dürfen."

„Wie denn überhaupt die beste Lebensäußerung der katholischen Kirche und die beste Kundgebung innigen Glaubens in Deinen Augen, Fiorino, die wäre — daß sie sich unsichtbar machten; nicht wahr?" sagte Lelio.

„Und ich bin der Ansicht," sagte Judith, „daß das wahre Wohl der Menschheit außerordentlich gefördert wird, wenn man ihr durch Andachtsübungen Trost und Kräftigung beibringen kann. Das ist ein edles, einfaches Mittel und es freut mich viel mehr, Fiorino, die Kreuzwegandacht im Coliseum gehalten zu wissen, als im Monde."

„Wenn Sie das Menschenwohl im stumpfen Dulden erblicken, Signora, so begreift sich Ihre Freude. Nur entadeln Sie den Menschen dadurch und berauben ihn seiner Würde," entgegnete Florentin.

„O nein!" rief Lelio; „der betende Mensch ist sich mehr als ein anderer seiner Würde bewußt: er spricht mit Gott, als ein Kind zum Vater."

„Lelio, ich bitte Dich, hör' auf mit Deinen Faseleien!" rief Florentin mit steigender Heftigkeit. „Es ist entsetzlich, einen vernünftigen Menschen — denn Du warst noch vor drei Monaten ein sehr vernünftiger

Mensch, von hellem Kopf und klarer Einsicht — in einer so traurigen Verwirrung seiner Begriffe zu sehen. Der Mensch ist ein aus ewigen Naturgesetzen hervorgehendes, in sich selbst abgeschlossenes, selbstständiges Individuum, das sich innerhalb der Schranken jener Gesetze frei bewegt. Er kann sich nicht unsterblich machen, kann nicht immer zwanzig Jahre alt bleiben, kann nicht auf einem anderen Planeten sich ansiedeln und was dergleichen Schranken mehr sind, welche eine Bedingung seines Daseins ausmachen. Aber in die Abhängigkeit von einem sogenannten höheren Wesen ihn bringen, zu einem unmündigen Kinde ihn machen wollen, das jenem Wesen gegenüber zu bitten, zu danken, zu wünschen, zu jammern hätte, um es sich geneigt zu machen — ja, das ist eben ein Märchen, womit man die Völker in den Tagen der Unwissenheit am Gängelbande führt. Ein solches höheres Wesen kann schon deshalb gar nicht für uns existiren, weil kein Zusammenhang zwischen ihm und uns besteht."

„Was wäre denn das Leben Deines Geistes und Deine unsterbliche Seele?" fragte Lelio.

„Der Geist ist ein Erzeugniß der Thätigkeit des Gehirns," erwiderte Florentin, „entwickelt sich mit dem Gehirn und stirbt mit ihm dahin. Das läßt sich beobachten von der Wiege bis zum Grabe, vom Kinde bis zur Leiche. Unsterbliche Seelen hat die Wissenschaft noch nicht entdeckt. Sie fallen mitsammt jenem höheren We-

sen, jenem außer- und überweltlichen Gott, in die Kategorie der Fabel. Spricht also ein Mensch zu diesem Wahngebilde, so macht er den Eindruck eines Fieberkranken, der seine Phantasien für Wahrheit hält. Wie kann da von der Würde des Menschen die Rede sein? Ein aufrichtiger Mensch, der nicht mit sich selbst und nicht für Andere geflissentlich Comödie spielt — was könnte der wohl in einer solchen betenden Situation sagen?"

„Vergib uns unsere Schuld," erwiderte Lelio ernst.

Florentin erbleichte und schwieg. Orest rief:

„Allons, Florentin, Antwort! Soll der römische Katholik das letzte Wort haben gegen Jung-Deutschlands freien Forscher?"

Madame Miranes aber, die eine grenzenlose Langeweile bei solchen Gesprächen empfand und gar nicht begriff, wie Judith ihnen stets mit Interesse folgen möge — benutzte den günstigen Augenblick und rief:

„Barmherzigkeit! wir werden hier auch zu Martyrern! wir erfrieren in diesen Steinmassen, denn die Sonne ist fast untergegangen und die feuchte Novemberluft ist so schädlich." —

Die Gesellschaft brach auf, durchwanderte noch die übrigen Gänge und Räume des Coliseums und stieg dann wieder in die Arena hinab. Die Kreuzwegandacht war zu Ende. Der selige Leonardo von Porto Mauricio hat nicht bloß die Errichtung der vierzehn Sta-

tionskapellchen im Colliseum bewerkstelligt, sondern auch eine Bruderschaft gegründet, welche die Verpflichtung übernahm und bis zur Stunde erfüllt, jeden Freitag daselbst die Anbetung des Gekreuzigten öffentlich zu verkünden. Ihr schließen sich gewöhnlich andere Andächtige an; und Einige von diesen knieten noch betend an verschiedenen Stationen. Auch zwei Kapuziner, von denen der eine einen Sack über die Schulter gehängt trug. Als Judith an ihnen vorüberging, stockte ihr Schritt unwillkürlich und Florentin rief laut genug, um von den Kapuzinern gehört zu werden:

„Der Auswurf der Menschheit: Tagediebe, Faullenzer, Bettler und Heuchler in einer Person!“

„Die Blüte des Christenthums und deshalb von den modernen Heiden gehaßt!“ rief Lelio ebenso laut.

Die Kapuziner befolgten den Rath, den ein alter ägyptischer Einsiedler einem Jüngling gab: sich gegen Lob und Tadel der Menschen wie eine Bildsäule zu verhalten. Judith sagte im Weitergehen:

„Fiorino, Sie machen es mir unmöglich, Sie hier in meiner Begleitung aufzunehmen. Solche rohe Aeußerungen will ich nicht hören — und um so weniger, als der eine Kapuziner ein Mann ist .... o ein unvergleichlicher Mann! Hast Du ihn nicht erkannt, liebe Mutter? Ernest war es!“

„Bestes Kind,“ entgegnete Madame Miranes,

„glaubst Du, Ernest werde hier auf seine eigene Hand lebende Bilder aufführen?"

„Ernest war es!" wiederholte Judith; „älter geworden, wie man eben wird in acht Jahren, verändert durch die Tracht.... aber er war es. Damals in Frankfurt," sagte sie zu Orest, „war ich seine Schülerin in der Malerei. Jetzt ist er Kapuziner und ich bin Opernsängerin! — welche Kluft! ich möchte ihn nicht wiedersehen."

„Bravissimo, Signora!" rief Florentin.

„Wenn Sie mich loben, Signor Fiorino," entgegnete sie kalt, „so fürchte ich Unrecht zu haben. Was sagt Graf Orestes?" wendete sie mit ihrem bezaubernden Lächeln zu diesem sich hin.

„Diesmal hat Florentin Recht," erwiderte Orest. „Die Kapuziner sind äußerst respectable Männer, ich kenne sie von meiner Heimath und Kindheit her und in ihrem Kloster am Main ist die Begräbnißgruft meiner Familie; aber mit Ihnen, Judith, und mit dem Leben haben sie nichts gemein." —

Sie fuhren nach dem Corso, wo Judith eine große, elegante Wohnung hatte. Dort angelangt, verabschiedete sich Orest, setzte sich auf sein Pferd, das im Hof des Palastes ihn erwartete, und ritt der Porta del popola und der Milvischen Brücke zu — denn auf der Straße sollte heute Abend Graf Damian mit Corona von Florenz nach Rom kommen.

Orest schien keine Eile zu haben, die Seinen wiederzusehen. Er ritt im Schritt, nichts weniger als heiter war sein Ausdruck und das schlanke Vollblutpferd fühlte mit Unbehagen und mit nervosem Unwillen die Verstimmung des Reiters an dessen unstäter Hand. Orest dachte bei sich selbst: O hätte ich eine Wünschelruthe! ich versetzte den Schwiegerpapa von dem ponte molle nach Windeck zurück! Corona allein — würde der Vernunft Gehör geben, aber er! aber er! Hyacinth ist freilich auch da.... als Moralprediger — aber als Prediger in der Wüste! auf einen Bruder hat man nicht Rücksicht zu nehmen, wenn es das Lebensglück gilt — und Hyacinth hat das zuerst bewiesen, als er, ganz gegen meinen Rath und meine Ansicht, geistlich wurde. Uriel will auch kommen — schreiben sie. So wäre dann die Familie ziemlich beisammen! allein Uriel macht auch Extravaganzen.... in seiner Art! drum ist mir Niemand lästig als der Papa. Schwiegervater, Pflegevater, Onkel und Vormund in einer Person — das gibt eine Respectsperson sonder Gleichen ab, wenn man auch längst der Vormundschaft entwachsen ist. — — Orest fühlte sich dem Grafen Damian gegenüber deshalb unfrei in seinen Projecten, weil er voraussah, daß derselbe sie ganz kalt und ohne die mindeste Berufung auf religiöse Grundsätze und einen übernatürlichen Standpunkt abfertigen werde. Seinen Brüdern war er entschlossen zu antworten, daß sie mit ihren excentrischen

und schwärmerischen Ideen nicht im Stande wären, die Herrschaft der großen Leidenschaften zu begreifen; allein dem Grafen Damian, der mit ihm, was den Egoismus betraf, ungefähr auf gleicher Stufe stand — dem scheute er sich, Rechenschaft ablegen zu sollen. Seine Hoffnung war Corona. O! seufzte er aus tiefster Brust, die Jagd nach dem ersehnten Glück ist etwas Verzehrendes! Wäre nicht Judith mein Ziel und erreichte ich es nicht bald — ich weiß nicht, ob ich noch lange die Folter des Lebens aushalten könnte. — — Unfern des ponte molle traf er die Reisenden, stieg zu ihnen in den Wagen und gab sein Pferd seinem Reitknecht.

Graf Damian war seinem Schwiegersohn nicht sehr gewogen; es trafen zwei selbstsüchtige Naturen auf einander, welche beide Rücksichten forderten, aber nicht nahmen, und welche beide geneigt waren, im Universum nur sich selbst und ihre Persönlichkeit zu sehen. Diese überwiegende Werthschätzung seiner Persönlichkeit hatte sich bei Graf Damian durch seine Liebe für Corona nur gesteigert, gleichsam ausgedehnt. Er zog seine Tochter in den Kreis seines Ichs hinein und verlangte, sie glücklich zu sehen, um ihr Glück zu genießen. Dahin ließ es aber Orest nicht kommen und so fühlte er sich beeinträchtigt in seinen so äußerst edlen Glücksansprüchen, die ihm um so rechtmäßiger erschienen, als sie ja nur das Glück der Tochter verlangten. Der Mensch hat immer allerhand Scheingründe, um seine Schwächen — und gerade sie! als Tu-

genden darzustellen; denn seine Schwächen — sind seine Schoßkinder! seine großen Fehler wäre er wohl meistens selbst gern los. — Eine gewisse Spannung zwischen dem Schwiegervater und Schwiegersohn ergab sich aus diesen Verhältnissen, und Corona, zwischen Beiden stehend, mußte noch gar die Vermittlerin abgeben und das Oel ihrer schonenden Milde über die bitteren Fluten der Gereiztheit und des Trotzes sänftigend ausgießen.

Hyacinth, der zur Vervollkommnung seiner theologischen Studien auf ein Jahr nach Rom gegangen war und dort im deutschen Priesterhause Santa Maria delle anime lebte, hatte für die Ankommenden ein Wohnung am spanischen Platz genommen und erwartete sie in derselben. Sie war sehr freundlich und empfing die müden Reisenden mit behaglichem Caminfeuer und Lampenlicht.

„Guter Hyacinth!" rief Graf Damian und rieb sich vergnügt die Hände, „bei Dir ist's warm und häuslich. Bisher war es recht frostig!"

„Du bist hier bei Dir und nicht bei mir, lieber Onkel!" entgegnete Hyacinth.

„Ich weiß! ich weiß!" rief der Graf. „Es war nur, um Dir zu sagen, daß Du Deine Sache vortrefflich gemacht hast."

Die Koffer wurden gebracht und die Zimmer vertheilt. Als der Graf in den Salon zurückkam, sagte er:

„Es ist aber ein Zimmer zu wenig, Hyacinth! Du hast wohl nicht auf Lili und ihre Bonne gerechnet. Wo Orest sein Unterkommen finden soll, weiß ich nicht.“

Orest saß am Kamin und Felicitas auf seinen Knien. Mit einem Anflug von Verlegenheit sagte er:

„Da diese Wohnung sehr hübsch ist und bequem liegt, so rieth ich Hyacinth zu ihrer Wahl. Eine Stallung für meine Pferde hat sie aber nicht, und da ich diese nicht einzig und allein der Obhut eines englischen Jockeys überlassen kann, der zwar excellent ist, doch kein anderes Wort spricht, als Yorkshire-Englisch: so hause ich mit ihnen im Hotel Meloni — ganz in der Nähe.“

„Unbequeme Einrichtung!“ brummte der Graf; „da muß immer ein Diener auf den Beinen sein, um mit Aufträgen, Anfragen ꝛc. ꝛc. hin und her zu laufen!“

Sein Mißmuth würde zugenommen haben, wenn er gewußt hätte, daß das Hotel Meloni mit nichten in der Nähe lag, sondern an der Piazza del popolo und durch die ganze lange Straße Condotti vom spanischen Platz getrennt. So hatte Orest es sich ausgedacht, um freier in seinen Bewegungen zu sein. Corona ahnte nichts Gutes aus dieser Einrichtung; Orest aber sagte:

„Du wirst für Dich und Lili gewiß mit dieser Wohnung zufrieden sein, Corona, denn davon abgesehen, daß sie eine angenehme und gesunde Lage hat, brauchst Du

nur die sogenannte spanische Treppe hinauf zu steigen, so bist Du auf der herrlichen Promenade des Monte Pincio und stehst zugleich vor der Kirche Trinità dei Monti, welche den Damen vom Sacré-Coeur gehört."

„Das ist gut!" sagte sie, „das werden wir benutzen, das brauchen wir."

Es war etwas so Eisiges in Orest's Ton und Benehmen, daß sich ihr Herz erschauernd zusammenzog und daß sie, als ob ihre Seele prophetisch gewesen wäre, zu sich selbst sprach: Hier werd' ich recht den Kreuzweg zu gehen haben! Geheimnißvolles Vermögen des inneren Menschen, daß er zuweilen am Vorabend schwerer Geschicke oder auf dem Wendepunkt seines Schicksals Andeutungen vernimmt, die vielleicht sein Schutzengel zur Warnung oder zur Vorbereitung ihm gibt! Hyacinth fragte viel nach Uriel und nach Onkel Levin und mußte viel von Rom erzählen und von Allem, was man hier zu thun und zu sehen habe. Orest war einsylbig und fragte wenig. Noch weniger fragte man ihn, was er getrieben, wie und mit wem er am Genfersee und in Genua gelebt habe. Die Leidenschaft ist eine Mauer, welche den Menschen umgibt, vereinzelt, und Allem unzugänglich macht, was nicht sie ist. Er fühlte sich elend zwischen Denen, welche seinem Herzen die Nächsten — und dessen Glück und Freude hätten sein sollen; ein Fremdling am häuslichen Heerd, ohne Sympathie für das reine, friedliche und doch so reichhaltige Leben,

welches ihn umblühte. Er langweilte sich bei diesen Gesprächen, bei diesen Fragen nach Personen und Dingen, die ihm, durch die fürchterliche Kälte, welche die Leidenschaft für Alles äußert, was ihren Gegenstand nicht betrifft, tief gleichgültig waren.

Die Leidenschaft ist etwas Entsetzliches und doch verwechselt die Welt sie häufig mit der Liebe! Leidenschaft ist der von Gott ab- und der Creatur zugewendete Hunger des Herzens, ein unstillbarer, nagender, wüthender Hunger, der, ähnlich dem physischen, den Menschen so entmenscht, daß er ihn fähig macht, wenn er den höchsten Grad erreicht hat, den Nächsten zu schlachten, den Bruder zu morden und von dessen Fleisch und Blut das Leben zu fristen. Dasselbe thut in der sittlichen Welt die Leidenschaft; sie verlangt ihre Befriedigung, ohne zu achten auf die Thränen, auf das Herzeleid, auf den Jammer, welche sie Denen bereitet, die ihr im Wege stehen und die sie gleichgültig beseitigt; ohne zu achten der Schmach, der Entwürdigung, der Entmenschung, welche ein solches Verfahren nach sich zieht. Sie ist eine Feuersbrunst: auf einem Punkt wilde, zügellose, gierige Flammen und rings umher Verwüstung und Elend, Klage und Trauer und zerstörtes Glück. Sie ist die vollkommenste Blüte des Egoismus; sie isolirt den Menschen in seinem Ich — gegenüber der wundervollen Gemeinschaft der Liebe, die Gott gewollt und angeordnet hat, indem er den Seelen sein Ebenbild gab. Gott ist die Liebe: darum liebt die

Seele; darum ist Liebe — ihr Leben, ihr Wesen, ihr Zusammenhang mit Gott und durch ihn mit aller Creatur, folglich ist sie der Leidenschaft geradezu entgegengesetzt. Die göttliche Liebe befriedigt in übernatürlicher Weise den Hunger des Herzens, das ein übernatürliches Ideal von Glück in sich trägt. Die göttliche Liebe entzündet in übernatürlicher Weise die Flamme des Herzens, das sich sehnt zu verlodern im heiligen Feuer des Opfers. Die göttliche Liebe entfaltet in übernatürlicher Weise die Kräfte und Neigungen des Herzens zu einer solchen Blüte, daß ein Paradies von Tugenden darin aufgeht. Und das ist nun das wunderbare Geheimniß, daß der von der Erbsünde angehauchte und von der eigenen Sünde befleckte Mensch dennoch aus freier Wahl der übernatürlichen Liebe sich zuwenden kann. Das Ur-Geheimniß von der Freiheit der Liebe, die im Paradiese an egoistische Leidenschaft sich gefangen gab, wird jedem Menschen zur Lösung vorgelegt. Um es richtig zu lösen — dazu hat der Mensch seinen Willen, der, wenn's ein guter Wille ist, von der göttlichen Gnade unterstützt wird. Nicht Jeder löst es bei dem ersten Versuch zu seinem Heil. Auf einen Hyacinth, dem es gelang, von der Wiege an in dem leidenschaftslosen Frieden einer übernatürlichen Liebe zu wandeln — kommt mancher, ach mancher Uriel, der eine Welt braucht mit ihren Bitterkeiten und Schmerzen, ihren Erfahrungen und Enttäuschungen, ihren Kämpfen und Stürmen, um sich zu

besinnen auf das verlorene Gut der übernatürlichen Liebe, das den Hunger seines Herzens stillen kann. Und auf einen Uriel kommen viele, ach viele Orests, die es vergessen haben, daß die Liebe in der Leidenschaft ihnen verloren ging und daß es, um den Hunger des Herzens zu stillen, etwas Anderes gibt, als die Speise im Trog der Thiere.

Während Corona dachte, jetzt beginne ihr Kreuzweg, dachte Orest, jetzt sei der Augenblick gekommen, der durch einen kühnen Schritt seinem Leben eine glückliche Wendung geben könne. Als die Familie auseinander ging, war es noch nicht zu spät, um zu Judith zu eilen, die bis Mitternacht Menschen bei sich aus- und eingehen ließ. Es waren an diesem Abend ihrer so viele, daß er sich unmuthig in das letzte Zimmer zurückzog, wo er um Niemand sich zu kümmern brauchte und ziemlich gedankenlos ein Album durchblätterte. Nach einiger Zeit gesellte sich Florentin zu ihm und fragte:

„Weißt Du, daß Hyacinth hier ist?"

„Gewiß! längst! er studirt hier schon seit einem halben Jahr."

„Und was sagt er dazu, Dich in dieser Gesellschaft in Rom zu treffen?"

„Da er nicht Deine Insolenz hat, so schweigt er."

„O," sagte Florentin, „Du und ich, wir sind Seelenbrüder — Du kannst mir sagen, was Du willst — ich nehme Dir nichts übel — und um so weniger, als ich

Dich aufrichtig bedaure, denn Du verlierst bei der stolzen Judith Deine Zeit und Deine Mühe."

„Wer gibt Dir das Recht, in diesem Ton zu mir zu sprechen?" fuhr Orest mit brausendem Zorn auf.

„Unsere alte Freundschaft, unsere gemeinsame Kindheit und erste Jugend, unsere frühere Vertraulichkeit. Wir hatten ja nie Geheimnisse vor einander. Freilich ist diese Vertraulichkeit geschwunden, seitdem Du mich bei Judith gefunden hast...." —

„Sage lieber, seitdem Du auf politischem Gebiet einen Weg betreten hast, den ich verabscheue und der mir jeden Gedanken an Vertraulichkeit in der Brust erstickt," unterbrach ihn Orest.

„O nein!" erwiderte Florentin; „damals in London lag es nur an mir, unsere alte Vertraulichkeit wieder anzuknüpfen. Doch waren meine Verhältnisse damals so, daß ich nicht Lust dazu hatte."

„Und jetzt hab' ich keine Lust dazu!" sagte Orest abbrechend; denn es war ihm in der That äußerst unangenehm, gerade Florentin in Judith's nächster Umgebung sehen zu müssen; theils weil er ihn zu genau kannte, um Florentins Umgang für irgend ein weibliches Wesen wünschenswerth zu finden; theils weil er sich durch Florentin jeden Augenblick an Windeck und an seine Familie erinnert fühlte. Die gemeinste aller Eigenschaften, der Neid, sprach dann auch noch ganz leise

sein Wörtchen mit: Florentin war immer in Judiths Gesellschaft und er — so selten.

„Ich beklage Dich unaussprechlich!“ fuhr Florentin mit einem Ton fort, der keine Spur von Theilnahme durchklingen ließ. „Zwiefache Fesseln zu tragen — hier am Herzen, dort an der Hand: das muß mehr sein, als ein Mensch aushalten kann.“

„Darin hast Du Recht,“ sagte Orest dumpf; „aber warum sprichst Du so?“

„Um Dich zu fragen, weshalb Du nicht die eine Fessel sprengst und dann der anderen ungehindert folgst?“

Orest entsetzte sich, seine geheimsten Absichten von Florentin errathen zu sehen — und schwieg.

„Sieh!“ fuhr dieser fort, „Du bist nicht umsonst nach Rom gekommen. Bei der römischen Curie ist mit Geld — Alles möglich und dann auch wieder unmöglich zu machen. Laß Deine Ehe für null und nichtig erklären, so bist Du frei. Wie das zu bewerkstelligen ist, weiß ich natürlich nicht; aber möglich ist's! versteht sich für Geld. Du weißt, wie ich von jeher über die Ehe gedacht habe, daß sie nämlich nicht als ein äußerer Zwang, sobald die Weihe der Herzenszustimmung fehlt, haltbar sei. Ich wünsche sehr, daß Du meinen Grundsatz in Ausübung bringen mögest. Als ich heute zufällig an Hyacinth vorüberstreifte, schlug mein Haß gegen diese Vertreter der Finsterniß ein Mal wieder in hellen Flammen auf. In der politischen Welt ist in diesem Augen-

blick nichts zu machen gegen das Nachtenlengeschlecht. Thatlos muß man dasitzen und zusehen, wie sie Einfluß gewinnen und Herrschaft an sich reißen. Da nahm ich mir vor, mit erneutem Eifer auf jedem Gebiet sie zu bekämpfen, wo ich ihre Gesetze finden würde. Und wo findet das mehr statt und wo sprechen sie der menschlichen Freiheit mehr Hohn, als in der Ehe. Das Wörtchen „muß" sollte eigentlich gar nicht existiren im Wörterbuch der civilisirten Menschheit. In Verbindung gesetzt mit der Herzensneigung, ist es ein Widersinn; denn die Neigung hängt nicht von uns ab, ist durchaus unwillkürlich und schaudert heimlich vor der Vorstellung zurück, gerade nur diese eine Frau, diesen einen Mann bis zum letzten Athemzug ausschließlich lieben zu müssen."

„Und doch gibt es ein „muß" in der Liebe!" sagte Orest. „Man ist nicht darauf ausgegangen, diese oder jene Person zu lieben; allein sie besitzt den Zauber — und man muß sie lieben. Von der Cleopatra wird erzählt, sie habe einen orientalischen Talisman besessen, der die Wirkung hatte, daß man sie lieben mußte und nie vergessen konnte."

„Dieses „Muß" ist ein anderes!" rief Florentin; „es entspringt aus einer inneren Nöthigung, aber nicht aus einem äußeren Zwang."

So redeten sie sich immer tiefer in die Verkehrtheit hinein, ohne zu bedenken, daß allerdings das Erwachen einer Neigung unwillkürlich — hingegen ganz dem Wil-

len anheim gegeben ist, ihr zu folgen oder ihr zu widerstehen — und daß der Widerstand deshalb so selten mit aller Kraft erfolgt, weil die Neigung den Gelüsten der verderbten Natur schmeichelt. Florentin verfolgte seine Theorie, Orest seine Wünsche; und obgleich Orest sonst bei jeder Gelegenheit Florentins Ansichten mit Spott und Geringschätzung abfertigte und seine Theorien zuweilen lächerlich und immer unhaltbar fand, so hörte er ihm doch jetzt mit Wohlgefallen zu, weil Florentin im Sinn seiner Leidenschaft sprach und seinen Gedanken Worte lieh. Endlich wurde es still im Salon; die Stimmen verhallten, die Thüren öffneten und schlossen sich; Orest stand auf und sagte zu Florentin:

„Heute Abend ist mein Schwiegervater gekommen.... mit Corona.“

„Und Du bist hier!“ rief Florentin staunend.

„Ja, ich habe noch mit Judith zu sprechen.“

Da trat sie ein und sagte:

„Hier ist sie! was wünscht Graf Orestes? Ach, ich bin recht froh, noch ein Paar stille Augenblicke mit Ihnen zu sprechen. Man wird so betäubt von all dem leeren sinnlosen Gerede, daß der Kopf schmerzt und schwindelt.“

„Auch der Ruhm hat seine Bürden,“ sagte Florentin, „und die Lorbeerkränze, die, von Tausenden gesucht und nicht errungen, Ihre schöne Stirne krönen, sind Ihnen zur Last. Sie sollten fortan nur Rosenkronen tragen, Signora.“

„Als ob die Rosen keine Dornen hätten!" sagte Judith schwermüthig lächelnd und nickte ihm freundlich zu, als er das Zimmer verließ. Dann sprach sie:

„Nun, Graf Orestes, was haben Sie mir zu sagen? Sie sehen bewegt aus. Ist's Leid, ist's Freude?"

Sie behandelte ihn ganz anders, als an jenem Abend in der Villa Diodati; traulicher, inniger und doch mit edler Zurückhaltung. Sie wollte eben Gräfin Windeck werden und glaubte seiner sicher genug zu sein, um nicht mehr nöthig zu haben, ihn durch den Wechsel von Abstoßen und Anziehen zu fesseln. Orest schöpfte tief Athem und sagte:

„Judith, ich muß mit Ihnen über die Zukunft reden — die Ihre und die meine. Bleiben Sie bei Ihrem Wort: Alles für Alles?"

„Ich bleibe dabei."

„Werden Sie mir angehören, wenn ich in voller Freiheit um das Glück werbe, Sie zu besitzen?"

„Als Gräfin Windeck — ja!"

„Werden Sie nicht zurückschrecken vor Kämpfen, Stürmen, Widerwärtigkeiten, Quälereien, peinlichen Auftritten ...."

„Aber warum das Alles!" unterbrach sie ihn.

„Weil meine Ehe gelöst werden muß und weil meine Frau jetzt hier ist."

„Sein Sie unbesorgt," entgegnete sie lächelnd; „ich habe Muth und Beharrlichkeit, wenn das Ziel es werth

ist. Ich erschrecke nicht vor Unannehmlichkeiten und Hindernisse zu überwinden ist ein Sporn des Willens. Ich will auch einmal glücklich sein! ich will nicht umsonst gelebt haben! ich bin dieser Existenz hinter Schminke und Lampen und unter stupidem Beifallsgetöse satt und übersatt! ich habe sie nicht zu meinem Vergnügen gewählt, bin nicht für sie erzogen worden, habe nur durch sie Kindespflicht erfüllen wollen und habe nie — aber auch nie! eine wahre Befriedigung in ihr gefunden. Die Eitelkeit feierte ihre Triumphe; die Huldigungen, die mich in Wolken von Weihrauch hüllten, gaben mir zuweilen eine süße Berauschung; allein es war und blieb — ein Rausch und er ließ eine Leere zurück, die mein Herz tief und immer tiefer durchgräbt und meine Sehnsucht nach Glück mehr und mehr steigert. Und fragen Sie mich, Orest: Was ist das — Dein Glück? so antworte ich Ihnen: Es ist der ruhige und ungestörte Besitz eines treuen Herzens. Ihres Herzens, Orest! Sie sind treu! Sie zwingen mich, diese Zuversicht zu Ihnen zu fassen. Wer Jahre lang so um Liebe geworben hat, wie Sie — und jetzt so bereit ist, Alles wegzuwerfen, was sie vom Ziel zurückhält, der ist nicht flatterhaft, nicht leichtsinnig, nicht schwankend. Der ist treuer Liebe fähig und die findet immer Gegenliebe."

Nie hatte Judith so zu Orest gesprochen; aber sie erkannte, der Augenblick sei nun da, der über ihre Zukunft entscheide und Orest müsse, nicht bloß von seiner,

sondern auch von ihrer Liebe getrieben, seine Ketten brechen. Als er zu ihren Füßen niedersank und keine Worte fand, um die Wonne auszusprechen, die ihn überströmte, sagte sie zärtlich:

„Stehen Sie auf, Orest! ich müßte Ihnen zu Füßen fallen und Sie um Vergebung bitten, daß ich so lange Sie gequält und in Ungewißheit gehalten — daß ich scheinbar ein kokettes Spiel mit Ihnen getrieben habe. Allein jetzt bin ich vor Ihnen gerechtfertigt, nicht wahr? und Sie selbst werden diese Prüfung, die Ihnen oft weh gethan hat, jetzt billigen, nicht wahr? Ueberdas," setzte sie lächelnd hinzu, „ist es besser, die allgemeine Regel inne zu halten, daß die Herren den Damen zu Füßen liegen. Weicht man von ihr ab, kommt selten ein glückliches Verhältniß dabei heraus."

Unwillkührlich tauchte jener Moment in seinem Gedächtniß auf, als Corona mit der Liebe der Engel vor ihm gekniet und ihn gebeten hatte, seine Seele zu retten. Diese Erinnerung kam zu höchst ungelegener Zeit, denn Orest war längst über den Punkt hinweg, wo noch ein Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen geführt wird und wo folglich eine heilsame Erinnerung die gute Sache kräftigen kann. Jetzt störte sie ihn nur und er rief:

„Wie sehr verstehen Sie sich auf weibliche Würde und auf die richtige Behandlung des männlichen Charakters! Sie sind geschaffen, um angebetet zu werden und deshalb ist es mir eine quälende Vorstellung, Sie

durch meine unglücklichen Verhältnisse in eine Menge von Verdrießlichkeiten zu stürzen."

„Was steht mir denn eigentlich bevor?" fragte sie.

„Nun, zuerst und auf jeden Fall müssen Sie sich taufen lassen, arme Judith. Dem höchsten Wesen, das von uns verehrt wird, ist es selbstverständlich äußerst gleichgültig, in welcher Religionsform der Mensch diese Verehrung kund gibt. Da aber in Europa die christliche so vorherrschend ist, daß sich die bürgerliche Gesetzgebung großentheils auf dem Boden ihrer Gesetze entfaltet hat: so sind gewisse Bedingungen für gewisse Verhältnisse unumgänglich zu erfüllen, um diese giltig zu machen; und dazu gehört, daß die Ehe von Christen eingegangen werde."

„Orest!" sagte Judith finster, „es ist mir in meinem Leben noch kein Christ vorgekommen, der besser, edler, reiner gewesen wäre, als ein Jude. Ich nehme Ernest aus. Muß ich also eine christliche Religionsform annehmen: so wünsche ich, daß es die katholische sei, denn er war Katholik."

„Das muß sich nach den Umständen richten, theure Judith. Die katholische könnte uns Verlegenheit bereiten. Es wird sich herausstellen, was Sie zu wählen haben: ohne Taufe geht es nicht!"

„Wohlan, Orest! Sie bringen Ihre Opfer und ich werde das meine bringen. Aber es ruft in mir eine fürchterliche Erinnerung wach. Ich hatte eine ältere

Schwester, ein so schönes, liebenswürdiges, talentreiches, gutes und kluges Mädchen, daß sie ihren königlichen Namen Esther zu tragen verdiente. Es war in Paris und ich damals noch zu jung, um in die Welt zu gehen. Ein junger Mann aus einer vornehmen Familie faßte eine heftige Neigung zu ihr, die sie leider! erwiderte. Da er von seiner Verbindung mit ihr sprach, so erklärte er, es könne nicht mit einer Jüdin geschehen und sie müsse sich taufen lassen und Christin werden. Esther und meine Eltern willigten ein. Esther wurde Christin; aber die Ehe fand nicht statt! ich habe nie dies traurige Geheimniß ergründet; aber ich weiß, daß der Christ sich von Esther zurückzog, sich auf eine diplomatische Mission begab und daß Esther am gebrochenen Herzen starb, während einige Herren und Damen dann und wann bei ihr erschienen, welche sich um ihre Taufe und um den Unterricht, der dabei statt finden mußte, bekümmert hatten — und welche ihr immer die Bibel empfahlen. Die müsse sie lesen und glauben müsse sie, daß sie durch den Tod Christi vor Gott gerechtfertigt sei. Und wenn die arme Esther versicherte: das glaube sie sehr gern und von ganzem Herzen; aber sie sterbe vor Gram und ein Buch könne sie nicht trösten, nicht beruhigen; so gab man ihr zur Antwort, dann fehle ihr der rechte Glaube und sie möge nur Sonntags in die Predigt gehen. Sie that's einige Mal; aber sie kam stets traurig zurück und sagte mir zuweilen: „Ach, Judith! das

ist keine Religion für ein schwaches leidendes Menschenherz! da ist kein Stab, um es zu stützen, da ist keine Kraft, die ihm überwinden hilft, da ist kein Balsam, der seine Wunden heilt!" Nun, sie grämte sich zu Tode, die arme, geliebte Esther! bei neunzehn Jahren sank sie in's Grab — ganz das, was die Dichter nennen: eine geknickte Rose. Mir aber hat ihr Schicksal etwas Hartes gegeben, Eisen um's Herz. Ich trat nach zwei Jahren in die Welt ein, mit Haß und Groll gegen eine Welt, in welcher für ein Wesen wie Esther kein Platz war; mit Haß und Groll gegen die Christen, von denen Einer ihren Tod auf dem Gewissen — und Keiner sie getröstet hatte. Was sind das für Diener und Lehrer einer Religion, die damit trösten wollen, daß sie sprechen: Lies die Bibel! Sei sie geschrieben von Gott und seinen Heiligen — ich will's glauben! aber jeder Leser macht die Deutung, die Anwendung nach dem Maß seines Geistes und trägt folglich seine Leidenschaften, seine Neigungen, ja sein ganzes Ich in deren Verständniß hinein; und was hat er dann gewonnen? Vielleicht die Wahrheiten, die er eben finden will. Aber ist das die Wahrheit, welche die Offenbarung verkündet? Ach, es wäre mir entsetzlich, wenn ich protestantisch werden müßte, jetzt, da die Erinnerung an Esther mir so lebendig geworden ist! Ach, Orest, dies ist eine schlimme Vorbedeutung! Auch ich werde unglücklich werden und trostlos dahin schmachten."

Thränen standen in Judiths Augen und die tiefste Bewegung malte sich in ihren Zügen. So gewaltig war die Erschütterung, die ihr junges Herz durch das Schicksal der Schwester erfahren hatte, daß sie noch jetzt, nach mehr als zehn Jahren in die schmerzlichste Aufregung gerieth. Orest aber, der nie eine Thräne in ihren diamantenen Augen gesehen hatte, war davon so ergriffen, daß er es sich als eine Grausamkeit vorwarf, diesen edlen Charakter, dies große schöne Herz mit den Formalitäten der christlichen Religion belästigen zu müssen. Er rief:

„O Judith, ist Ihre Abneigung gegen den Protestantismus so groß, daß Sie davon traurig werden, so lassen Sie sich katholisch taufen! aber hüten Sie sich, Ihre Ansichten und Ihre Handlungsweise von irgend einem Priester abhängig zu machen! Verbannen Sie alle schwermüthige Furcht und fassen Sie das Vertrauen zu mir, daß ich für Ihr dauerndes Glück einstehe. Wenn Sie an mir zweifeln, woher soll mir die Kraft kommen, das Meer von Hindernissen zu durchschwimmen, welches sich vor mir ausdehnt. Lächeln Sie, Judith! lächle, Du schwarzes Sonnenauge, ich bedarf Deines Lichtes.“

Er kniete vor ihr und nahm ihre Rechte in seine Hände. Sie legte die Linke leicht und leise auf sein Haupt und sagte lächelnd und lieblich:

„Welche Thorheit von mir! auf diesen bösen Kopf setz' ich all mein Glück.“

Stille Dornen.

Corona's erster Ausgang am anderen Morgen war die spanische Treppe hinauf zur Messe in der Kirche Trinità del Monte. Mehr denn je fühlte sie sich machtlos ihren Verhältnissen gegenüber und gedrückt durch die Verstimmung zwischen ihrem Vater und ihrem Mann, die hier auf's Peinlichste zum Vorschein kommen mußte, wo beide auf längere Zeit und durch die Fremde mehr als sonst an einander gewiesen, zusammen leben mußten. Und was konnte sie thun, um die beständige Reibung zu verhüten? sich aufreiben lassen; sonst nichts. Sie bat Gott um Kraft zum vollkommenen Opfer und um himmlische Klugheit, um in jedem Augenblick das Richtige zu erkennen, zu sagen, zu thun. Als sie nach beendeter Messe die Kirche verließ, fand sie draußen Orest, der vor derselben auf und nieder ging und sagte:

„Ich war schon bei Dir und erfuhr von Justine, daß Du hieher gegangen wärest. Komm' nun, ich bitte Dich, mit mir in's Hotel Meloni, in meine Wohnung.

Ich habe an Justine gesagt, Du würdest bei mir frühstücken. Lili schlief noch."

Er gab ihr den Arm und sie gingen den Monte Pincio entlang und dann die prächtigen Rampen hinunter zur Piazza del Popolo, an welchem das Hotel Meloni liegt. Sie sprachen von der Peterskirche, die sich dem Monte Pincio gegenüber in gigantischer Großartigkeit erhebt — ein Felsendom, die ewige Stadt so weit überragend, wie diese alle Städte der Welt — und wenn sie ihre Einwohner nach Millionen zählen — an Großartigkeit weit überragt; ein Felsendom, sinnbildend den Felsen Petri, in dem die Kirche Christi, göttlicher Verheißung gemäß, unerschütterlich wider die Pforten der Hölle gegründet ist. Von An- und Aussichten, von Palästen, Kirchen und Ruinen sprachen Orest und Corona so gleichgültig, als ob sie nicht zwei Monate getrennt gewesen wären. Aber hinter dem gleichgültigen Ton klopften unruhige Herzen, und Orest war in so fiebernder Aufregung, daß er kaum sein Zimmer betrat, als er sich auf ein Sopha fallen ließ und sagte:

„Corona, Du mußt mich retten!"

Sie legte ihre Hände wie zum Gebet vor der Brust zusammen und sagte innig:

„Gott wolle mir diese Gnade geben."

„Ja, Du mußt mich retten, Corona!" fuhr Orest fort; „Du kannst, Du wirst es! meine ganze Hoffnung ruhet auf Dir. Sage, daß Du es auch willst!"

„Lieber Orest," erwiderte sie traurig, „hättest Du nur die leiseste Ahnung von den Sorgen, die ich um Dich trage, so würdest Du mich nicht fragen, ob ich Dich retten wolle. Ueberdas ist es ja meine Pflicht, Alles für Dich zu thun, so weit meine Kräfte reichen. Also sprich! ich sehe ja, daß Du leidest."

„Ich werde Dir wehe thun!" rief er in äußerster Aufregung, und ging heftig im Zimmer hin und her.

„O daran bin ich gewöhnt," antwortete sie ruhig, wie Jemand, der nicht den geringsten Anspruch an eine andere Behandlung hat. Sprich' nur ohne Scheu."

„Wohlan, Corona!" sagte Orest, indem er vor ihr stehen blieb, „sei barmherzig und gib mir meine Freiheit."

Sie schlug erstaunt die Augen zu ihm auf und fragte:

„Hab' ich je versucht, Deine Freiheit zu beschränken?"

„Nein, nein! in Kleinigkeiten nie! aber meine Freiheit ist im Ganzen verloren, weil Du meine Frau bist."

Corona legte mit einem Ausdruck von still em namenlosem Schmerz die Hand über ihre Augen und sagte:

„Nur ein Paar Jahre noch, lieber Orest, und ich denke — dann bist Du frei."

„Ach, nur nicht solche unsinnige Todesgedanken!

davon ist keine Rede! Du sollst ja nicht sterben, sondern nur meine Freiheit mir geben."

„Und was verstehst Du darunter?" fragte sie.

„Daß unsere Ehe für ungültig erklärt werde, indem Du erklärst, Du seiest zu derselben gezwungen worden. Ich habe mir sagen lassen, auf den nachweislichen Grund des Zwanges hin könne eine Ungültigkeitserklärung bewirkt werden, so daß beide Theile zu ihrer vollkommenen ungeschmälerten Freiheit gelangen und eine andere Ehe eingehen dürfen. Da nun wirklich eine Art von Zwang bei Dir statt gefunden hat, so mache davon Gebrauch zu meinen Gunsten und gönne mir das Glück — eine Frau glücklich zu machen, die ich seit Jahren grenzenlos liebe und die viel zu edel ist, um eine Liebe zu erwidern, welche ihre weibliche Würde auch nur durch einen Hauch verletzte. Ich gehe zu Grunde bei diesem Verhältniß und Du bist auch nicht glücklich; fasse also einen großmüthigen Entschluß — und drei Menschen richten sich auf von einem vernichtenden Druck."

„Lieber Orest," entgegnete Corona ruhig, „auf diesen Vorschlag war ich freilich nicht gefaßt; aber mein Entschluß ist dennoch reif. Zu Deiner Rettung biete ich mit Freuden die Hand — bis zum höchsten Opfer. Aber nicht zu Deiner Entwürdigung."

„Und so willst Du an mir haften als der Fluch meines Lebens!" rief er knirschend.

„Ich will, was Gott will: bis zum Ende die

Fessel tragen, die Er geheiligt und unauflöslich gemacht hat."

„Ich sage Dir aber, daß die Ehe freilich nicht aufgelöst, allein für null und nichtig erklärt werden kann. Da die Kirche das thut, deren Autorität Dir ja über Alles geht, so wirst Du ihr Recht dazu und die Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens nicht in Abrede stellen."

„Durchaus nicht!" entgegnete Corona mit unerschütterlicher Ruhe. „Die menschliche Verkehrtheit und Bosheit ist so groß, daß es der uralten Schlange möglich wird, in jedes Verhältniß ihr Gift zu spritzen, und da mag es denn wohl zu trostlosen Zuständen kommen, welche eine ausnahmsweise Behandlung erfordern. Ein solcher Fall liegt aber bei uns durchaus nicht vor. Daß sich in der Ehe der eine Theil durch traurige Verblendung einer verbotenen Liebe hingibt, ist leider, ach leider! in unserer Zeit und unserer Welt nicht so selten, um die Kirche zu veranlassen, jenes Mittel, das auf ganz unheilbare Zustände berechnet ist, auf heilbare anzuwenden."

„O wollte man doch weniger von dieser Heilbarkeit faseln," rief Orest, „und mehr jenes Mittel anwenden! es würde dadurch viel Skandal vermieden und viel menschliche Schwäche von dem Brandmal der Treulosigkeit befreit bleiben, die sich auch in das edelste Herz einschleichen kann."

„Und der Mensch den Gelüsten der gefallenen Natur

preisgegeben werden, gegen welche das edle Herz sich bis auf's Blut vertheidigt, wenn es so unglücklich gewesen sein sollte, ihnen irgendwie Gehör zu geben," sagte Corona. „Nein, Orest! jede Schwäche, jeder Fehltritt, jede Versündigung, jede Wunde an der Menschenseele ist heilbar. Daran darf man nicht zweifeln; man muß nur Geduld haben, wie Gott mit uns Geduld hat. Noch in der eilften Stunde kann Reue erwachen und zur Umkehr vom bösen Wege mahnen und drängen; kann der Pflichtvergessene sich besinnen, auf seine Pflicht und in ihren Kreis zurücktreten und den Kummer gut machen wollen, den er auf Weib und Kind gehäuft hat. Ist dann die Brücke hinter ihm abgebrochen, gähnt dann eine unausfüllbare Kluft zwischen ihm und seiner Vergangenheit, ist er neue Verpflichtungen eingegangen, die ihm eben so lästig werden, wie die alten — weil es Verpflichtungen sind, die auf der verderbten Natur drücken und drücken *sollen*: so schleppt er den Stachel in der Todeswunde mit sich umher, ungesühnt, ungebüßt. Nein, Orest, wir wollen Gott danken, daß die heilige Kirche von göttlicher Weisheit erleuchtet und geführt, ihr letztes Mittel nur in ganz seltenen Fällen anwendet und statt dessen den einen Theil zu Liebe, Geduld und Gebet — den anderen zu Reue und Buße auffordert."

„Es muß charmant sein für einen Flüchtling vom häuslichen Heerde, sich wieder bei demselben einzufinden

als Büßer und sich dessen Asche auf's Haupt streuen zu lassen."

„Lieber Orest," entgegnete Corona mit himmlischer Liebe in Blick und Ton, „ein solcher Flüchtling würde aufgenommen werden, wie der göttliche Heiland den Petrus nach seiner Verleugnung aufnahm: Er vertraut ihm die Leitung seiner Heerde an; und wie der Vater den verlorenen Sohn empfing: er eilt ihm entgegen und richtet ein Festmahl für ihn an."

„Ach, Krönchen!" rief Orest, „könnt' ich Dich nur lieben! Du bist wirklich ein seelengutes Geschöpf, zu gut für mich. Darum hab' ich ja das Vertrauen zu Dir, daß Du mir ein Opfer bringen werdest" ... —

„Du verlangst Unmögliches!" unterbrach sie ihn mit großer Bestimmtheit. „Mich selbst, mein Kind, Dich, meinen Vater, Alles was mir theuer ist, kann ich zum Opfer bringen, wenn der anbetungswürdige Wille Gottes es verlangt. Aber Dich Deiner Leidenschaft zum Opfer bringen, wenn der Satan es verlangt — nein, Orest, das kann ich nicht, denn ich will es nicht. Ich kann es nicht! ich kann nicht lügen! es hat nicht der leiseste Zwang statt gefunden bei meiner Verheirathung."

„Hättest Du mich gewählt, wenn der Vater nicht unsere Verbindung angeordnet hätte?" fragte er.

„Als ich Dich heirathete," erwiderte sie, „war ich zu jung, um je vorher an die Ehe oder die Wahl eines

Gatten gedacht zu haben. Nach meiner Verheirathung hab' ich nie gedacht, daß ich anders hätte wählen können."

„Es ist doch gewiß, daß der Vater die Sache abmachte, ohne uns so recht zu fragen. Er kündigte sie an und erwartete Gehorsam."

„Ja, das ist so seine Art. Aber wir haben an Regina und Hyacinth das Beispiel vor Augen, daß sie ihm nicht gehorchten, wenn die Stimme Gottes anders zu ihnen sprach, als die Stimme des Vaters — und daß er es sich gefallen ließ. Du und ich, wir hätten beide es machen können wie unsere Geschwister. Wir thaten es nicht. Wir gaben freiwillig unsere Zustimmung."

„Der Wunsch, den ein geliebter Vater mit der größten Zuversicht ausspricht, ist auch ein Zwang, ein moralischer, für ein gutes Kind."

„Wenn Du Gehorsam aus Liebe — Zwang nennen willst, lieber Orest! Aber ein solcher ist gewiß nicht darunter verstanden, wenn auf d e n Grund hin eine Ehe ungültig erklärt werden soll. Aus Rücksicht für den Wunsch der Eltern werden gewiß sehr viele Ehen geschlossen, welche glücklicher sind als jene, die von blinder Neigung geschlossen werden. Ja, wenn ich ebenso sicher wüßte, daß Du in einer anderen Ehe Dein geträumtes Glück fändest, als ich jetzt weiß, daß Du es nicht finden wirst, so könnte ich es Dir doch nimmermehr verschaffen um den Preis einer Lüge."

„Entsetzliches Schicksal!“ rief Orest und warf sich in trostloser Aufregung in einen Lehnstuhl. „Wodurch hab' ich es bewerkstelligt, daß ein ungeliebtes Weib sich so fest an mich klammert!“

„Du hast mir freilich nicht das Leben an Deiner Seite so lieblich gemacht,“ entgegnete Corona sanft, „daß es mir, menschlich gesprochen, sehr schwer fallen sollte, mich davon zu trennen. Aber die Ehe gehört nicht der menschlichen Denk- und Empfindungsweise, sondern dem Gnadenleben an. Die Würde des Sacramentes ruhet auf ihr und das verbindet uns für dies irdische Leben zu einer höheren Gemeinschaft als die ist, die auf verflatternder Neigung und verrauschender Leidenschaft beruht. Sie soll uns im Wechsel von trüben und heiteren Stunden, von bald lieblichen und bald schweren Pflichten, uns und unsere Kinder für den Himmel erziehen. Das ist der Zweck der Ehe; zu dieser erhabenen Bestimmung haben wir uns verbunden; wir müssen suchen, sie zu erfüllen. Hattest Du, als Du sie eingingst, mit frevelhaftem Leichtsinn eine andere Absicht: so mußt Du das vor Gott verantworten. Das ist aber kein Grund, um die Ehe ungültig zu machen. Hingegen sollte es ein Grund sein, um die Vergangenheit gut zu machen. Ach, vergib mir, daß ich so zu Dir spreche, lieber Orest! Glaube mir, ich thue es ohne Selbstsucht, ohne Empfindlichkeit. Ich denke nicht daran, mich an Dein Herz zu drängen oder irgend einen

Anspruch an Deine Liebe zu machen; allein ich muß den Platz behaupten, auf den Gott mich gestellt hat und Dich anflehen, dasselbe zu thun."

„So sind diese frommen Frauen!" brach Orest aus. „Immer im Kanzelton geredet! immer den lieben Gott als Larve vor ihrem Eigensinn! immer ihre Herzenskälte verbrämt mit tönenden Phrasen! unfähig zu jedem Opfer! unfähig zu erkennen, wo ihre Würde liegt. Du siehst ja, daß das Leben mit Dir eine Folter für mich ist, daß ich es fliehe, und, wenn ich es nicht fliehen kann, unter dessen Bleigewicht zusammenbreche. Wie ist es möglich, daß ein zartfühlendes Weib so etwas aushalten mag, und nicht lieber tausend Mal sich von dem Mann trennt, der ihr nichts sein kann, da sie ihm nichts ist. Ich fasse das nicht! ich begreif' es nicht; aber ich muß ein Wesen verabscheuen, das aus starrem Egoismus mich um mein Glück bringt."

Der heftigste Kampf streitender Gefühle wogte in Corona's Brust, und drückte sich in dem Wechsel ihrer Farbe und in dem schmerzlichen Zittern ihrer Lippen, ihrer Hände und ihrer Stimme aus, als sie mi der Gewohnheit der Selbstbeherrschung sagte:

„Wollte ich meinem Egoismus folgen, so würde ich meine Tochter bei der Hand nehmen und, statt unter Dein Dach zurückzukehren, mit ihr in mein Vaterhaus gehen. Aber ich darf nicht, ich muß bei Dir ausharren. Ich muß vor der Welt Deine Ehre in meinen Schutz

nehmen und vor Gott Deine Seele, für die auch ich verantwortlich bin — denn wir sind Eins."

Sie stand auf, tauchte ihr Taschentuch ein wenig in ein Glas Wasser und drückte es an ihre bebenden Lippen, nahm dann ihren Hut und sagte mit einer Stimme, die — wie das oft bei seelenzarten Personen der Fall ist — durch Gemüthsbewegung zu einem leisen Flüstern herabgedämpft war, während die Rohheit in solchem Falle lärmt und schreit; sie sagte:

„Ich bitte Dich, laß einen Wagen kommen und mich zu Hause fahren."

„Und Du fragst gar nicht?" rief Orest; „nicht nach einem Namen oder einer Person? nicht nach meinem ferneren Plan oder Entschluß?"

„Es gibt Dinge, von denen es sich nicht schicken würde, daß ich sie mit Dir bespräche, und andere Dinge, von denen es gut ist, wenn Du sie so wenig wie möglich besprichst," entgegnete Corona mit Fassung.

„Wähnst Du denn, Alles sei abgethan mit Deiner wahnwitzigen Weigerung!" rief Orest mit solchem Zorn in Ton und Geberde, daß Corona wieder in ein nervöses Zittern verfiel und nichts erwiderte, als:

„Um Gotteswillen, einen Wagen, Orest!"

Aber er beachtete ihre Bitte gar nicht. Er fuhr fort, mit den heftigsten Ergüssen von Zorn, von Klagen, von Vorwürfen sie zu überschütten und sie förmlich unterzutauchen in das Meer von Bitterkeit, das sich in seinem

Herzen bloß deshalb gegen sie angesammelt hatte, weil er ihr so viel zu Leide gethan. Denn gerade so, wie der Mensch eine Zuneigung für Diejenigen spürt, denen er wohl thut, ebenso faßt er eine Abneigung, die sich bis zur härtesten Ungerechtigkeit, ja bis zum Haß steigern kann, gegen Personen, die nicht etwa ihm, sondern denen er wehe gethan. Corona schwieg, sammelte sich vor Gott und ließ den Sturm brausen — bis es ihm einfiel, ihr die unsinnigsten Vorwürfe zu machen über den Tod ihres Sohnes. Wäre der am Leben, so wüßte man doch, weshalb diese ganze unselige Ehe geschlossen sei! Das konnte sie nicht mehr hören. Das Mutterherz drohte zu brechen. Sie stand auf, verließ schweigend das Zimmer, das Hotel Meloni, verhüllte sich in Shawl und Schleier und ging die via Condotti hinauf zum spanischen Platz, ganz allein in der großen fremden Stadt. Ihr war zu Muth, als könne ihr von keinem Menschen Schlimmeres begegnen, als von ihrem Mann. Neben der spanischen Treppe erkannte und erreichte sie glücklich ihre Wohnung. Felicitas stand am Fenster und rief:

„Da kommt Mama!“

„Endlich!“ sagte Graf Damian, trat zum Fenster und sah mit grenzenlosem Erstaunen Corona ohne irgend eine Begleitung über den Platz gehen. Er ging ihr in das Vorzimmer entgegen und fragte:

„Wo kommst Du denn her? wo ist Orest? wo sind

seine Leute? warum gehst Du denn mutterseelenallein in der wildfremden Stadt spazieren? gibt es keine Wagen in Rom?"

„Doch, lieber Vater! aber ich wollte gehen!" antwortete sie und ging in ihr Zimmer, wo sich die übermäßige Spannung von Leib und Seele in Thränen auflöste und im Gebet sänftigte. Graf Damian fuhr zu einigen der fremden Gesandten, mit denen er bekannt war, und so war Corona allein, als Hyacinth kam. Sie sah so angegriffen aus, daß er theilnehmend sagte:

„Bist Du müde von der Reise, liebe Corona? oder bist Du krank?"

Sie verneinte schweigend; als ihr aber Thränen in's Auge quollen, sagte sie entschlossen:

„Orest ist krank — an der Seele! und ich bin rathlos. Deshalb muß ich mit Dir sprechen, Hyacinth, nicht um zu klagen. Ich möchte ja am liebsten seinen Zustand vor mir selbst verbergen; es geht aber nicht mehr, daß wir so fortleben wie bisher. Er treibt es zum Aeußersten."

Und sie erzählte an Hyacinth klar und einfach ihr ganzes Leben, seitdem sie Orest's Frau geworden war, mit der größten Schonung für Orest und mit der größten Bereitwilligkeit ihren Antheil an dem traurigen Verhältniß anzuerkennen, obzwar ihre Schuld höchstens in Unerfahrenheit bestand, wie sie den siebenzehn Jahren eigen ist. Zum Schluß sagte sie:

„Die Scene von heute früh hat mir gezeigt, wie tief das Uebel bei Orest um sich gegriffen hat. Es haben weder meine Bitten noch die Geduld, die ich drei Jahre übte, den geringsten Eindruck auf ihn gemacht; und obgleich ich, wenn es Gott so fügt, bereit bin, mein Lebenlang in Geduld auszuharren, wie das ja meine Pflicht ist: so muß ich doch fürchten, daß Orest durch dies Verfahren nicht zur Erkenntniß kommt. Er ist blind und taub für Alles, was nicht mit seiner Leidenschaft zusammenstimmt."

„Das sind eben die Schatten des Todes," sagte Hyacinth, „von denen die heilige Schrift so ergreifend spricht. In der Finsterniß der Sünde, im dunkeln Schattenthal sitzen die Menschen, geblendet, gelähmt, betäubt — und ahnen nicht, daß die Nacht des geistigen Todes mit dem Verlust der heiligmachenden Gnade über sie eingebrochen ist. Ach, Corona! einem so schrecklichen Zustand gegenüber sind wir Alle macht- und rathlos; denn Orest will nicht hören, will nicht sehen, will nicht verstehen — und wenn wir uns Alle zu Tode reden und bitten, ermahnen und flehen. Wir müssen Gott bitten um Erleuchtung für uns und für ihn. Wir müssen uns bereit machen, nicht bloß Opfer zu bringen, sondern uns selbst durch die stets erneuerte Hingebung unseres Willens an Gott als ein lebendiges Holocaust ihm darzubieten. Wir müssen leiden, Corona! und zwar so, daß uns die Liebe zum Leiden in freudige Opfer ver-

wandelt An die Ausführung von Orest's wahnwitzigem Plan, die Ehe für ungültig erklären zu lassen, ist gar nicht zu denken! aber daß er so lange schon in dieser jämmerlichen Leidenschaft befangen ist und dennoch daran denkt, seine Ketten immer fester zu schmieden — ist ein böses Zeichen."

„Glaubst Du," fragte Corona beklommen, „was der anonyme Brief in Paris sagte: die spanische Sängerin, Judith Miranes, habe ihn gefesselt?"

„Ich glaub' es, denn unser Vater hat mir ähnliche Andeutungen gemacht."

„Also weiß es der Vater!" rief sie erschreckt.

„Liebe Corona," sagte Hyacinth traurig lächelnd, „in der Welt weiß man Alles, was zur Welt gehört. Mit Dir spricht Niemand darüber, das versteht sich! aber der arme Vater, der so viele Menschen kennt und mit so vielen in Verbindung ist, weiß gewiß Alles, was Orest betrifft. Ich habe aber immer diese Mittheilungen vermieden; denn es war mir ein grenzenloser Schmerz, meinen Bruder auf solchem Wege und Dich in solchem Leid zu wissen, ohne Euch helfen zu können."

„Ach, und stelle Dir nur vor, wie gräßlich das ist: diese Circe ist eine Jüdin — ungetauft, unerlöst, gnadenlos, nie eingetreten in's übernatürliche Leben."

„O die Unglückselige!" rief Hyacinth schmerzlich. „Bedauere sie, Corona, verdamme sie nicht. Das Gewissen und das natürliche Licht des Verstandes könnten

ihr freilich sagen, welch Unrecht sie begeht. Aber ach! wie leicht werden die von der Leidenschaft gefälscht und ausgelöscht, wenn man nicht höheres Gesetz und höheres Licht zu Rath ziehen kann, welche sich nicht der Leidenschaft anbequemen, sondern ihre ewige, unwandelbare, objective Geltung haben. Davon weiß sie nichts, diese Circe! sie sitzt, wie jener gefesselte Mensch des Plato, in einer düstern Höhle, mit dem Rücken dem hellen Eingang zugewendet, und sieht vor sich an der Wand nur die Schatten, welche die Gestalten werfen, die sich hinter ihr im Licht bewegen. Der Wahrheit in's Auge — sieht sie nie! hat sie nie gesehen! o arme Circe!"

„Aber Orest ist noch viel unseliger!" rief Corona. „Er weiß, was wir wissen, Hyacinth, und ach! er lebt, als wisse er es nicht. Mir grauet vor jeder Erörterung über diesen Gegenstand mit dem guten Vater, und doch fürchte ich, daß es unmöglich sein wird, länger in dieser Weise fortzuleben — denn Orest will keine Rücksicht mehr nehmen. Ach, Hyacinth! darf man sich den Tod wünschen? wenn mich der liebe Gott in die Ewigkeit riefe, so wäre all' die Trübsal zu Ende und Orest frei."

„Das wäre die Auflösung eines Romans und nicht so pflegt Gott seine Menschen zu führen. Er will sie an *sein* Ziel, nicht an das ihre bringen. Orest wird nicht frei, wenn er sich ungehindert seiner Leidenschaft hingeben darf — und Du hast nicht Zeit, Dich zu heiligen, wenn Du vor der Zeit vom Leben scheidest. Aber

sieh! Dorn, wohin der Fuß tritt, wohin die Hand greift! Wermuth, was die Lippe berührt: das ist uns heilsam! das löst uns ab von unserer sündigen Natur, die so selbstsüchtig ist, daß sie in jedem Verhältniß ganz heimlich, wenn auch uneingestanden, Freude und Trost begehrt; und so betrügerisch, daß sie, möge man noch so innig Gott in's Auge und in's Herz fassen, all' Augenblick sucht, ihm das Geschöpf vorzuschieben. Es ist aber kein irdisches Verhältniß ohne Trübsal, ohne Verwirrung, ohne Bitterkeiten, und nur in dem Maß, als wir das erkennen, suchen wir unseren Trost in dem einzigen Verhältniß, das ohne Trübsal für uns ist — in dem, zu unserem göttlichen Heiland. Deshalb müssen wir uns mehr über Dorn und Wermuth freuen, als über Nektar und Ambrosia."

„Statt dessen grämt man sich!" sagte Corona schmerzlich; „statt dessen verlangt man immer wieder ein wenig blauen Himmel und Sonnenschein — ein wenig Glück!"

„Und ganz besonders: Genuß des Glücks," entgegnete Hyacinth lächelnd; — „und damit sind wir denn wieder bei unserer selbstsüchtigen Natur angelangt, der wir auf jedem Schritt und Tritt begegnen."

„Was fang' ich an, Hyacinth? ich meine immer, ich müsse etwas thun für Orest!" rief Corona und rang schmerzlich ihre Hände.

„Laß Dich mit unüberwindlicher Geduld demüthigen

und kreuzigen, so thust Du genug," entgegnete Hyacinth. „Bete viel, opfere viel, hoffe viel — mit einem Wort: liebe viel; damit brachten die Heiligen große Dinge zu Stande. Aber freilich, das unruhige Menschenherz findet eine Erleichterung in äußeren Handlungen, und läßt sich gern zu ihnen hinreißen! Bleibe Du in der Stille und Ruhe Deines Herzens. Sieh, die Christenheit feiert jetzt den Advent, die Ankunft des Herrn. Wie kommt der Herr? mit welchen Thaten tritt er auf? wie bekehrt er die Menschheit? wie erlöst er die Welt? Die seligste Jungfrau bereitet ihm ein Kripplein im elenden Stall, und das Kindlein in Windeln ist der menschgewordene Gott und er friert in kalter Winternacht und er weint. So erlöst er die Welt. Er läßt sich demüthigen; und dann — läßt er sich kreuzigen. Weshalb wollten wir es anders machen — da doch gerade dies uns vorgezeichnet ist?"

„Vielleicht, weil gerade dies am schwersten ist," erwiderte Corona.

„Sieh, wie gut es Gott mit Dir meint! Du sollst es nicht anders haben, als er es hienieden hatte. Weine nicht, Corona, blicke in Dich und über Dich mit dem Auge des Glaubens und Du wirst frohlocken mit jenem heiligen Sänger: „Mir ist das Loos auf's Lieblichste gefallen, mir ist ein herrliches Erbtheil geworden."

„Bete für mich, bete für uns!" sagte Corona. Sie

fühlte sich ermuthigt durch Hyacinths Zuspruch, und gefaßter sah sie einer Zukunft entgegen, von der sie nicht ahnte, wie drohend sie sich gestalten werde. Auch Hyacinth ahnte es nicht und wußte nicht es anzufangen, um einen klaren Blick in Orests Seele zu werfen; denn daß dieser ihn nicht eher in seine Pläne einweihen werde, als bis er auf ihre Durchführung hoffen könne — das war zu erwarten. Ihm Vorstellungen machen, hieß aber weiter nichts, als Wasser auf heißes Eisen gießen. Es zischt, es raucht — und bleibt heiß wie zuvor. Er beschloß, Orest mit der größten Liebe zu behandeln und dadurch, wenn nicht Einfluß auf ihn, doch vielleicht sein Vertrauen zu gewinnen. Als Orest sich bald darauf bei den Seinen einfand, übersah Hyacinth gänzlich dessen Verstimmung und äußerte nicht das leiseste Zeichen von Erstaunen über das Auffallende in seinem Benehmen und in der ganzen Art und Weise, wie er den Zuschnitt seines Lebens gemacht hatte. Er ließ ihn gewähren und bot sich ganz ungesucht zu Corona's Begleitung an, um die zahlreichen Kirchen zu besuchen, in welchen wahre Schätze von Gemälden, von Fresken, von Bildhauerarbeit, von köstlichem Material, von Kunst- und von heiligen Gegenständen aufgehäuft sind — während Orest mit der ernsthaftesten Miene von der Welt die Behauptung aussprach: er könne die Kirchenluft nicht vertragen. Sie sei dumpf, feucht, beklommen, durchräuchert — kurz, sie mache ihn nervös.

„In der Beziehung halte ich mich zu Dir, Orest,“ sagte Graf Damian, der inzwischen von seinen Besuchen heimgekehrt war. „Ich glaube, man kann hier ganz angenehm im diplomatischen Kreise leben, in welchem sich auch immer einige ausgezeichnete Fremde vorfinden, ohne die ermüdende Unterhaltung aufzusuchen, die mit der Besichtigung so vieler Merkwürdigkeiten verbunden ist. Die Hauptkirchen, die Hauptruinen, die Hauptpaläste und basta — für mich. Sehr unterhaltend ist es in der Stadt selbst sich umzusehen; da hat man merkwürdige Ueberraschungen! Ein Platz ist ganz übersäet mit abgebrochenen, umgestürzten, verstümmelten Säulen, die wie ein Kegelspiel aussehen, welches von Riesen aufgerichtet und verlassen worden wäre. Zwischen ihnen erhebt sich eine prächtige, mit Bildwerken bedeckte himmelhohe Säule. Trajans Forum — nannte es der Lohndiener. Ein anderer Platz sieht aus, als wäre er unter Wasser gesetzt, so enorm und zu ebener Erde ist das Bassin, an welchem die Tritonen so ungenirt sitzen, als würden sie sich nächstens aus ihrer Versteinerung aufmachen und auch ihr Wort mitreden zwischen den übrigen Leuten, die da circuliren. Fontana de Trevi, nannte es der Lohndiener. Solche Wassermasse in einem Springbrunnen ist großartig. Und der Venetianische Palast — welch ein herrliches Gebäude! halb Castell, halb Schloß — ein Adlerhorst! ich freue mich, daß Oesterreichs Adler drin horstet! Die österreichische Bot-

schaft ist drin, sagte er erläuternd zu Corona, die sich an seinem Interesse für Rom erfreute. Ich habe doch wahrlich die größten Hauptstädte Europa's gesehen und abermals gesehen und lasse mich daher nicht so ganz leicht durch Häuser und Straßen und was drum und dran hängt, verblüffen; aber in diesem Rom komm' ich mir vor, wie ein Krähwinkler in der Residenz. Er sperrt Mund und Augen auf über die ungeahnte Herrlichkeit. Und das thue ich redlich. In anderen Städten gibt's auch Herrlichkeiten an schönen Gebäuden, öffentlichen Plätzen und dgl. mehr. Aber es ist Alles so berechnet, so wohlgeordnet, so gemacht, so fremd, so eingewandert, so — ich weiß nicht was. Hier ist es naturwüchsig und eingeboren. Das hab' ich noch nie gesehen! ich schwärme für Rom."

„Gewiß die erste Schwärmerei Deines Lebens, Papa!" sagte Orest.

„Nun, das will ich doch nicht behaupten," entgegnete Graf Damian. „Früher hatte ich eine große Vorliebe für Paris — wie Du sie jetzt hast. Das begreift sich. Es ist die Stadt des eleganten Lebensgenusses, und der Mensch hat Epochen, in denen er für denselben schwärmt. Damit scheint es hier nicht splendid auszusehen. Die Kaffeehäuser und die Kaufläden sind nicht luxuriös ausgestattet und zur Schau gestellt, und ob es hier einen guten Restaurant gibt, ist wohl sehr die Frage. Als ich mich bei meinem Lohndiener nach einem solchen erkun-

digte, sagte er betreten, es gäbe recht gute Trattorien in Rom. Aber eine Trattorie ist auf gut deutsch — eine Garküche! Wie sieht's denn mit dem Diner aus, Corona? — das wird wohl auf Windeck besser sein." —

Nachdem die ersten Tage der Niederlassung an einem fremden Ort, die stets etwas Unbehagliches für Alle haben, welche nicht in langer Gewohnheit des Reisens sind, vorüber waren, schien die Familie in's rechte Geleise gekommen zu sein. Man wohnte sich ein, man lebte sich ein. Graf Damian ging in die Welt, machte Besuche, fand alte Bekannte, ritt mit ihnen in der Campagna umher, ging auf die Jagd und unterhielt sich vortrefflich. Corona trank Eselsmilch, fuhr spazieren und nahm mit Maß Roms unerschöpfliche Herrlichkeiten in Augenschein. Mit der großen Gesellschaft befaßte sie sich nur gerade so viel, als sie es ihrem Vater nicht abschlagen mochte, der zu behaupten pflegte, er werde freundlicher empfangen, wenn Corona an seiner Seite erscheine.

„Die Welt," sagte er, „bedarf des Schmuckes der Jugend und Schönheit. Aeltliche Leute — zu denen ich leider anfange gezählt zu werden, aber mich selbst keineswegs zähle — sieht sie gern nur unter drei Bedingungen. Entweder: sie sind europäische Berühmtheiten — oder sie geben ungeheuer gute Diners — oder sie haben schöne Töchter. Das erste bin ich nicht; das zweite kann ich in Rom nicht bewerkstelligen! dazu muß man mich in

Windeck aufsuchen. Doch die dritte Bedingung — die erfülle ich und zwar in höchster Potenz: mein feines Töchterlein ist vermählt. Folglich kann man ihr in aller Gemüthsruhe huldigen, ohne Furcht, sich deshalb in Hymens Fesseln begeben zu müssen — was bei der bekannten Ehescheu, die jetzt wie eine Grippe bei den jungen Männern unseres Standes grassirt — ein großer Vorzug ist."

„Lieber Vater," sagte Corona in dem heiteren Ton, womit sie immer zu ihm sprach, auch wenn sie ernste Dinge sagte, weil er auf diese Weise sie anhörte; „Deine Welt ist ein Babylon, mit König Baltassars Festmahl. Die Geisterhand schreibt ihre geheimnißvollen Zeichen an die Wand des Königssaales; der Perserkrieg steht vor der Thür; aber sie achtet es nicht und taumelt dahin in ihrem Rausch und ihrem Frevel." Sie dachte an Orest — dem ächten Sohn dieser Welt. Graf Damian erwiderte:

„Kind, warum nennst Du sie m e i n e Welt? Ich habe sie nicht geschaffen und bin recht froh darüber, denn ich würde mich todt ärgern, sehen zu müssen, wie sie jeden Augenblick — bald nach der verkehrten Seite sich umdreht, bald wieder schief ins Blaue hinein fliegt, bald einen ungeschickten Burzelbaum macht. Die Welt ist Gottes Welt. Er hat sie geschaffen, er muß für sie sorgen, daß sie wie ein Stehauf immer wieder auf die Beine kommt, wenn sie auch tausendmal auf die Nase fällt. Ich

sehe bei dem Spektakel nur ganz vergnüglich zu und wälze Alles getrost auf seine Schultern. Das ist meine Philosophie. Ist sie nicht sehr christlich?"

„So ganz wohl nicht," sagte sie lachend.

„Nicht ganz?" rief er verwundert. „Ei, Kind, was fehlt denn noch?"

„Von dem, was fehlt, wollen wir gar nicht reden, mein Väterchen! nur von dem, was zu viel ist."

„Zu viel Christlichkeit! sieh, das überrascht mich."

„Der vergnügliche Zuschauer, lieber Papa, der dem Weltbankerott zusieht und die Hände reibt, und auch wohl einmal Beifall klatscht — der ist zu viel in Deiner christlichen Philosophie."

„Ja, Kindchen!" sagte Graf Damian und streichelte liebevoll ihr weiches Haar, „Du bist aus Onkel Levins Schule! mit Euch ist für unsereinen nicht Schritt zu halten."

Orest beobachtete einigermaßen den äußeren Anstand Corona gegenüber — hauptsächlich auf Judith's Wunsch. Als sie sicher war, ihr Ziel zu erreichen, hatte sie zu ihm gesagt:

„Wähnen Sie nicht, Graf Orest, mir einen Gefallen zu thun oder mir eine Huldigung darzubringen, indem Sie Ihre Leidenschaft für mich zur Schau tragen, oder Aufsehen erregen, oder Ihre Gemahlin beleidigen. Für eine gewöhnliche Schauspielerin könnten Sie dergleichen thun, denn die hat Freude daran. Aber ich bin

keine gewöhnliche Schauspielerin und Alles, was an eine solche erinnert, ist mir zuwider. Ich will ruhig und ohne comödiantenhaftes Gepränge und Getöse den Platz in der großen Welt einnehmen, den Ihre Liebe mir bereitet. Daß dazu die Trennung von Ihrer Gemahlin gehört, thut mir leid, ist aber unvermeidlich. Umsomehr müssen Sie schonend und rücksichtsvoll verfahren, und wenn es Sie auch einige Monate Ihres Glückes kosten sollte! wir haben ja das ganze Leben vor uns, um glücklich zu sein."

„Aber wie lang ist denn überhaupt das Leben," fragte Orest, „daß Sie die Versäumniß von einigen glücklichen Monaten nicht als Verschwendung betrachten?"

„Ich werde mich freuen, wenn Sie in zehn Jahren auch noch so gesinnt sind," erwiderte Judith. —

Orest hatte in seinem Gespräch mit Corona erkannt, daß sie nie ihre Zustimmung zu seinem Vorschlag geben werde.

„Sie ließe sich lieber umbringen als d a z u bewegen," sagte er zu Florentin, der plötzlich, er wußte selbst nicht wie! sein Vertrauter geworden war. Neigung zum Bösen ist kein dauerhaftes, aber zuweilen ein sehr starkes Band zwischen den Menschen, die sich ihm hingeben. Einer stützt den Andern, so lange es gilt, das gute Prinzip zu bekämpfen. Später verfolgt dann Jeder seinen besonderen Zweck und dann verwandelt sich die

Freundschaft nicht selten in bittere Feindschaft. Florentin hatte schon früher durch den vollen Cynismus seiner Grundsätze einen verderblichen Einfluß auf Orest geübt. Dieser fand zwar immer, daß Florentin zu weit gehe, aber er merkte nicht, daß er ihn nur in der Theorie, nicht in der Praxis bekämpfe und dasjenige bereitwillig annehme, was mit seinen Leidenschaften übereinstimme. Als Florentin ihm jetzt erwiderte, es sei nun an der Zeit, endlich Anspruch an seine volle Freiheit zu machen und sich den abgeschmackten Gesetzen der katholischen Kirche gründlich zu entziehen; entgegnete Orest:

„Das ist mein fester Entschluß! ich werde protestantisch und lasse mich scheiden."

„Vortrefflich!" jubelte Florentin. „Ja, Du mußt protestantisch werden! das ist der erste Schritt zur geistigen Befreiung, dadurch widersagst Du der priesterlichen Vormundschaft und nimmst Deinen Platz ein zwischen Denjenigen, welche ihre Selbstberechtigung beanspruchen, ihre höchsten Angelegenheiten nach ihrem eigenen Gewissen zu gestalten. Einen Grund zur Scheidung findet man sehr leicht und der beste wird sein — daß Du protestantisch wirst. Dann kommt auch wieder ein protestantischer Herr auf Deine protestantische Herrschaft Stamberg! Vortrefflich! nach welcher Seite hin man es betrachten möge — ganz vortrefflich!"

„Ich wußte nicht, daß Du ein so wüthender Protestant geworden seiest, um sogar auf ein harmonisches

Verhältniß zwischen Herr und Unterthanen Rücksicht zu nehmen, Du Socialist und Communist!" erwiderte Orest, immer spottend über Florentin's Ansichten und immer bereit, ihnen zu folgen, wenn sie sie seinen Projecten zusagten. „Was bist Du denn eigentlich? calvinisch, lutherisch, anglikanisch, high church, low church, presbyterianisch? nennst Du dich evangelisch oder reformirt? gehörst Du zu den Mennoniten, den Irvingianern, den Anabaptisten? bist Du der geschworene Anhänger irgend einer Landeskirche? oder wie oder was?"

Florentin antwortete mit verächtlichem Achselzucken:

„Der große Wilhelm von Oranien sagte: Ich weiß nicht, ob die Prädestinationslehre Grau oder Blau ist. Aber ich weiß, daß Oldenbarneveldt's Kopf und der meine nicht unter einen Hut gehen. Der Kampf für und wider diese Lehre, in den sich natürlich politische Meinungen und Interessen verwebten, zerriß damals Holland in zwei wüthende Parteien und Oranien war der Führer der einen, nicht um die Prädestinationslehre siegen — sondern um Oldenbarneveldt um einen Kopf kürzer zu machen. Schlaue Politiker und sonstige kluge Köpfe haben es immer als etwas höchst Gleichgültiges betrachtet, ob die religiösen Lehren grau oder blau sind; sie haben sie benutzt für ihre Zwecke. Und so mache ich es auch, obschon ich nichts weniger, als ein kluger Politiker bin. Aber das ist ja handgreiflich klar: religiöse

Lehren und Ideen sollen in irgend einer Weise den Menschen beglücken. Thun sie das nicht, so haben sie weder Sinn noch Zweck. Der Mensch besitzt seine Vernunft, um zu erkennen, ob sie zu seinem Glück beitragen oder nicht — und seinen freien Willen, um andere Lehren aufzusuchen und anzunehmen, welche mit seinen Glücksbedürfnissen in Einklang sind."

„Hyacinth würde sagen," warf Orest ein, „das sei kein Act des freien — sondern des von Gelüsten und Begierden geknechteten Willens."

„Sophistik! Priesterart!" rief Florentin. „Hyacinth haben wir hinter uns! der Wille ist frei, wenn er wählen kann nach seiner Lust: das versteht jedes Kind; aber der Priester verdreht die Auslegung. Genug! daß kein denkender Mensch, wenn er zugleich aufrichtig und unegoistisch ist, im Protestantismus sitzen bleibt, das ist so gewiß, wie zweimal zwei — vier ist. Daß der Protestantismus noch immer als Landeskirche oder Bekenntniß, oder wie man das Ding nennen soll! existirt — beweist, wie selten jene drei Eigenschaften in einem und demselben Menschen vereinigt sind. Hingegen als Sauerteig in der politischen Welt, und als ein getreuer Eckard der Revolution gegen Tiare und Krone — da wird er bestehen, so lange diese zu bekämpfen sind. Das ist seine Glorie — und darum lieb' ich ihn. Seine Secten verachte ich; und wenn ich Dir rathe, Dich an eine derselben zu schließen, so geschieht das nur, um Dich von Rom abzu-

lösen und in der Hoffnung, daß Du vom Protestantismus nach und nach zu irgend einem anderen — ismus fortschreiten werdest, denn er ist mit ihnen allen verwandt. Auch macht es mir Vergnügen, mir den Schreck vorzustellen, den die aristokratische ultramontane Partei in der Heimath, wegen Deines sogenannten Abfalles, bekommen wird. Dies Geschrei der Priester! dies Geschnatter der Betschwestern, die sich ihre letzten drei Haare ausreißen werden! Ah, denen gönn' ich besonders diesen Schlag."

„Judith hat einen großen Widerwillen gegen den Protestantismus," bemerkte Orest.

„Judith ist stolz und tief ungläubig," entgegnete Florentin. „Welcher Religionsgesellschaft sie sich zuwenden möge — es ist für sie eine Sache der Form. Es liegt ein gewisser Schmelz auf der katholischen Kunst und dem katholischen Gemüthsleben, das ihre Phantasie anspricht; aber sie beugt ihren Geist vor keinem fremden und deshalb ist es ziemlich gleichgültig, ob sie auf katholische oder protestantische Weise die Ceremonie der Taufe durchmacht. Ist sie einmal Gräfin Windeck, so hoffe ich noch viel von ihr und von Dir. Bis dahin verfolgt Ihr Beide ganz selbstsüchtig Eure persönlichen Bestrebungen und es ist nichts mit Euch anzufangen."

„Seid Ihr denn noch immer damit beschäftigt, die Euren zu verfolgen und die Welt zu revolutioniren?" fragte Orest.

„Bedarf sie es etwa nicht?“ rief Florentin. „Sitzt hier nicht der Papst im Regiment, als ob das ewig dauern sollte?“

„Ich bekümmere mich ja wenig um diese Angelegenheiten,“ erwiderte Orest, „aber ich höre von Männern, die im Stande sind es gründlich wissen zu können, weil sie sich um die Thatsachen bekümmern, daß dies Regiment nichts weniger als schlecht sein soll; daß man Reformen beginnt, Freiheiten gibt, auf Neuerungen eingeht wie überall, und daß die Staatsschulden und die Abgaben geringer sind, als irgendwo.“

„Und wenn die Zustände paradiesisch wären — sie taugten doch nichts! ja, sie taugten gerade dann am wenigsten, denn durch sie würde sich ja das päpstliche Regiment rehabilitiren — und es soll untergehen,“ rief Florentin; „durchaus untergehen! Das Haupt der katholischen Kirche ist das Haupt der gegenwärtigen Weltordnung, denn es stellt eine moralische Macht ohne Gleichen dar, eine Macht, die Fürsten und Völker mit einander und mit diesem Oberhaupt der Kirche verbindet. Drum ist es die Zielscheibe unserer Bestrebungen. Verbesserungen, Freiheiten, Reformen, Erleichterungen — wir wollen sie nicht; denn wir wollen nicht die Hand, die sie ertheilt.“

„Ihr seid wahnwitzig!“ rief Orest; „Ihr verabscheut die Herrschaft eines Lammes und sehnt Euch nach der Herrschaft von Tigern.“

„Und Du wirst das doch ganz in der Ordnung finden, wenn Du etwas logisch denken willst," entgegnete Florentin hohnlachend. „Thust Du nicht dasselbe? nur in enger egoistischer Sphäre und nach kleinem Maße. Corona — ist sie nicht ein Lamm? duldend, friedfertig, lieblich, zur Erfüllung jedes Wunsches bereit. Was helfen ihr die Tugenden und Gaben! Du liebst sie nicht, Du sagst Dich von ihr los, Du willst Dein Leben nicht mit ihr theilen. Und Judith — ist sie nicht so etwas, wie das schöne, stolze Tigerthier der Wüste in wilder, königlicher Freiheit? und ihr huldigst Du! und ihr bist Du bereit, allerhand Opfer zu bringen! und von ihr erwartest Du die Wonne Deines Lebens! Und was Du thust für ein sterbliches Wesen und es gerechtfertigt findest durch Deine Liebe — und wenn Dich tausend Mal die Welt deshalb verdammt! — Das nennst Du wahnwitzig, wenn es gilt, die Liebe zu einer unsterblichen Idee in Thaten auszuprägen? wenn es gilt, die wonnige Braut der Menschheit, die Freiheit, in ihrer vollen, wilden, ungeschminkten Schönheit zu erringen! wenn es gilt, mit ihr eine neue Aera zu begründen — nicht für ein Haus und an einem Heerde! sondern für die große Familie der Nationen, die nach ihr schmachtet und der sie schon so lange verheißen ist. Ich sehe, Orest, daß ich auf Dich noch geraume Zeit werde warten müssen."

„Ja," entgegnete Orest kaltblütig; „und um so

länger, je glücklicher ich sein werde. Kein glücklicher, mit seinem Schicksal zufriedener Mensch macht Revolution. Drum habt Ihr bei den Euren immer Banditen und Leute dieses Schlages bei der Hand, die ihr Glück erst machen wollen und in ruhigen Zeiten und geordneten Zuständen nicht dazu kommen können. Also auf mich rechne nicht.“ — —

Hyacinth hatte Corona's Mittheilungen mit um so größerem Schmerz aufgenommen, als er vor ihr verbergen mußte, wie tief sie auch ihn erschütterten. Corona verlangte von ihm in Geduld und Kraft bestärkt und zu edler Ergebung ermuntert zu werden. In dem Sinn mußte er zu ihr sprechen und von demselben beseelt vor ihr erscheinen, denn das ist der ächt christliche Sinn: er ist gefaßt in den Willen Gottes — nicht aus Stumpfheit, sondern weil er ein St. Christophorus des Geistes, ein Riese in der himmlischen Liebe ist, und durch die brausenden Wellen des reißenden Lebensstromes zärtlich und unerschütterlich den Heiland der Welt auf seinen Schultern trägt. Wohl stand Hyacinth mit seinem Willen auf diesem Gipfelpunkt des inneren Lebens; aber er sah zugleich auch in den Abgrund hinab, in welchem die Sünde, die tödtliche Beleidigung Gottes fort und fort geboren wird und sah diesen Abgrund geöffnet im Herzen seiner Familie, unter dem Dach seines Hauses. Welche Strafgerichte konnten da nicht einbrechen! auf welche Gottesgeißel mußte man da nicht gefaßt sein!

Wird die Ehe nicht in ihrer vollen Heiligkeit hoch und unangetastet gehalten, so durchschleicht ein geistiges Gift nicht ein Herz allein, sondern es ergießt sich wie die übervolle Schaale eines Springbrunnens in ein weiteres Becken — in die Familie, und geht aus ihr, in tausend Canälen, deren Zusammenhang das Menschenauge freilich selten entdeckt, in die ganze menschliche Gesellschaft über. Denn der Mensch ist nicht ein abgerissenes Einzelwesen, das ohne Zusammenhang mit seines Gleichen und mit den Höhen und den Tiefen, die ihn umgeben, sein Dasein für sich allein hat, wie eine Kugel dahin rollt. Durch das Gnadenleben, welches Christus der Menschheit gebracht hat, ist sie in eine übernatürliche Gemeinschaft eingetreten und zu einem mystischen Leibe geworden, an welchem die Schönheit und Vollkommenheit jedes einzelnen Gliedes dem Ganzen zur Zier gereicht. Indem jeder Einzelne an seiner Vervollkommnung arbeitet, dient er zugleich der übernatürlichen Gemeinschaft und trägt, nach dem Maß, das ihm geworden, sein Sandkorn oder seinen Edelstein zu ihrer Vervollkommnung bei. Wer es nicht thut, reißt eine Lücke in sie; seine Arbeit fehlt; der Platz ist leer, den er ausfüllen sollte, und alsbald zeigt sich und vergrößert sich der Schaden. Wo eine Lücke war, bröckelt mehr und mehr die Mauer ein, bis sie zusammenstürzt und aus einem schönen Gebäude einen Schutthaufen macht, worin häßliches Gethier wohnt. Je mehr der Mensch von

der Wahrheit und Wärme dieser übernatürlichen Lebensgemeinschaft durchdrungen ist, welche durch die Menschwerdung Gottes begründet und durch die Sacramente erhalten wird, desto schärfer erkennt er den Frevel gegen diese göttliche Liebesordnung, der in der Sünde liegt; desto schmerzlicher beweint er die Vereitlung göttlicher Liebesabsicht, welche sich der Frevler in sündiger Verblendung zu Schulden kommen läßt. Und das war Hyacinth's untröstlicher Gram: die Sünde hatte sich eingenistet in seinem Hause! sein Bruder vergaß Gott und seine Pflicht und huldigte einem Götzen und seiner Leidenschaft; und wie weit der innere Abfall ihn auch äußerlich noch stürzen werde — das war nicht zu berechnen und ließ den schlimmsten Befürchtungen Raum. Ihm war zu Muth, als müsse er sich vor den Abgrund werfen, dem Orest zutaumelte, und den Berauschten auffangen und festhalten — sollte er auch unter der Last zusammenbrechen. Mit unaussprechlichen Aengsten und mit grenzenlosem Vertrauen bat und flehte, weinte und seufzte er vor Gott um die Rettung seines Bruders, und indem er sein Kreuz an das des göttlichen Erlösers lehnte, begehrte Hyacinth sein Opfer mit dem Opfer des Gottessohnes zu vereinigen und die Seelen zu lieben, wie Christus sie geliebt hat: für Alle sein Blut zu vergießen, für die fremdeste, die geringste, die unbekannteste — nicht für Orest allein.

So lebten sie Alle ein Doppelleben, wie das bei

den meisten Menschen der Fall ist; äußerlich — rosenroth, Sammt und Seide, gefälliger Umgang, genußreiche Unterhaltung. Trat dann Jeder in sein Kämmerlein zurück, so war es anders! da fand sich Jeder gegenüber seinem Herzen, das die Folge und Strafe der Sünde, der eigenen und der fremden — einen Dornenkranz trug.

Das Auge der Welt.

Es gehörte zu Florentin's größten Peinen, daß Judith nach wie vor eine treue Freundschaft für Lelio bewahrte. Die kleine Mißstimmung, die sie am Genfersee gegen ihn äußerte, war längst verschwunden — um so mehr, als er sich wohl hütete, ihren liebsten Plänen wieder mit der Schärfe von damals, die sie ja auf ihrem Standpunkte durchaus nicht verstehen konnte, entgegen zu treten. Das läßt sich Niemand gefallen ohne Erbitterung — ausgenommen die vollkommenen, der Selbstsucht abgestorbenen Seelen. Die nehmen auch den schärfsten Widerspruch, der sich nicht etwa gegen ihre Fehler, wohl aber gegen ihre Tugenden erhebt, mild und liebevoll hin. Judith hatte Lelio gern, wie sie früher Ernest gern hatte: es lag auf Beiden der Schmelz des katholischen Gemüthslebens — wie Florentin es nannte. Ernest machte ihr einen so tiefen Eindruck, weil er das war, was man nächst dem Vogel Phönix am seltensten in der Welt findet: er war aus einem

Stück; denken, wollen, handeln stimmten bei ihm überein; immer, nicht ausnahmsweise. Die meisten Menschen sind aus Bruchstücken von diesem und jenem Denken, Wollen, Handeln, zufällig und äußerlich, planlos zusammengesetzt; die Einen mehr, die Anderen minder. Sind die Bruchstücke schön, so gibt es das, was man nennt, interessante Menschen. Bei Lelio kamen jetzt solche Bruchstücke zum Vorschein. Er war nicht aus einem Guß wie Ernest; Judith selbst hatte ihn ja noch vor Kurzem auf einem ganz anderen Wege, mit einem ganz anderen Streben gekannt. Umsomehr interessirte sie sich für seine Umwandlung, die augenscheinlich aus seinem innersten Wesen hervorging. Florentin versicherte zwar, er folge einem fremden Impuls. Ein Mal wollte er gehört haben, ein sehr reiches junges Mädchen habe sich zum sterben in Lelio verliebt; aber von ihrem Beichtvater die Weisung erhalten, unter keiner Bedingung mit einem Menschen sich zu verehelichen, der zu den geheimen Gesellschaften, zu einer Venta oder einer Loge gehöre; nun könne Lelio doch unmöglich diese schöne reiche Person vor Liebe umkommen lassen! Ein anderes Mal hatte Florentin gehört, daß die Jesuiten, deren fabelhafte Reichthümer ja immer eine sehr große Rolle bei allen Gegnern der katholischen Kirche spielen, Lelio's Bekehrung erkauft haben sollten. Ein drittes Mal sollte seine bigotte Familie ihn dermaßen mit Schilderungen der Höllenstrafen geängstigt haben, daß er durch Grauen

zur Apostasie von der Sache der Freiheit und des Fortschritts getrieben sei. Aber all' diese Angaben machten nicht den mindesten Eindruck auf Judith, obschon eine Menge Menschen, vielleicht die meisten, in ähnlichen Fällen ähnliche Motive voraussetzen. Sie war zu selbstständig, um nicht an eigene, innere Beweggründe zu glauben, und zu stolz, um nicht zu begreifen, daß man ihnen rücksichtslos folgen könne. Sie sagte kaltblütig zu Florentin:

„Geben Sie sich keine Mühe, mich durch das Wuthgeheul Ihrer Partei zu betäuben, Fiorino. Ich glaube das, was Lelio mir gesagt hat. Er lügt nicht."

„Darf man wissen, was er gesagt hat?"

„Die Gnade hat ihn bekehrt."

„Und das begreifen Sie, Signora?"

„Nicht das hab' ich gesagt; wohl aber, daß ich an Lelio's Aufrichtigkeit glaube."

„Die Gnade? .... ja, was ist denn das für eine mystische oder mythische Person? Wie gibt sie sich kund? wodurch wirkt sie? wie ergreift sie den Menschen? was ergreift sie in ihm?"

„Fragen Sie doch lieber: Was ißt sie, was trinkt sie? dann stehen Sie vollkommen auf der Höhe von Sir John Falstaff!" unterbrach Judith ihn unmuthig. „Ist das Genie nicht auch eine mystische oder mythische Person, wie Sie höhnend fragen — und ist es deshalb etwa nicht? Wer versteht die geheimnißvolle Flamme

zu erklären, die z. B. über der Stirn eines kleinen Bauernbuben so wunderbar leuchtet, daß sie ihm die Augen öffnet für die Schönheit, die im Stein verborgen ist, ihn antreibt, den Meißel zu ergreifen und die schönen Götterbilder aus ihrer Versteinerung heraus zu arbeiten; und die ihn endlich zu einer der großen Berühmtheiten macht, die man unsterblich zu nennen pflegt. Ich finde es nicht seltsamer, daß Lelio von der Gnade — als daß ein Canova vom Genie ergriffen wird."

„Nur haben beide äußerst verschiedene Folgen! das Genie wirkt schöpferisch, die Gnade ertödtend."

„O nein!" rief Judith, „auch die Gnade ist schöpferisch; aber nach Innen."

„Sie sind hellsehend, Signora!" rief er spöttisch.

„Und Sie sind blind, armer Fiorino," sagte sie kalt.

„Das muß wohl sein," entgegnete er, „denn ich nehme nichts wahr von dieser wunderbaren Schöpfung in Lelio. Er ist ein Abtrünniger einer heiligen Sache geworden, ein Deserteur von der Fahne der Freiheit, ein Ueberläufer in's Lager der Finsterniß. Er ist treulos gegen seine besten Freunde, er entsagt der Kunst, die das Leben lieblich schmückt. Nein, Signora, ich entdecke keine goldene Früchte, welche seine Gnade ihm trägt."

„Sie macht ihn gut, Fiorino; rechnen Sie das für nichts? Er ist ein guter Sohn geworden, er lebt in dem

Kreise seiner einfachen Pflichten, er ist die Wonne und der Herzenstrost seiner Eltern, er hat sich losgesagt von dem wüsten Sinnenleben, in dessen Schwelgereien er sich berauschte; er begnügt sich mit einer ganz unscheinbaren Stellung, mit einem äußerst bescheidenen Loose, um nicht in den Strudel der Welt zurückgeschleudert zu werden; er verzichtet auf den Beifall und die Bewunderung, die seinem herrlichen musikalischen Talent folgen würden, auf diesen gewissen Kunstrausch, dem man schwer entsagt, wenn man ihn genossen hat. O es ist eine ganz wunderbare Veränderung mit Lelio vorgegangen, und so wie er jetzt ist, ist er besser und edler, als er früher war. Ich nehme vorlieb mit den Menschen, wie sie eben sind, guter Fiorino! allein deshalb dürfen Sie nicht wähnen, daß ich den Maßstab für höhere Naturen verloren hätte. Er rostet mir nur ein wenig ein, weil ich so äußerst selten ihn an Jemand anlegen kann." —

Florentin wüthete heimlich bei solchen Aeußerungen Judiths und hatte zuweilen Lust, auf irgend eine Weise rächerisch störend einzugreifen in ihr Verhältniß zu Orest. Aber abgesehen davon, daß ihm bei Orest's Leidenschaft für Judith die Unmöglichkeit einer Störung einleuchtete, versprach er sich durch ihre Ehe doch noch einen viel höheren Triumph seiner Ideen. Eine Apostasie, ein zerrissenes Eheband, eine jüdische Sängerin — und das Alles im Hause der Windecker — welche Elemente des Fortschrittes, nach seinen Ansichten, waren nicht darin

enthalten! Vor der Hand mußte er sich in sein Schicksal ergeben, bei den Ausflügen, die Judith in Roms Umgegend machte, und bei der Besichtigung der Alterthümer, der Kirchen und Kunstwerke immer Lelio an ihrer Seite zu sehen. Dieser hatte ihr einen Musiker empfohlen, wie sie ihn für ihre Studien brauchte und auf ihre Einladung, sie oft zu besuchen, geantwortet:

„Nein, Signora, die Welt, die Sie umgibt, ist meine Welt nicht mehr. Ich suche die Sprache zu vergessen, die man dort spricht; der Gedanken mich zu entschlagen, die dort herrschen, den Bestrebungen mich zu entziehen, die dort verfolgt werden. Kann ich Ihnen aber als Cicerone dienen, so bin ich gern dazu bereit und hoffe Ihnen etwas von der Langweil zu ersparen, welche Sie bei einem gemietheten Cicerone unfehlbar ausstehen müßten."

Judith nahm gern den Vorschlag an und setzte hinzu: „Desto mehr genieße ich Ihre Unterhaltung."

Florentin sagte erbittert: „Signora, Ihr capriciöser Kopf macht es wie Ihre Stimme: beide suchen umsonst ihres Gleichen! Sie haben jahrelang Lelio zum Hausgenossen gehabt und nie eine Vorliebe für seine Unterhaltung geäußert. Kaum verläßt er Ihr Haus, so wird er Ihnen unentbehrlich."

„Unentbehrlich nicht," entgegnete Judith, „aber lieb und angenehm, und ich finde meine Capricen durchaus gerechtfertigt."

„O das finden die Damen immer!“ rief Florentin.

„Dann bin ich ja vollends in meinem Recht,“ sagte Judith lachend, „wenn ich es mache, wie mein ganzes Geschlecht.“ —

Sie fuhr eines Tages mit Madame Miranes, Lelio und Florentin zum Grabe der Cäcilia Metella — dieser Frau, welche das seltsame Schicksal hat, daß ihr Name und ihr Grabmal durch die Jahrtausende gehen, ohne daß man irgend etwas von ihr selbst weiß.

„Und dann ist man noch stolz auf seine Berühmtheit!“ rief Judith. „Und dann freut man sich des Gedankens, daß die Nachwelt unsere Namen aufbewahren werde! Eine gänzlichst unbekannte Frau genießt diese Ehre in weit höherem Grade, als sie unsereinem je zu Theil wird, nur weil ihr Name, in eine Marmortafel geschnitten, ihr Grab anzeigt und weil dies Grab eine Art von festem Thurm ist, der den Jahrtausenden trotzt. Rom kühlt ungemein gegen den Durst nach irdischer Unsterblichkeit ab. Man sieht hier so recht, wie die verschiedenen Epochen in der Geschichte auf einander folgen, wie eine jede ihre Größen hat und wie sie Alle nach und nach untergehen. Rom ist ein ächtes elysisches Gefilde im Sinn des Alterthums: eine Schattenwelt! und ist melancholisch, wie eine solche sein muß.“

„Ist es nicht recht eigenthümlich,“ sagte Lelio, „daß gleichsam ein verlorener Ton aus uralter Offenbarung in die Fabelwelt sich versenkt hat und einen leisen An-

klang der großartigen Harmonie angibt, die im Christenthum zur vollen Erhabenheit sich entfaltet? Die christliche Lehre vom Dasein nach dem Tode — im Himmel für die Heiligen, in der Hölle — für die Verlorenen, im Purgatorium für die, welche dereinst in den Himmel übergehen werden, findet sich, gleichsam durch einen Hohlspiegel verzerrt, in der griechischen Fabel vom Olymp, vom Orkus und von den elysischen Gefilden."

„Der Hohlspiegel ist die Sinnlichkeit, in welche die Griechen versunken waren," sagte Judith. „Die verzerrt alles Große! die Schönheit wird weichlich, die Kraft brutal und ich habe nie begreifen können, wie vernünftige Menschen unserer Tage für die griechische Götterlehre und für das griechische Kunstideal schwärmen konnten. Das Technische der Kunst, die Vollendung und Harmonie der Form, die Behandlung des Materials ist unvergleichlich; aber ein Hercules als Ideal der Kraft, oder eine Venus als Ideal der Schönheit genügen mir nicht."

„Sie stellen das Menschliche idealisirt dar," sagte Florentin. „Was verlangen Sie denn noch mehr, Signora?"

„Daß sich Göttliches in ihnen darstelle."

„Mit der Anforderung gerathen Sie abermals in eine Fabelwelt."

„Oder in die christliche Kunst," ergänzte Lelio. —

Wie ein guter und ein böser Geist standen diese beiden Menschen beständig neben Judith und Jeder redete zu ihr in seiner Sprache und suchte sie zu gewinnen für das Reich, das er vertrat. Aber um jeden Menschen, wenn auch nicht in so ausgeprägten Gestalten, regen und bewegen sich ähnliche Einflüsse.

Während sie das Grabmal betrachteten, das ein Rundbau von so enormer Größe ist, daß er in Roms mittelalterlichen Bürgerkriegen als Festung diente — und nach allen Seiten ihn umgingen, kam von der Stadt her ein Wagen gefahren, in welchem Graf Damian, Corona, Hyacinth und Felicitas saßen. Orest machte eine große Jagdpartie mit, sonst würde er zwar nicht seine Familie, wohl aber Judith begleitet haben. Florentin erkannte schon von Weitem die Ankommenden und rief:

„Da ist die ganze Familie von Graf Orest."

„Wer ist der junge Geistliche?" fragte Lelio.

„Sein jüngster Bruder — ein Schwärmer erster Ordnung! vielleicht kein Betrüger, doch ganz gewiß ein Betrogener."

„Du machst eine Eintheilung und einen Unterschied, als ob Du von den verschiedenen Graden der Eingeweihten in irgend einer geheimen Gesellschaft sprächest," entgegnete Lelio mit großer Bestimmtheit. „Das paßt aber nicht für den katholischen Priesterstand und ich bitte Dich nicht zu vergessen, daß ich Katholik bin und folglich

eine Gleichstellung vom Grand-Orient und von der heiligen Kirche nicht dulden kann."

„Warum denn nicht!" rief Florentin. „Der Priesterstand ist gleichsam die Miliz einer Sache, die er heilig nennt und er schaart sich zu gegliederter Ordnung um seine Anführer, die Bischöfe, welche die Parole ertheilen. Wir sind auch eine Miliz, haben auch eine heilige Sache und empfangen auch von unseren Führern die Parole. Aber an uns ist es, uns jeden Vergleich mit der Kirche zu verbitten."

„Kommen Sie, Lelio!" rief Judith ungeduldig; „wir wollen zum Circus des Maxentius gehen — so nannten Sie ihn ja wohl? — dessen Trümmer man schon von hier gewahr wird." Und rasch schlug sie den Weg dahin ein, ohne einen Blick auf den Wagen zu werfen.

Madame Miranes blieb etwas zurück, nahm die Ankommenden in Augenschein und sagte dann zu Florentin:

„Das ist aber nicht die Gräfin Regina Windeck."

„Nein, es ist die jüngste Tochter von Graf Damian. Die älteste ist im Kloster."

„O Himmel! warum denn das?"

„Fanatismus! Sucht nach besonderen Dingen! Es hieß, sie wolle Fürstin werden und die Heirath sei nicht zu Stande gekommen."

„Und dafür suchte sie Ersatz im Kloster?"

„Ersatz, Trost, was weiß ich! Unglückliche Liebe ist ja immer der Grund, der junge Mädchen in's Kloster treibt."

„Was ist denn aus dem Graf Uriel geworden, der damals in Frankfurt lebte und ein bildschöner und sehr angenehmer junger Mann war."

„Nichts! ein Herumtreiber! ein hochgräflicher Vagabund!"

„Hat er sich auch auf die unselige revolutionäre Seite gelegt?" rief Madame Miranes unbefangen.

„O nein," entgegnete Florentin, äußerst entrüstet über diese naive Frage; „der ist und bleibt ein Ultra unter den Aristokraten. Aber es ist eben nichts Tüchtiges aus ihm geworden, man hat ihn im Staatsdienst nicht brauchen können und so hat er sich auf die ächte faule Seite gelegt: er reist in der Welt umher, ohne Zweck, ohne Geschäft, ohne Sinn."

„Schade um ihn! er war schon damals eine brillante Erscheinung in der Gesellschaft."

„Freilich schade! aber was ließ sich von einer Windecker Erziehung anders erwarten! Wo eine so bigotte Mutter und ein so fanatischer geistlicher Onkel den Ton angaben, mußten Kirchenblumen erzielt werden, ohne Farbe und Duft."

„Welch ein Glück, daß Sie und Graf Orest diesem traurigen Einfluß sich entzogen haben."

„Ja!" rief Florentin jubilirend, „da kann der

Mensch den rechten Gebrauch seines freien Willens an den Tag legen, wenn er sich über die Mißgriffe, die Fehler, die fesselnden Gewohnheiten seiner Erziehung hinaus schwingt und eine neue Bildung sich zu eigen macht.“ —

Als die eine Gesellschaft mit der Besichtigung der Circus-Ruine und die andere mit dem Grabmal der Cäcilia Metella fertig war und jede zu ihrem Wagen zurückkehrte, rief plötzlich Hyacinth:

„Da kommt der heilige Vater! o seht, er kommt des Weges! er geht zu Fuß! in der weißen Soutane — das ist er.“

„Welch ein Glücksstern waltet über uns!“ rief Graf Damian vergnügt.

„Diese Wonne! Lili bekommt seinen Segen!“ jubelte Corona.

Sie hatte einen herrlichen Blumenstrauß von Rosen und Orangenblüten in der Hand; sie riß ihn auseinander, gab die einzelnen Blumen an Felicitas und unterrichtete das Kind, was es zu thun habe. Dann warteten Alle in frohbewegter Spannung, daß der heilige Vater sich nahe. Er ging zwischen zwei Herren seines Gefolges; Andere hinter ihm; in einiger Entfernung fuhren die Wagen langsam nach.

Lelio hatte mit ebenso großer Freude wie Hyacinth seiner Gesellschaft die Ankunft des heiligen Vaters angezeigt, aber nicht dieselbe Theilnahme gefunden.

„Weltlicher Fürst und Priesterkönig!“ rief Florentin; „zwiefachen Hasses werth! o könnt' ich ihm diesen Haß ausdrücken.“

„Nahest Du dich ihm oder sagst Du eine Sylbe, so schlag' ich Dich zu Boden!“ rief Lelio zornesbleich.

„Ruhig, Lelio!“ sagte Judith; „Fiorino weiß, wie er sich in meiner Gesellschaft zu benehmen hat. Sie können aber nicht von uns Ihre papistische Adoration verlangen.“

„Ein fremder Souverän geht uns gar nichts an,“ sagte Madame Miranes; „und was den Glanz betrifft, so haben wir schon ganz andere gekrönte Häupter gesehen.“ —

Sie bildeten eine eigenthümliche Gruppe! Judith stand da, hoch aufgerichtet, kalt und stolz, wie Jemand, der gewöhnt ist Huldigungen zu empfangen, nicht darzubringen. Madame Miranes sah neugierig dem Kommenden entgegen und zugleich verwundert, weshalb Lelio eine solche Verehrung für den alten Herrn äußere. Mit finsterem Trotz in Blick, Mienen und Haltung stand Florentin neben Judith. Aber Lelio löste sich von der unfreundlichen Gruppe ab, die unbeweglich stehen blieb, während er niederkniete, um den Segen zu empfangen, den der heilige Vater im Vorübergehen mild ihm ertheilte. Lelio hätte gern den Staub unter seinen Sohlen geküßt, so zerschmolz ihm das Herz vor Reue bei dem Gedanken, daß er in diesem gütigen, liebevollen

Greise je einen Tyrannen, ein schädliches, unheilbringendes Wesen habe sehen können. Er folgte ihm mit den Blicken und sah, wie aus der Gruppe der Windecker ein Kind ihm entgegen lief, das in Weiß gekleidet einen himmelblauen Gürtel und beide Hände voll Blumen trug. Mit der unnachahmlichen Grazie der kleinen Kinder, die noch von keiner Eitelkeit und Ziererei etwas wissen, streuete Felicitas ihre Blumen auf den Weg und kniete dann neben ihnen nieder. Und der heilige Vater legte einen Augenblick zärtlich seine Hand auf das Haupt des Kindes und ertheilte dann mit großer Freundlichkeit an Corona, Graf Damian und Hyacinth seinen apostolischen Segen. Dann ging er weiter des Weges. Auf der kurzen Strecke hatte sich ein getreues Abbild von dem Urbild aufgerollt, das der Evangelist Marcus von dem Heiland mit den Worten malt: „Und Er war in der Wüste, bei den wilden Thieren; und die Engel dienten ihm.“ Wie der göttliche Heiland, so steht auch die Kirche, die sein Werk fortsetzt, hienieden in der Wüste der Welt — einerseits umheult und umtobt von der Wuth des Satans und von der Bosheit wilder, verderblicher, frecher Leidenschaften — während andererseits alles Gute, alles Heilige, alles Himmlische und Uebernatürliche ihr huldigt. Und je ähnlicher des göttlichen Heilands Stellvertreter, als Oberhaupt der sichtbaren Kirche, in Liebe und Leid Ihm ist: desto mehr wird sich auch in seinem Leben dieser Zug herausstellen

und Niedriges und Böses wird wider ihn wüthend die Zähne fletschen, das Edle und Reine verehrend ihn lieben.

Corona schloß Felicitas zärtlich in ihre Arme und sagte mit feuchtschimmernden Augen:

„Nun hab' ich eine Ahnung davon, wie jenen Müttern um's Herz war, deren Kinder der Heiland segnete."

„Und nun kannst Du auch mit beruhigtem Gewissen auf unsere Audienz im Vatican Dich freuen!" sagte Graf Damian mit freundlicher Neckerei. „Es war Dir doch immer ein Schmerz, nicht wahr, daß Lili als audienzunfähig davon ausgeschlossen und ohne apostolischen Segen bleiben sollte. Jetzt hat sie den besten Theil von uns Allen bekommen."

„Wie gut ist Gott!" rief Corona gerührt; „mit welcher himmlischen Liebe erfüllt er unsere Wünsche!"

„Ja, die himmlischen!" sagte Hyacinth und froh beglückt setzten sie ihre Spazierfahrt fort. —

In Judiths Wagen herrschte nicht dieselbe freudige Stimmung. Florentins Groll äußerte sich durch finsteres Schweigen. Er hatte die Windecker Gruppe aus der Ferne wohl bemerkt und genau beobachtet, und ihr einfach demüthiges Benehmen bildete einen so schlagenden Gegensatz zu seinem grimmigen Haß, daß ihm sein ganzes Herz davon durchstachelt wurde. Die Gesinnung, die sich in jenem Benehmen aussprach, griff ihn absichtslos in seinem innersten Selbst, in Allem, was er liebte und erstrebte, an und deshalb empfand er ein Weh, als sei ihm eine

schwere persönliche Kränkung absichtlich zugefügt. Dies merkwürdige, wenn auch geläugnete innere Bewußtsein der Bosheit, des Unglaubens, der Sünde und überhaupt aller Laster, daß sie durch das bloße Dasein der Tugend, der Gottesfurcht, des heiligen Wandels, der himmlischen Gesinnung — gleichsam verurtheilt und gebrandmarkt sind, beweist, welche ungeheuere Macht die Tugend au übt, wie unausrottbar die Stimme des Gewissens in der Menschenbrust ist und erklärt die Wuth, mit welcher das Böse, wenn es in den Weltgeschicken die Oberhand gewinnt, sich an die Vernichtung des Guten macht. Es kommt aber nicht weiter, als daß es einzelne Träger des Guten vernichtet; denn das Prinzip des Guten ist in Gott, und somit in Sicherheit gestellt vor Dolch, Stilet und Guillotine.

Lelio hing seinen Gedanken nach und verfolgte die labyrinthischen Höhlengänge, mit denen der Geist einer von Gott abgefallenen Menschheit nun schon seit mancher Generation die allgemeine Vergesellschaftung unterminirt hat; diese Krater in denen alle Lava zügelloser Leidenschaften, welche göttlichem Gesetz und heiliger Ordnung den Gehorsam aufgesagt haben, brodelt und gährt; diese Vulkane, die finstere Rauchwolken und schädliche Dämpfe aushauchen und durch diese Vorboten schon genugsam die Gesellschaft bedrohen — bis irgend ein unerwartetes Ereigniß sie schüttelt und die Feuerströme aus ihrer Tiefe auf die Oberfläche bringt und verheerend

ergießt. Er dachte, daß die Lava, die dort kocht, und die Asche, die sich dort absetzt, in ihrem Ausbruch manch Herculanum zerstören, manch Pompeji verschütten werde, sei es in einzelnen Seelen, sei es in den Massen, im Leben des Glaubens wie in den äußeren Verhältnissen. Er dachte, daß auch er seinen Antheil zu dieser unsichtbaren Höllenmaschine beigetragen habe, daß auch er von der fixen Idee des Satans, nichts Höheres über sich anerkennen zu wollen — behaftet gewesen sei, und unwillkürlich drückte er mit einer Geberde voll namenlosem Schmerz seine gefalteten Hände vor die Stirn.

„Was fehlt Ihnen, Lelio?" fragte Judith, die ihm gegenüber im Wagen saß. „Sie haben als ein ächter Papist Ihr Idol angebetet und sind dennoch traurig!"

„Er ist ein bußfertiger Sünder," nahm Florentin das Wort; „und einem solchen ist immer schlecht zu Muth."

„Der Tag wird kommen, wo dem verstockten Sünder noch viel schlimmer zu Muth sein wird," entgegnete Lelio. „Aber Du hast ganz Recht, Fiorino! ich bin bußfertig bis in's Mark meines Herzens hinein und Sie erlauben mir wohl, Signora, Ihnen einen Auftritt zu erzählen, der sich vor sieben Jahren hier in Rom ereignet hat und der Ihnen erklären wird, weshalb man hier Buße und zwar massenhaft, thun, d. h. das Unrecht bereuen, sich bessern und Genugthuung leisten sollte. Der heilige Vater machte damals zum Minister einen Mann, welcher sagte: „Das Papstthum ist die letzte

lebensfähige Größe Italiens und die Sache des Papstes ist die Sache Gottes." Diese Sprache mißfiel der Revolution und Derjenige, der so redete, noch viel mehr, denn er war der Mann dazu, um zu handeln, wie er sprach. Er hätte Freiheiten und Reformen gegeben und befestigt, die weltliche Macht des Papstes zu Ansehen gebracht und dadurch der Revolution, die nach zeitgemäßen Verbesserungen brüllte, den Mund gestopft. In Wahrheit gab es aber für die Patrioten — wie hier die Revolutionsmänner sich nannten — nur eine zeitgemäße Verbesserung, nämlich: den Untergang der weltlichen Macht des Papstes, keineswegs deren Herstellung; denn sie hoffen, wenn der Papst nur erst in Abhängigkeit von irgend einem Monarchen ist, wie ehedem der Patriarch von Constantinopel es von den griechischen Kaisern war — wenn er nur erst heimatslos und machtlos geworden ist, ein Werk- und Spielzeug fremder Politik: dann habe die Kirche ebenfalls den Todesstoß bekommen und das lichte Auge der Welt sei geschlossen und das frische Herz der Welt stehe still. Darauf arbeiten sie hin; das ist ihr letztes Ziel: die Kirche soll untergehen. Die weltliche Macht des Papstes bildet ihr ein Bollwerk — darum falle sie! Nun kam dieser Graf Rossi und erklärte, sie retten, sie befestigen zu wollen und auf gesetzmäßigem Wege, den die Constitution ihm vorzeichnete, die Revolution dämpfen und beruhigen zu wollen. Deshalb wurde Graf Rossi grenzenlos von

den Patrioten gehaßt. Sie hätten ihn bekämpfen können auf constitutionellem Wege, mündlich, schriftlich, ihn stürzen können, wenn's möglich war! Aber nein! die Politik der Venta hat einen anderen Ausdruck, als den der Rede und der Feder. Sie hat das Stilet. Auf der Treppe der Cancelleria vecchia wurde Graf Rossi durch einen einzigen, wohlangebrachten Dolchstoß in den Nacken ermordet. Eine Menge von Menschen war gegenwärtig, auch Nationalgarden und Gensdarmen; Keiner rührte sich, Keiner versuchte den Mörder festzuhalten. Sie waren also entweder mit ihm einverstanden oder gleichgültig gegen die gräßliche That und der Diener des Grafen fand kaum Beistand genug, um den Entseelten in ein benachbartes Zimmer zu tragen. Am Abend durchrasten wüthende Banden mit brennenden Fackeln die Straßen, tanzten unter den Fenstern der unglücklichen Wittwe ihres Schlachtopfers und sprachen ihr Einverständniß mit dem Meuchelmörder unverholen aus. Sie sangen ein Lied, das den Dolch heilig nannte, der einen Verräther traf. Sie wollten Beifall hören — und die abgestumpfte Masse klatschte Beifall. Sie wollten Freudenbezeugungen sehen, zwangen mit Drohungen die Straßen, durch welche sie zogen, zu Illumination — und man illuminirte."

„O genug und übergenug!" rief Judith. „Das erweckt Grauen am hellen Tage. Sie waren doch nicht bei diesen schauderhaften Scenen, Lelio?"

„Nein, Signora! um solche Auftritte wußten nur die Häupter der Patrioten und deren geheime Agenten. Unsereiner erfuhr nur nachträglich die Thatsache und zwar so, daß der Höllenpunsch zu einer Limonade abgeschwächt erschien. Ein beklagenswerthes Ereigniß — einige Excesse — gerechtfertigtes Mißtrauen der Patrioten: so glitt die ganze Begebenheit in den Strom der revolutionären Bewegung hinein. Aber Sie begreifen, Signora, daß man Angesichts einer solchen That mit einigem Recht an Sühnung derselben denken kann."

„Die Geschichte weist dergleichen Thaten in Masse auf," sagte Florentin kalt.

„Nur mit dem Unterschied," entgegnete Lelio, „daß sie in gesetzlich geordneten Zeiten von einem Einzelnen und unter dem Abscheu der großen Menge — hier aber unter massenhafter Theilnahme verübt wurden. In revolutionären Zeiten erlebt man freilich überall, daß ein Theil der Menschheit an edlem Muth und Rechtsgefühl kläglich bankrott macht und mit den Wölfen heult, um nicht für ein Lamm zu gelten und von den Wölfen zerrissen zu werden."

„Dahin kommt man mit Ihren Theorien, Signor Fiorino," sagte Madame Miranes. „Das sehen Sie ja selbst ein und läugnen es auch gar nicht. Aber weshalb sagen Sie sich denn nicht davon los? das fasse ich nicht. Es muß Ihnen ja ganz unheimlich sein in Verhältnissen

zu stehen, die jede Unthat gut heißen, wenn sie in ihr System paßt."

„Ja, Fiorino!" sagte Judith, „Sie können am Ende Ihr Rechtsgefühl so abstumpfen und Ihr Gewissen so verfälschen, daß Sie selbst in Ruchlosigkeit verfallen. Machen Sie es wie Lelio: treten Sie zurück."

„Sie sind eingeschüchtert durch eine That, die in der hohen Politik, welche zuweilen der Geist eines Volks in gewichtigen Momenten ausübt, nicht ungerechtfertigt erscheint," sagte Florentin eiskalt.

„Und Sie sind unverbesserlich!" rief Judith.

„Hörten Sie nicht, Signora," fuhr Florentin fort, „wie Lelio vorhin sein Idol, Papst und Kirche — denn das fällt bei ihm zusammen — „Auge der Welt" und „Herz der Welt" nannte? Mit diesem Auge soll man übereinstimmend sehen, mit diesem Herzen übereinstimmend fühlen — und wer das nicht thut, soll als ein Verworfener gelten. Muß man sich nicht einem solchen Absolutismus gegenüber zur Wehr setzen? und wer thut das, wenn nicht die Männer, welche in allen Jahrhunderten die geistige Freiheit und den Fortschritt der Menschheit vertheidigt und gerettet haben!"

„Die Kirche ist das Auge und das Herz der Welt," sagte Lelio, „weil sie der Menschheit das Licht des göttlichen Glaubens und die Kraft der heiligen Liebe vermittelt, durch welche die Menschheit in Wahrheit frei, in Wahrheit auf die Bahn des Fortschrittes geführt

wird. Das beweist die Geschichte des Christenthums. Es hat sinkende und aufsteigende Epochen, Perioden der Blüte und des Verfalls im Leben der Völker. Spürt man dem Grunde nach, weshalb die Zeiten untergehen, so ist es immer, weil das feindliche Element des hochmüthigen Individualismus bald auf dem Gebiet der Politik, oder der Religion, oder der Literatur — aber immer da, wo eben ein schwacher Punkt sich zeigt, den Einfluß des religiösen Lebens hemmt, stört oder sogar ganz lähmt. Wie gefallene Engel, große Gaben elend verwüstend, bäumen sich dann manche Geister gegen die Kirche auf und nennen diesen Abfall — Befreiung! und augenblicklich, als würden die Pforten des Himmels hinter ihnen zugeschlagen, erlischt in ihnen das übernatürliche Licht des Glaubens und erstirbt in ihnen die übernatürliche Kraft der Liebe; denn sie haben sich freiwillig von dem Auge der Welt und dem Herzen der Welt losgesagt. Verworfene, wie Fiorino sagt, sind sie nicht; die Kirche verwirft Niemand, der ihr anhangen will. Aber sie sind Fremdlinge und ausgeschlossen von den Rechten der Kinder des Hauses — bis zu ihrer Bekehrung, welche Gottes Gnade einem Jeden möglich macht; wie Sie das an mir erlebt haben, Signora."

Judith antwortete nicht; sie hing ihren Gedanken nach und hörte nicht auf Lelio's und Florentin's fernere Gespräche. Sie war trübe gestimmt. Die Begegnung

mit Corona, mit dem heiligen Vater, hatte sie peinlich aufgeregt. Sie dachte mit Unbehagen an diese Frau, an die Mutter dieses engelgleichen Kindes, welche sie aus dem Hause des Gemahls verdrängen wollte; mit Unbehagen an diesen milden Priesterkönig, der nur einen kleinen irdischen Staat und doch ein unendlich großes geistiges Reich beherrschte, in welchem sie ein Fremdling war, und sie fragte sich im Stillen wieder und wieder: Könnte ich denn nicht auch in das Auge der Welt schauen? Sie nahm sich vor, mit Lelio darüber zu sprechen, und als sie nach einigen Tagen mit ihm allein war, sagte sie:

„Haben Sie für mich gebetet, Lelio? In der Villa Diodati versprachen Sie es mir."

„Und ich habe Ihnen Wort gehalten, Signora."

„Und Erhörung gefunden, Lelio; denn ich werde jetzt Gräfin Windeck."

„Das müssen wir erst abwarten, Signora."

„Es handelt sich jetzt meinerseits darum, daß ich die christliche Taufe empfange und ich wünsche, es möge nach dem katholischen Ritus geschehen; dann habe ich das Meine gethan und werde nicht lange mehr zu warten brauchen, mein armer Lelio. Es wird mit jener Ceremonie ein gewisser Unterricht verbunden: kennen Sie einen Geistlichen, der mir denselben ertheilen könnte?"

Lelio unterdrückte mit Gewalt den Ausbruch seiner grenzenlosen Freude und sagte gelassen:

„Ich werde mich umschauen, Signora.“

„Halten Sie es für möglich, daß ich nach dem Empfang des Unterrichtes Ihre Ansichten von der katholischen Kirche bekäme?“

„Für sehr möglich, Signora.“

„Das wäre mir lieb, außerordentlich lieb — bis auf einen gewissen Punkt. Das geistige Leben des Menschen nimmt ab und erstirbt, wenn es beständig von seinem eigenen Fond zehren und aus seinem eigenen Ich schöpfen muß. Hingegen bereichert und entfaltet es sich, wenn es sich um eine objective, über allen vernünftigen Widerspruch erhabene Wahrheit, wie um eine Sonne bewegt. Diesen Mangel empfinde ich schmerzlich — und noch schmerzlicher die geistige Vereinzelung, in welche man ohne eine solche Centralsonne verfällt. Man schließt sich an Kunstgenossen oder an Gesinnungsgenossen an; man versucht es wenigstens. Aber ach! bei solchen Verbindungen spielen Laune, Leidenschaft und menschliche Schwäche eine so große Rolle, daß sie nicht von Dauer sein können. Ich sehne mich nach etwas Unvergänglichem, Lelio, und ich möchte meine trübe, unsichere Erkenntniß durch Untrügliches gesichert wissen. Ich möchte mich anstrahlen lassen vom Auge der Welt, Lelio.“

„Ich glaub' es, theure Signora.“

„Nun sagt man aber, daß die katholischen Priester sich in alle persönlichen Verhältnisse zu mischen und sich

um alles Mögliche und Unmögliche zu bekümmern suchen. Davon kann denn natürlich bei mir keine Rede sein. Dem Hofmeister bin ich entwachsen und meine weltlichen Angelegenheiten besorge ich allein. Sie wissen ja, wie ich durch mein Schicksal, dem meine Neigung entsprach, selbstständig geworden bin. Den überweltlichen Geist, der in der katholischen Kirche lebt, wünsche ich kennen zu lernen, aber keineswegs den vormundschaftlichen Bestrebungen ihrer Priester ausgesetzt zu werden."

„Sein Sie unbesorgt, Signora," entgegnete Lelio lachend, „mit dieser Bürde wird sich Keiner zu befrachten suchen. Was spricht denn aber Graf Orest zu Ihrem Plan?"

„Lieber wär' es ihm, wie mir scheint, wenn ich protestantisch getauft würde. Aber ich kann mich nicht dazu entschließen und weiß weshalb. Und da auch Graf Orest es weiß, so läßt er mir freie Hand, denn er legt wenig Gewicht auf die äußeren Formen des einen wie des anderen christlichen Bekenntnisses. Das wird einen wunderbaren Contrast geben, nicht wahr, Lelio? Abends sing' ich in der Oper und Morgens studire ich den Geist des Christenthums. Ich liebe solche Contraste."

„So lange, bis sie in Conflict mit einander gerathen — nicht wahr, Signora?"

„Zum Conflict kommt es nicht, Lelio! ich trete mit Freuden von der Bühnenwelt in's Privatleben zurück. Mit dem Beginn der Fastenzeit hören meine Verpflich-

tungen hier auf. Hat Graf Orestes bis dahin seine Verhältnisse ordnen können, so steht unserer Verbindung nichts im Wege, und dann ist's auf ewig aus und vorbei mit der berühmten Sängerin Judith Miranes! Sie müssen mir dazu Glück wünschen, Lelio, denn ich freue mich darauf, wie auf eine Erlösung. Bringen die Verhältnisse des Grafen noch eine Zögerung mit sich, so muß man sich fügen; und in dem Fall will ich nach Neapel gehen — doch nur aus Liebhaberei. Jetzt aber wollen wir Rafaels berühmte Sibyllen bewundern, die ja Ihre Kirche Santa Maria della pace schmücken."

Orest stellte sich ein, Madame Miranes erschien, und sie fuhren nach jener Kirche, die ein so wunderschönes Kunstwerk umschließt, wie die Gruppe von vier Sibyllen ist, welche Rafaels Pinsel mit der ganzen Fülle seines Seelenzaubers al fresco an den Bogen einer Kapelle gemalt hat. Da ruhen sie in stiller Sammlung und lassen den Strom des Lebens unbeachtet an sich vorüber rauschen und schauen über ihre Gegenwart und über die kleinen Geschicke der Menschen mit ihren wunderbaren, nicht bloß sehenden, sondern wissenden Augen, in den göttlichen Lebenskeim, den die Zukunft ihnen entschleiert hat, klar hinein. Nie ist das Heidenthum edler, schöner, tiefsinniger aufgefaßt und dargestellt worden, als durch diese Sibyllen. Die Ahnung von einem Erlöser, einem göttlichen Sühnopfer, einem Hineintreten des Göttlichen in das Menschliche, um dieses zu einer

verlorenen Glückseligkeit, zu einer höheren Stufe des Seins zurückzuführen, durchzittert die ganze antike Welt, wie die Schwingung einer Saite, die nur klingt, aber keinen bestimmten Ton anschlägt. Und dies Ahnungsvolle in der antiken Welt, das in ihren größten Menschen, in einigen ihrer Kunstschöpfungen, in manchen Mythen, in einzelnen geheimnißvollen Lehren sich äußert, um dann wieder in einem Meer von wüsten Fabeln des Geistes, von wilden Orgien der Phantasie unterzugehen, gibt ihr einen eigenthümlichen Reiz, etwas Tragisch-Anziehendes. Wie ein Gestirn aus einer anderen Hemisphäre, das nur am Horizont aufleuchtet, um sogleich wieder unter denselben zu verschwinden, steht diese Ahnung von der Offenbarung einer übernatürlichen Liebe tief am Horizont der heidnischen Welt, und deren Wolken und Nebel fluten über sie dahin — ohne sie zu vernichten. Sie bleibt unerschüttert in den höheren Naturen. Der Baalsdienst, das Molochopfer, die bacchischen Geheimnisse gleiten an ihren Augen vorüber, wirbeln die Wolken ihres Taumels, ihrer Berauschung, den Duft ihrer Blumenkränze, das Licht ihrer Fackeln zu ihnen empor; aber sie bleiben unberauscht, unbetäubt, unbeirrt und halten fest an der Ahnung, daß sich die göttliche Wahrheit in anderer Weise offenbaren werde. Und zu diesen erhabenen Naturen in der heidnischen Welt gehören Rafaels Sibyllen. Er hat einen Schönheitscharakter für sie erfunden! Das sind nicht Musen, Grazien,

Göttinnen der antiken Kunst; das sind aber auch nicht Fiesole's und Luini's selige Jungfrauen, nicht Perugino's und Francia's weltentfremdete Heilige; es sind Gestalten, in denen sich die Hoheit ausspricht, welche der gefallenen Menschheit vom Ebenbild Gottes aufgeprägt bleibt, wenn sie, um dies Bild zu bewahren, von den Scheingebilden der Erde sich abwendet. Es liegt eine überirdlsche Schönheit auf diesen Sibyllen; aber übernatürlich ist sie nicht; sie ist noch nicht von der Gnade verklärt.

„O, das ist aber etwas unvergleichlich Schönes!" rief Judith vor dem Gemälde; „man möchte dem Blick dieser Augen nachgleiten, tief und immer tiefer, in die Zukunft hinein, um Das zu schauen, was sie schauen; denn das muß etwas Großes sein, weil es ihnen diesen erhabenen Ausdruck gibt."

„Ja," sagte Lelio, „sie schauen in das verschleierte Auge der Welt."

„Und warum entschleierte es sich nicht vor solchen Seelen?"

„Warum wandeln wir zwischen Wiege und Grab? warum wechseln Tag und Nacht mit einander ab? Es gibt Fragen, Signora, welche nur durch andere Fragen zu beantworten sind."

„Rafael ist unvergleichlich in der Gruppirung," sagte Madame Miranes. „Wie schwierig war sie hier! Vier Frauengestalten über dem Bogen! aber sie treten

so natürlich zusammen, als gäbe es gar keinen anderen Platz für sie auf der Welt."

„Ich finde, daß die Sibylla Samia Ihnen etwas ähnlich ist, Judith," sagte Orest.

„Ich wünschte, die Aehnlichkeit läge im Ausdruck," erwiderte sie — und unwillkürlich trat das Gespräch über die Sibylla persica, das sie einst mit Ernest hatte, vor ihre Seele, als er ihr sagte: die Großartigkeit der Sibyllen bestehe darin, daß sie das Geheimniß von der Menschwerdung Gottes im Geist geschaut hätten.

So fand Jeder vor dem Bilde das, was seine Seele beschäftigte, und lange verweilten sie dabei. Als sie endlich sich entfernten, bemerkte Lelio, daß Orest flüchtig einem jungen Geistlichen seinen Gruß zuwinke, der abseits sein Brevier betete. Lelio begleitete Judith zum Wagen und kehrte in die Kirche zurück, und kniete mit seinem Gebetbuch auf einem Platz nieder, von wo er den Geistlichen im Auge behielt. Die Kirche der Deutschen, Santa Maria dellé anime, mit ihrem Priesterhause, das nach altchristlicher Sitte eine Herberge für fremde deutsche Geistliche bietet — liegt unmittelbar neben der Kirche Maria della pace. Hyacinth pflegte häufig die letztere zu besuchen und Lelio hatte schon öfter den jungen Abbate bemerkt, der mit der Andacht eines heiligen Aloysius betete; hatte ihn auch sogleich erkannt, als Florentin am Grabmal der Cäcilia Metella sagte, das sei Orests Bruder. Nun fand er diesen Bruder eben

hier vor dem allerheiligsten Sacrament, wahrscheinlich in Gebeten für Orest begriffen und schmerzlich bewegt durch diese Begegnung. Sollte er vielleicht das Werkzeug Gottes zu Judiths Bekehrung, zu Orests Rettung sein? Lelio war so ergriffen durch Judiths Entschluß, von einem katholischen Geistlichen sich unterrichten und taufen zu lassen, daß er fortan Alles hoffte von der Barmherzigkeit Gottes, und als Hyacinth aufstand, um die Kirche zu verlassen, ihm folgte und demüthig sagte:

„Signor Abbate, ich möchte die Ehre haben mit Ihnen zu sprechen, weil Sie ein Bruder des Grafen Orest sind, der vor einer halben Stunde hier war. Ich spiele die Orgel hier an der Kirche und wohne ganz in der Nähe bei meinen Eltern.“

„Können Sie nicht zu mir kommen?“ fragte Hyacinth befremdet.

„Sehr gern!“ entgegnete Lelio unbefangen; „nur muß ich Sie allein und, wo möglich, ganz unbemerkt sprechen, denn es betrifft die Bekehrung der Dame, welche Graf Orest so eben begleitete.“

„Ich folge Ihnen, Signor!“ sagte Hyacinth äußerst überrascht durch diese unerwartete Nachricht; und bald befanden sich Beide in Lelio's stillem Zimmer, wo dieser Hyacinth in Kenntniß von seinem Verhältniß zu Judith und von Allem setzte, was er über sie und Orest als Augenzeuge wußte.

„Heute nun," so schloß er seinen Bericht, „hat sie mir erklärt, daß sie sich mit dem Geist des Christenthums bekannt machen wolle. Das ist ihre Art sich auszudrücken. In unserer Sprache heißt es: sie will sich in der Lehre der Kirche gründlich unterrichten lassen — und das heißt so viel, als sich bekehren."

„Doch nicht ganz, Signor," entgegnete Hyacinth; „Stolz und Ehrgeiz sind von je her ein Paar gefährliche Feinde der christlichen Lehre von der Demuth gewesen und das scheinen ja Grundzüge ihres Charakters zu sein. Sie verlangt mehr eine belehrende und anregende Unterhaltung für ihren Verstand, als daß sie sich nach der Offenbarung einer Wahrheit sehnte, von der sie im innersten Wesen zugleich erleuchtet und ergriffen genug würde, um sich mit all' ihren hochfliegenden Plänen ihr zu opfern."

„Man kann das nicht ersehnen, was man nicht kennt, Signor Abbate, und sie steht ja außerhalb der Gnaden des Christenthums, kennt also nur ein natürliches Licht, natürliche Gaben, natürliche Empfindungen. Wer kann sagen, welche Wünsche nach himmlischen Dingen in ihr erwachen werden, wenn sich die himmlische Licht- und Gnadenwelt vor ihr aufthut. Ich meine, Signor Abbate, Sie sollten zu ihr gehen, und ihr sagen, Sie wären der Geistliche, den sie begehrt habe und Sie wären mit mir befreundet. Ich weiß wohl, daß ich dieser Ehre nicht werth bin, aber ich weiß auch, daß Sie um des

bitteren Leidens willen, welches der göttliche Erlöser für mich geduldet hat, mir befreundet sind."

„Wird sie nicht mißtrauisch werden, wenn sie meinen Namen erfährt."

„Den darf sie vor der Hand nicht wissen! Sie brauchen ja nur, wenn sie fragen sollte, Ihren Taufnamen zu nennen."

„Und wenn ich meinen Bruder dort träfe!"

„In den Morgenstunden treffen Sie ihn nie. Dann ist sie immer allein, mit musikalischen Studien und mit Lectüre beschäftigt."

„Was in aller Welt kann aber meines Bruders Absicht sein, da es unmöglich ist, seine Ehe für ungültig zu erklären!"

„Judith selbst scheint es nicht zu wissen. Sie macht sich nur ihrerseits bereit, damit sie keine Verzögerung in die Angelegenheit bringt, sobald diese eine günstige Wendung nimmt."

„Entsetzlich!" rief Hyacinth, „mit einer solchen Kaltblütigkeit ein heiliges Verhältniß zu zerreißen."

„Sie wähnt das Glück des Grafen Orestes zu begründen."

„Ja, sie! aber er! aber er! Ach, ich fürchte fast, er wird noch schwerer zu bekehren sein, als sie. Ihr ist die Gnadenwelt verschlossen gewesen; aber er gehörte derselben an und verläßt sie! und verachtet sie! sein Zustand ist viel gefährlicher."

„Allerdings!“ entgegnete Lelio; „allein uns stehen augenblicklich keine Wege zu Gebot, auf denen wir an seine Seele heran kommen könnten, während sie bei Judith geebnet sind. Ist das nicht eine höhere Fügung, daß sie katholischen Unterricht begehrt?“

„Ich muß mich besinnen, was ich zu thun habe,“ sagte Hyacinth. „Ich muß beten, um den Willen Gottes zu erkennen. Ich muß mich mit so vollkommener Hingebung als Werkzeug ihm anbieten, daß meine Armseligkeit seine großen, liebevollen Absichten nicht vereitelt. Neun Tage muß ich Zeit haben, Signor, schließen Sie sich meiner Novene an.“

„Mit Freuden!“ rief Lelio. „Neun Tage hindurch werde ich die seligste Jungfrau Maria mit dem Gebet der Verbannten im Thal der Thränen, mit dem Salve Regina anrufen, damit auf ihre Fürbitte Judith's Verbannung aufhöre. Glauben Sie mir, Signor Abbate, wenn sie zuweilen mit ihrem tief melancholischen Ausdruck in schweigendes Sinnen sich verliert, so fallen mir die Töchter Israels ein, die ihre Harfen an die Weidenzweige gehängt haben, trauernd an Babylons Flüssen sitzen und weinen, wenn sie Sions gedenken. Nur ist bei ihr der israelitische Typus gänzlich in der Frivolität moderner Allerweltsbildung untergegangen und das Sion, nach welchem sie weint, liegt nicht in ihrer Vergangenheit, wohl aber in ihrer Zukunft.“

„Hat sie denn keine Zuneigung für meinen Bruder?

erwidert sie seine Leidenschaft nicht? Wäre das der Fall, so müßte sie sich ja beglückt und befriedigt fühlen durch die ungeheueren Opfer, die er ihr bringt. Hat sie aber keine Neigung für ihn und handelt sie nur aus Stolz und Ehrgeiz, so werden diese Disteln und Dornen das Wort von der Wahrheit in ihrer Brust ersticken."

„Signor Abbate, ein Frauenherz ist für unsereinen unergründlich! Sie wissen besser Bescheid in der menschlichen Seele, als ich, und werden leichter erkennen, wie es mit Judith beschaffen ist. Ich glaube, daß sie gerührt ist durch die Anhänglichkeit, welche Graf Orest seit Jahren für sie hat; aber ich glaube auch, daß sie weniger davon gerührt sein würde, wenn er nicht reich und nicht Graf wäre. Der Flitter der Bühnenwelt ist ihr unerträglich, aber der Glanz im Privatleben scheint ihr unerläßlich. Ihr muß ein Licht aufgehen, in welchem Glanz und Flitter ersterben und, so Gott will! werden Sie es ihr bringen."

„In neun Tagen geb' ich Ihnen Antwort," sagte Hyacinth. „Beten Sie einstweilen, daß das geschehe, wodurch Gott am Meisten verherrlicht werde, und daß er sich ein passendes Werkzeug dazu erlese. Ich fühle mich dieser Aufgabe, an welcher für Zeit und Ewigkeit so ungeheuer viel hängt, nicht gewachsen."

Sie trennten sich. Lelio frohlockte bei sich selbst: Und er wird es doch sein! gerade er! die Demuth ist ein David, welcher den Goliath des Stolzes besiegt.

Als Judith ihn nach einigen Tagen fragte, ob er noch keinen Geistlichen gefunden habe, sagte er ernst:

„Signora, es ist nichts Geringes, was Sie wünschen und solche Wünsche sind nicht auf der Stelle zu erfüllen. Ich suche und bete."

„Lelio! Sie sind mein wahrer Freund!" rief sie. „Wäre nur erst Alles vorüber! Graf Orest ist sehr verstimmt; er sagt nichts, allein ich fürchte, er kämpft mit großen Schwierigkeiten. Fiorino ist von einer unerträglichen Bitterkeit. Ich möchte ihm täglich, ja stündlich den Laufpaß geben und ich thäte es, wenn ich nicht fürchtete, daß er sich dann bei Graf Orest einnisten würde, was mir nicht lieb wäre, und wenn ich nicht wüßte, daß sich ja in einigen Wochen oder Monaten seine Stellung bei mir von selbst auflöst. O wär' es so weit! wär' ich doch getauft, mit Graf Orest vermählt und fort von hier — weit fort, damit „die Judith" vergessen werde."

„Geduld! Geduld!" entgegnete Lelio; „es wird sich schon Alles entwirren und lichten, wenn man sich nur den himmlischen Führungen überläßt. Suchen Sie nur Graf Orest recht sanft zu stimmen."

„Ach Lelio!" erwiderte sie, „das geht über meine Kräfte. Er ist, wie die guten englischen Wettrenner, die, je näher dem Ziel, desto rascher laufen, bis sie ohne Athem und Besinnung anlangen und selbst von ihrem Reiter nicht mehr gezügelt werden können."

„Diese Eigenschaft ist besser für ein Rennpferd als für einen Menschen,“ bemerkte Lelio trocken.

„Freilich wohl! der arme Orest ist überreizt durch den Druck seiner Verhältnisse, für den er kein Gegengewicht hat.“

„Und an der Seite eines solchen Mannes rechnen Sie auf Glück, Signora?“

„Warum nicht, Lelio? sobald der Druck aufhört, findet er von selbst sein Gleichgewicht.“

„Theure Signora,“ sagte Lelio und schüttelte sanft den Kopf, „der Druck, der auf dem Menschen — auf jedem Menschen — lastet, hat die Bestimmung, ihn höher zu heben, als er ohne denselben steigen würde. Sehen Sie den Vogel an: auf der Erde sind ihm seine Flügel lästig und hindern ihn, seine Füße zu brauchen. Aber seine Last gibt ihm Schwung und er fliegt hoch zum Himmel hinauf. Sehen Sie die Quelle an, wie sie sich bequemen muß, ihr natürliches Bett zu verlassen und in die Tiefe hinabgedrückt zu werden. Aber als ein schöner kräftiger Wasserstrahl steigt sie im Springbrunnen auf, ein kristallner Baum mit perlenden Zweigen; der Druck erhebt und verschönert sie. Das soll auch seine Folge in den menschlichen Charakteren sein. Gerade der Druck soll unseren Willen im Gleichgewicht mit unserer Bestimmung erhalten. Spüren wir keine Last, so gleitet das Leben behaglich dahin und versumpft in den Niederungen der Irdischkeit, wo die edle geistige Natur

der Seele zu kurz kommt. Gönnen Sie dem Grafen Orest ein wenig Druck."

„Seit Ihrer Bekehrung, Lelio, haben Sie eine ganz idealische Auffassung des Lebens bekommen, die mir sehr gefällt, die ich sogar recht gut verstehe und die ich doch nicht zu der meinen machen möchte. Ist das nicht ein wunderlicher Widerspruch?"

„Er ist leider ein sehr gewöhnlicher, Signora! die sinnlich-stolze Natur hängt an ihrem egoistischen Wohlbehagen und bekämpft die höhere Erkenntniß des Geistes."

„O wie wahr!" rief Judith; „o wie haben Sie Recht! Aber, Lelio, was ist es denn, das die sinnlich-stolze Natur in der Menschenbrust besiegt?"

„Signora! das ist das Geheimniß des Kreuzes."

„Werd' ich es je erkennen, Lelio?" fragte sie mit ihrem schwermüthigen Ausdruck.

„Ja!" sagte Lelio zuversichtlich; „durch das Auge der Welt."

Der Weg zu beiden Schicksalen.

In der großartigen Wohnung, welche Judith in einem der prächtigsten Paläste auf dem Corso genommen, hatte sie sich ein Zimmer mit der freundlichen Behaglichkeit eingerichtet, welche den römischen Palästen nicht eigen ist. Sie machen den Eindruck von Wohnungen für ernste, edle, hochherzige Geschlechter, deren Leben in großen Gedanken und wichtigen Thaten verläuft, die zur Erholung wohl prächtige und feierliche Feste und einen Luxus im großen Stil, Hallen mit Marmorsäulen, Säle voll Freskobilder, Sammlungen von Gemälden, Statuen und Vasen kennen, aber keine Ahnung haben von der luxuriösen Eleganz, welche so übertrieben und so kleinlich in der Mode der Gegenwart zum Vorschein kommt. Die meisten Menschen fühlen sich sehr unbehaglich in einem solchen Palast, wo ein Saal zuweilen größer ist, als eine ganze modische Wohnung in Paris und als ein ganzes elegantes Haus im Westende Londons. Judith hatte sich, um diesem Unbe-

hagen zu entfliehen, ein Zimmer nach elegantem Comfort einrichten lassen. Schwere Vorhänge verhüllten die Thüren, ein weicher Teppich bedeckte den Fußboden; ein Marmorkamin erfüllte seinen Zweck und gab Feuer — keinen Rauch; ein Pianino und anderes modisches Mobiliar füllte den Raum. Dies Zimmer hatte Judith für ihre Einsiedelei erklärt. Niemand durfte es betreten außer Madame Miranes, und diese that es nicht, weil sie auf alle Launen ihrer Tochter bereitwillig einging — überdas in ihrem eigenen Zimmer denselben Comfort hatte. Es war ein seltsamer Contrast zu diesem Zimmer und zu Judith selbst, daß sie zuweilen arme Leute, die sich mit Bittschriften an sie gewendet hatten, gerade hier empfing. Sie war sehr wohlthätig, ja mehr als das! sie war theilnehmend für fremde Noth. Weil sie in Gold schwamm, beklagte sie die tausend Entbehrungen der Armen. Sie machte es nicht wie so Viele, welche ihre Gedanken von den Dürftigen abwenden, um nur ja nicht im Vollgenuß des Wohlbehagens durch ein trübes Bild gestört zu werden.

Eines Morgens hatte Judith eine arme Wittwe, die traurige Mutter von vier kleinen Kindern, erfreut und getröstet entlassen. Die Frau ging die Nebentreppe hinunter, welche zu diesem Theil der Gemächer führte und stieß am Fuß derselben auf einen Geistlichen, der zu ihr sagte:

„Ich finde keinen Diener, um mich zu melden. Wie.

komme ich zu der Signora, die hier im ersten Stock wohnt? oder ist es noch zu früh?"

„Zu früh für Diener und Gesellschaft; aber nicht zu früh, wenn Sie ein Anliegen bei der Signora haben. Nur hier hinauf, Signor Abbate! da finden Sie eine Thür; da klopfen Sie an — und die seligste Jungfrau Maria verhelfe Ihnen zu Ihrem Anliegen, wie sie mir zu dem meinen bei der edlen Seele verholfen hat," entgegnete die Frau und trocknete die Thränen ihrer kummervollen Augen.

Das ist eine gute Vorbedeutung! dachte Hyacinth und folgte der Weisung. Judith's Kammerfrau öffnete die Thür, an die er klopfte, nahm ohne Weiteres an, daß Jemand, der so früh und in so demüthiger Haltung auf diesem Wege vorgelassen zu werden wünsche, ein Bittender sein müsse, führte ihn durch ihr Zimmer, machte eine zweite Thür auf, theilte einen Vorhang von dunkelrothem Damast und hieß ihn eintreten. Judith saß am Caminfeuer auf einer niedrigen Causeuse. Neben ihr auf einem Tisch von florentinischer Mosaik stand ein wunderschöner Kasten von Schildkrot mit Silberfäden eingelegt und mit weißem Atlas gefüttert, worin sich eine Menge Schmucksachen befanden, welche sie musterte. Sie trug eine weite Jacke von violettem Sammt mit Zobel besetzt, in die sie sich hüllte, denn es war ein kalter Wintertag. Ein starker Arom von allerlei Wohlgerüchen erfüllte das Zimmer mit einem Duft, welchen

Die kaum bemerken, die an ihn gewöhnt sind, und welcher Anderen oft unerträglich erscheint. War es der Arom, oder eine gewisse orientalische Pracht des ganzen Bildes, oder Judith selbst und das, was er von ihr wußte — und hoffte: genug, Hyacinth dachte unwillkürlich an Maria Magdalena vor ihrer Bekehrung. Er blieb ruhig an der Thüre stehen, als Judith sich von der Causeuse erhob und auch ganz ruhig sagte:

„Was wünschen Sie, Signor?"

„Für mich — nichts!" entgegnete er, „aber" . . . —

„Ich verstehe!" unterbrach sie ihn freundlich; „für irgend ein Werk der Barmherzigkeit!" und sie schloß ein Schränkchen auf.

„Aber ich bitte für Gott um Ihre Seele, Signora," sagte Hyacinth.

„Ah, Sie sind von Lelio zu mir gewiesen!" rief Judith und wendete sich rasch ihm zu. „Sein Sie willkommen! . . . . Sind wir uns schon irgendwo begegnet?" setzte sie hinzu, als sie ihn in's Auge faßte.

„Das kann wohl sein," entgegnete Hyacinth gelassen. „Ich war neulich in der Kirche Maria della pace, als Sie dort mit Lelio die Sibyllen bewunderten."

„Aber Sie sind kein Römer?" fragte sie wieder, als müsse sie eine Erinnerung verfolgen.

„Das beweist meine Aussprache zur Genüge," sagte Hyacinth lächelnd. „Indessen ist die Veranlassung, die mich hierher führt, zu wichtig, als daß sich die Signora

bei meiner armseligen Persönlichkeit aufhalten dürften — vorausgesetzt immer, daß Lelio recht hatte."

„Was sagte Ihnen Lelio, Signor?"

„Sie wünschten die katholische Kirche kennen zu lernen und getauft zu werden."

„Hauptsächlich aber wünsche ich Gräfin" .... — Sie stockte, deutete Hyacinth an, Platz zu nehmen, setzte sich wieder auf ihre Causeuse und nahm einen großen grünen Tafftfächer mit Stäben von Sandelholz zur Hand, mit dem sie spielte und den sie zuweilen als Schirm gegen die Flamme vor das Gesicht hielt. Sie fühlte sich verlegen und suchte nach Worten. Als sie aber schwieg, sagte Hyacinth nach einer Weile sanft und ruhig:

„Sie wünschen Gräfin Windeck zu werden. Lelio hat mich auch davon in Kenntniß gesetzt. Erlauben Sie mir aber zu fragen: weshalb wünschen Sie es?"

„Um glücklich zu werden."

„Sie wissen also, daß Sie in dieser Verbindung Ihr Glück finden werden?"

„Ich hoffe es."

„Und worauf gründen Sie diese Hoffnung?"

„Auf die Liebe des Mannes, mit dem ich mich zu verbinden denke."

„O Arme!" sagte Hyacinth mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes und des innigsten Mitleides.

„Er ist geprüft und bewährt, Signor! es ist eine

jahrelange Neigung — oder Leidenschaft! es ist kein verfliegender Rausch. Mein Leben war von der Art, daß ich den Unterschied wohl kennen gelernt habe und daß nichts mir wünschenswerth erscheint, als der Besitz eines treuen Herzens."

„O Arme!" wiederholte Hyacinth."

„Nicht doch, Signor!" sagte Judith bewegt; „ich bin ja reich. Ich habe ja Alles, was Tausende umsonst ersehnen und was sie beneiden: Naturgaben und Vorzüge glänzender Art. Ich werde bewundert, angebetet; wo ich erscheine, erwarten mich Triumphe und Feste; ich versetze große Massen in einen Taumel von Wonne und Entzücken, weil ich die Kunst verstehe, d i e Saite in der Menschenbrust anzuschlagen, die am stärksten vibrirt: die Leidenschaft. Ich herrsche über diese Massen; ich stimme sie auf meinen Ton. Das ist ein großer Genuß. Das ist die Art, wie das Weib am feinsten seine Herrschaft üben kann und herrschen — ist nun einmal eine Wonne! Ich habe auch Gold und bin durch mein Vermögen vollkommen unabhängig. Sie sehen also, daß ich reich bin. Nur macht dieser Reichthum mein Herz nicht glücklich. Das hab' ich erkannt in diesen sieben Jahren meines Kunstlebens und deshalb will ich all' die schimmernde Herrlichkeit verlassen und da mein Glück suchen, wo das Menschenherz es findet — in der Liebe."

„O Arme!" wiederholte Hyacinth.

„Schweigen Sie, Signor, mit Ihrem entsetzlichen:

„o Arme!“ rief Judith heftig. „Wenn Sie das sagen mit diesem Blick und diesem Ton: so verwandeln Sie mir die Marmorwände in Thonscherben und Sammt und Seide in Spinnweben — und diese Juwelen in Kieselsteine — und meine Kleider in Lumpen — und meine Hoffnung auf Glück in Fiebertraum — und mich selbst in eine Bettlerin.“

„O Arme!“ sagte Hyacinth. — — —

„Wer ist denn in Ihren Augen reich, Signor?“ fragte Judith nach einer Pause des Nachdenkens mit Fassung.

„Wer Gott besitzt.“

„Dann haben Sie ganz Recht, mich arm zu nennen, denn Gott gehört weder zu meinem Reichthum, noch zählt er mit in meinem Glück.“

„Aber Sie glauben an ihn? an einen persönlichen, außerweltlichen Gott?“

„Ich habe einmal gehört,“ sagte Judith sinnend, „ein gewisser Fixstern sei so weit von unserem Planeten entfernt, daß sein Licht drei Millionen Jahre brauche, bis es zu uns komme. Da die Astronomie das berechnet hat, so nehm' ich es als eine ausgemachte Wahrheit an — und glaube es. Allein dieser Fixstern mit seinem drei Millionen Jahre alten Licht ist mir so fern, so fremd, so unerreichbar, daß er mich, wie man zu sagen pflegt, nicht warm noch kalt macht. Ich habe nichts mit ihm zu schaffen noch zu

theilen, er hat auf mein Dasein keinen Einfluß, ich denke nie an ihn. Und so ungefähr geht es mir auch mit Gott. Es gibt ja eine Gotteskunde, wie es eine Sternkunde gibt. Ich nehme an, daß auch sie die Wahrheit lehrt und glaube an einen Gott, der außerhalb seiner Schöpfung steht und von ihr unabhängig ist. Aber ich bin so wenig mit ihm in Verbindung, wie mit jenem Fixstern, und die ganze Welt rollt zwischen ihm und mir auf und ab. Versuche ich es, an ihn zu denken, so erlahmt der Geist oder irrt in der Zersplitterung der Gedanken umher. Ich finde keine Leiter, die mich zu ihm führte, keinen Faden, der mich an ihn fesselte. Jeder Aufschwung dazu macht mich muthloser, weil ich auf dem nämlichen Punkt mich immer wiederfinde, und da in meiner Familie von dem religiösen Leben, wie es bei den altgläubigen Israeliten existiren soll, nie eine Spur war, so hab' ich auch nie ein Beispiel vor Augen gehabt, daß es Anderen anders gehen könne, als mir."

„Aber Sie sahen Christen, Signora; und Sie sollten bei denen nie etwas Anderes wahrgenommen haben?"

„Signor!" sagte Judith und schlug ihre Augen fest und klar zu ihm auf; „Sie merken gewiß, daß ich mich bemühe, aufrichtig Ihre Fragen zu beantworten. Vergeben Sie mir also, wenn ich etwas sage, das Sie verletzen könnte. Ja, ich habe Christen gesehen, habe immer unter ihnen gelebt und verkehrt. Aber Sie wissen,

in dem Weltverkehr und in dem gesellschaftlichen Treiben sucht man Unterhaltung, Zerstreuung, eitle Freuden, auch Schlimmeres noch; und was man sucht, findet man. In Ball- und Opernsäle verirrt sich das Glaubensleben nicht hinein, oder — sollte es ausnahmsweise geschehen, so trägt doch Jedermann viel zu wohlerzogen die Toilette der großen Welt, um ahnen zu lassen, was in seiner Seele vorgeht. Und so kenne ich denn unter den Christen nur zwei Menschen, in deren Leben Gott wirklich mitzählt — und es sind die beiden einzigen Männer, vor denen ich Achtung habe."

„Ohne Zweifel ist der eine von ihnen — Graf Windeck und Sie setzen deshalb ein so großes Vertrauen in ihn?" fragte Hyacinth.

„Nein, Signor!" entgegnete Judith gelassen. „Graf Windeck nimmt, vermöge seiner treuen Liebe für mich, einen ganz besonderen Platz ein. Der eine jener Männer ist unser Freund Lelio, der mir von dem Augenblick seiner Bekehrung an so lieb und achtungswerth geworden ist, wie ich früher nie geahnt habe, daß er mir sein könne. Der Andere ist Ihnen unbekannt und ist auch gänzlich aus meinem äußeren Leben verschwunden. Aber zuweilen, wenn ich recht menschenmüde bin, denke ich an ihn, und das erfrischt meine Seele. Er war der schlichteste, einfachste Mensch von der Welt, kindlich unter seinen grauen Haaren. Ernest hieß er und Maler war

er. Ich habe ihn hier im Capuzinerhabit von fern gesehen. Auf diese beiden Menschen beschränkt sich meine Kenntniß von d e n Christen, die Ihnen bei Ihrer Frage im Sinn lagen."

„Und haben Sie nie gewünscht, im Denken und Sein diesen Männern ähnlich zu werden?"

„Ganz außerordentlich," entgegnete Judith mit feinem Lächeln, „wenn es möglich wäre es zu werden, ohne meine Eigenthümlichkeit aufzugeben."

„Ueber d e n Punkt sein Sie außer Sorge, Signora!" sagte Hyacinth lächelnd. „Niemand liebt die Mannigfaltigkeit mehr, als der liebe Gott! das beweist seine Schöpfung im Allgemeinen wie im Einzelnen — und jede Eigenthümlichkeit, das größte Genie, wie die beschränkteste Intelligenz — die begeisterte, wie die nüchterne Seele — das volle schwunghafte, wie das mäßig begabte Herz: Alle ohne Ausnahme gelangen zu der ihnen möglichen Stufe der Vollkommenheit nur dadurch, daß sie Gott zum Mittelpunkt ihres Lebens machen."

„Gelangen Viele zu der Stufe von Vollkommenheit, die ihnen erreichbar war?"

„Das kann allein der allwissende Gott entscheiden. Wir wissen nur, daß die Mittel dazu einem Jeden zu Gebot stehen."

„Es werden aber große Opfer verlangt, um sie zu erreichen; und an der Eigenthümlichkeit wird so viel

geschliffen und gemodelt, daß wenig davon übrig bleiben mag."

„Signora, ich sehe da in Ihrem Schmuckkasten einige wunderschöne Smaragden. Ehe sie geschliffen waren, mögen sie noch Einmal so groß gewesen sein, als sie jetzt sind, und dennoch sind sie jetzt ungleich schöner und kostbarer als zuvor, denn das Licht spiegelt sich in all ihren Facetten und lockt den glühenden Glanz ihrer Farbe funkelnd hervor. So soll von der Eigenthümlichkeit des Menschen, von seinem Charakter, seinem geistigen Wesen, welche ihm sein besonderes Gepräge geben, nur Das verschwinden, was dessen Schönheit beeinträchtigt und was das Licht hindert, den spielenden Farbenzauber erstrahlen zu lassen."

Judith hatte die Smaragdnadel in ihre Hand gelegt, betrachtete sie nachdenkend und fragte:

„Aber was ist das für ein Licht, welches dem geistigen Sein des Menschen seine Schönheit gibt?"

„Das ist der menschgewordene Gott, Christus, der Erlöser der Welt. Auf jeder Facette unseres Wesens sollen wir sein Abbild tragen: dann sind wir schön! Da wir aber statt dessen unser eigenes Bild oder die Abbilde der Welt tragen, welche durch die Sünde verzerrt und entstellt sind, so muß das erst abgeschliffen werden, bevor die Spiegelung eintreten kann."

„Die Sünde!" rief Judith im Ton des Vorwurfes;

aber es begehen doch nicht alle Menschen Sünden, welche den Charakter entstellen und das Herz verderben."

„Ich weiß nicht, welchen Sünden Sie das Privileg ertheilen, Signora, den Charakter zu verderben."

„Nun, z. B. dem Geiz, der Heuchelei, der Lüge."

„Nicht wahr, Signora," fragte Hyacinth mit sanftem Lächeln, „Sie sind großmüthig? und Sie sind des Comödienspiels so überdrüssig, daß Sie die Comödie der Welt im Fach der Heuchelei und Lüge nicht mitspielen mögen?"

„Sie können Recht haben, Signor."

„So macht es der Mensch: diejenigen Fehler und Leidenschaften, die er nicht hat oder die seinen guten Eigenschaften entgegengesetzt sind — nur die nennt er Sünde. Was er aber bei sich selbst findet" .... —

„Nennt er Schwäche, traurige Schwäche, die seiner irdischen Natur anklebt," unterbrach Judith ihn ruhig. „Und was nennen Sie denn Sünde, Signor?"

„Ich bin nur das Organ der lehrenden Kirche und sie spricht: Die Sünde ist eine Uebertretung des göttlichen Gesetzes. Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde mit einer liebenden Seele, welcher die Liebe zu ihrem Urbild innewohnt; aber nicht als Zwang, nur als Neigung, denn die Liebe hat nur dann Werth, wenn sie auf besonnener freier Wahl beruht. Sie ist kein Feuer, das den ersten besten brennbaren Gegenstand ergreifen und verzehren darf; sie soll das suchen, was ihre Flamme

dauernd nährt, ohne Zerstörung um sich her zu verbreiten. Gott ließ dem ersten Menschenpaar die Wahl, ob es seiner himmlischen Bestimmung gemäß in der Liebe und Anbetung der göttlichen Schönheit alle Kräfte seines Wesens entfalten und in ihrer Entfaltung selig sein wolle; oder ob es zum Gegenstand seiner Liebe Etwas machen wolle, was Gott nicht ist. Wie unsere Stammeltern wählten — das wissen wir! sie mißbrauchten die himmlische Gabe ihrer Freiheit zu einem beweinenswerthen Act ihres Willens, sagten ihrem Schöpfer den Gehorsam auf und wendeten sich dem Bösen zu, das er verboten hat. Darum sagt einer unserer größten und heiligsten Kirchenlehrer, St. Augustinus, mit energischer Kürze: Die Sünde ist die Verachtung der Liebe Gottes."

„Ah Signor!" rief Judith, „wenn das Sünde ist, ach! dann gibt es viel Sünde auf Erden! denn wer denkt überhaupt an die Liebe Gottes!"

„Bei Jedem von uns wiederholt Gott die Prüfung, welcher er unsere Stammeltern unterworfen hat, und wie wir dieselbe bestehen, das kann Jeder sich selbst am Besten beantworten. Die göttliche Liebe, die uns selig machen will in Ewigkeit, wenn wir mit kindlichem Gehorsam ihr anhangen — sie wird verschmäht und gedankenlos, wie ein um sich fressendes Feuer, werfen wir unsere Liebe auf Dinge, die unserer sinnlichen Natur schmeicheln und ziehen unserem Gott — einen Apfel vor."

„Das ist gräßlich wahr!“ rief Judith und schlug die Hände in einander. So macht es der Mensch. Aber sind das wirklich seine uranfänglichen Geschicke? sind es nicht Parabeln? nicht Mythen?“

„Und wenn es der poetische Ausdruck für eine allgemeine Wahrheit wäre, so hätte Ihr Ausruf, so gut wie die innere Geschichte jedes Menschen, ihm beigestimmt. Allein Sie werden wohl wissen, Signora, daß es wirklich und wahrhaft die uranfänglichen Geschicke der Menschheit sind, welche in den heiligen Büchern der Offenbarung von dem gotterleuchteten Moses aufgezeichnet wurden. Sie sagten ja vorhin, daß Sie der Gotteskunde Glauben schenkten. Nun, ein solcher Gotteskundiger war Moses gewiß. Kommen Ihnen Zweifel, so ist das nur die Folge der Schwankungen, welche im menschlichen Verstande, in seiner Fassungsgabe und Urtheilskraft vor sich gehen. Auf der Höhe der Intelligenz ruhet der Glaube, wie die Krone auf einer Geisterstirn. Bei Ihnen vielleicht erst im Keim, als Glaubensbedürfniß, oder als Wunsch und Verlangen zu glauben; aber der Keim ist vorhanden, wie in jedem Menschen, der mit Vernunft begabt ist. Der Glaube ist das Band zwischen der Seele und ihrer Heimath. Er gibt ihr die Anwartschaft auf ein Bürgerrecht, welches Sie, Signora, gewiß nicht im Staube des ärmlichen Erdenlebens suchen.“

„Wenn wirklich in jeder vernünftigen Seele der

Glaubenskeim ruht, warum entwickelt er sich nicht? warum bleibt der Mensch in seinen Zweifeln, in seinen Verneinungen? warum wendet er sich von der göttlichen Offenbarung ab und seinen eigenen Ideen zu, an die er mit Fanatismus glaubt, während sie Anderen durchaus verkehrt erscheinen?"

„Weil der Mensch seinen freien Willen hat. Wie er der Liebe eine verkehrte oder rechte Richtung geben kann: so kann er den Glaubenskeim entwickeln oder ersticken. Glaube und Liebe werden ihm nicht wie etwa Seh- und Gehörwerkzeuge ein für alle Mal äußerlich gegeben. Wenn das wäre — wo bliebe seine sittliche Freiheit? und fehlte ihm die, wo wäre dann seine Würde, seine Tugend? Gab Gott dem Menschen die Vernunft und die Fähigkeit, das göttliche Gesetz mit dem Glauben annehmen, und mit der Liebe umfassen zu können: so mußte er es dem Willen des Menschen anheim stellen, Beides auch verwerfen zu können. Christus sagt: „Ich stehe vor der Thür und klopfe an." Diese Thür kann verschlossen bleiben und kann geöffnet werden. Zum Oeffnen — treibt die Gnade an; zum Verschließen — die Sünde; oder die Neigung zu ihr."

„Und wenn wir öffnen, Signor?"

„So tritt Christus bei uns ein, der verheißene Erlöser und nimmt Wohnung bei uns. Er richtet die gefallene Natur wieder auf, er stellt die Kraft der sündensiechen Seele wieder her, er bringt ein himmlisches Leben

da hervor, wo schon der Verwesungsqualm des ewigen Todes brodelte. Er gießt ein übernatürliches Licht dort aus, wo schon die Regionen der ewigen Finsterniß herauf dämmerten — und dies Licht erleuchtet und verklärt die Seele, befähigt sie zu hoher Erkenntniß, zu reiner Liebe und zur Beharrlichkeit in der Kindschaft Gottes."

„Bin ich kein Kind Gottes, Signor?"

„Doch, Signora, denn Sie sind sein Geschöpf — und zu jedem seiner Geschöpfe hat er gesagt durch den Mund des Propheten: Mit ewiger Liebe lieb' ich dich; darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte. Aber er trauert noch um Sie. Sie haben sich noch nicht unter seine schirmenden Flügel geflüchtet, die er ausbreitet, wie eine Henne für ihre Küchlein. Das Licht Christi, die heiligmachende Gnade, ist noch nicht in Ihre Seele eingedrungen und diese ist noch nicht zu gottgefälliger Schönheit gelangt."

„Und das Alles — weil ich Ihren Christus nicht kenne?" rief Judith scharf.

„Mein Christus ist Ihr Christus und ist der Christus der ganzen Welt," sagte Hyacinth gelassen. „Was wäre die Erlösung, wenn sie nicht einen erlösenden Einfluß auf die Seele übte, der sie zu Theil wird, und sie edler und besser machte, als sie zuvor war! Könnte die gefallene Menschheit ohne den Erlöser zur gottgefälligen Schönheit sich entwickeln und durch ihre natürlichen Gaben und Kräfte sich zum Haß der Sünde und

zur Liebe Gottes erheben: so wäre freilich der Erlöser etwas ganz Ueberflüssiges im Leben der Menschheit. Der moderne Unglaube hat ihn auch dafür erklärt; denn der moderne Unglaube liebt die Sünde, schwimmt in Sünde, trinkt die Sünde wie Wasser und wünscht durchaus nicht mit ihr zu brechen und sich vom Lucifersdienst zur Anbetung Gottes hinzuwenden. Ihm ist Christus unbequem; darum nennt er ihn eine Fiction, eine Priestererfindung, um die Gewissen zu schrecken und um in seinem Namen die Seelen zu beherrschen. Und etwas der Art ist Ihnen durch's Gedächtniß geflogen, als Sie im Ton des Vorwurfes sagten: Ihr Christus!"

„Wenn Sie sich mit mir vergleichen," fragte Judith, „halten Sie sich dann nicht für ein unsäglich bevorzugtes Wesen?"

„Was die Gnade betrifft — unsäglich bevorzugt, denn ich bin im Christenthum geboren und bei meinem Eintritt in's natürliche Leben empfingen mich alle Gnaden des übernatürlichen Lebens, welche Christus, der menschgewordene, der gekreuzigte, der eucharistische — uns erworben hat, und fort und fort uns spendet. Was aber mein Verdienst betrifft — ach Signora, da fürchte ich, daß ich, trotz so großer Gnaden, doch keinen Vorzug vor Ihnen habe."

„Glauben Sie nicht, daß Gott mit besonderem Wohlgefallen auf Sie herabschaut?"

„Wie könnte ich das glauben, Signora! jeder Blick

in mein Herz zeigt mir — nach Innen ein Gewimmel von bösen und sündhaften Neigungen und nach Außen — Fehler und Flecken auf all meinem Thun."

„Das Alles sehen Sie in sich, Signor?" rief Judith staunend; „und ich — ich nehme nichts der Art in mir wahr!" — Sie legte ihr Gesicht in ihre Hände und setzte nach einer Pause hinzu: „Das Licht der heiligmachenden Gnade, wie Sie es nennen, ist mir noch nicht aufgegangen, und ob es geschehen wird, weiß ich nicht! ich fürchte mich."

„Durch den Mund des Propheten ruft Gott auch Ihnen zu: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir. Ich habe dich erlöst und dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein."

„Es muß ein entsetzlicher Moment sein zu entdecken, daß man in sich, gleichsam mit seinem Herzblut, ein Schlangengewimmel nährt, und ich begreife nicht, wie Sie davon so gelassen reden können, Signor. Ich würde darüber verzweifeln. Ich kann es nicht ertragen, den Menschen — sowohl mich selbst als Andere — in solcher Erniedrigung zu sehen."

„Und zu dieser Erniedrigung des gefallenen Menschen hat sich der Erlöser herab gelassen, Signora, hat ihr in's Auge und in's Herz geschaut, hat gesehen, daß er rettungslos unheilbar sei, wenn nicht die Todeswunde des Bösen, welche die Sünde ihm schlug, geschlossen werde; hat im wunderbaren Geheimniß seiner Mensch-

werdung, der menschlichen Natur die Vereinigung mit der göttlichen — und die Theilnahme an einem göttlichen Leben gebracht und hat der Majestät Gottes gegenüber seine heiligste Menschheit zu einem Sühn- und Schlachtopfer für den Abfall der unheiligen gemacht. Und dieser Christus steht jetzt auch vor Ihrer Thür, Signora, und klopft an und ist bereit, Ihnen die Theilnahme an seinem göttlichen Leben zu gönnen."

„Was wird aus uns, wenn wir ihn aufnehmen?"

„Der neue Mensch, Signora! Der Mensch ist jetzt nicht mehr in dem Zustand, in welchem er einst aus der Hand Gottes hervorging. Er bringt auf die Welt das Stigma des Sündenfalles mit, in welchen der Stammvater seine ganze Nachkommenschaft bis zum Ende der Zeit verwickelt hat. Das ist die Erbsünde — dies unergründliche Geheimniß, welches das Gemisch von Erhabenheit und Niedrigkeit in jedem Menschen erklärt. Er hat etwas vom Engel und etwas vom Thier: Himmelssehnsucht und gemeine Begierden, einen erhabenen und einen groben Instinkt, edle und brutale Neigungen. Er trägt das Ebenbild Gottes an der Seele — und dem Leibe nach, von Staub und Asche, von Fleisch und Blut, steht er in einer Reihe mit den unvernünftigen Creaturen. Daraus entspringt eine zwiefache Sympathie, die von zwiefachem Gesetz angezogen wird: die eine — für das Schöne, das Geistige, das Ewige, das Unsterbliche; die andere — für Sinnliches und für

rohen Genuß. Das göttliche Gesetz begehrt vom Menschen Gehorsam und Unterwerfung. Das Gesetz der gefallenen Natur macht denselben Anspruch und die böse Begier bäumt sich gegen Gott auf. Folgt ihr der Mensch, so begeht er eine Sünde — und je mehr er ihr folgt, desto schwächer wird seine Kraft für das Gute und für den Widerstand gegen die böse Begier. Welche Kämpfe aus dieser Doppelrichtung, aus diesem Streit von zwei entgegengesetzten Elementen, welche in der menschlichen Natur begründet sind — für jeden Menschen hervorgehen, welche Niederlagen er leidet, mit welchen Anstrengungen er sich aufrichtet, wie er sich verzweiflungsvoll zu einer Bahn gedrängt fühlt, die er verabscheut, wie er sehnsuchtsvoll nach lichter Schönheit verlangt, die ihm in den Höhen vorschwebt und zu der er sich nicht zu erheben vermag: das hat der Apostel Paulus in den zwei Worten ausgedrückt: Das Gute, das ich will — thue ich nicht, und das Böse, das ich nicht will — das thue ich. Unser himmlischer Instinct ist nicht stark genug, um die Neigung der sündigen Natur zu den Dingen der Erde zu besiegen; das lehrt uns jeder unbefangene Blick, den wir in uns selbst werfen. Er sollte triumphiren, aber ach! er wird von ihr erstickt, wenn die Gnade ihm nicht zu Hülfe kommt und ihn in Tugend verwandelt, indem sie ihn zur Richtung des Willens auf das Gute, auf Gott, macht. Hinter der starren, rauhen Rinde eines Baumes steigt ein

wunderbarer Lebenstrieb auf und ab, der ihn mit überraschender Schönheit, mit Laub, Blüten und Früchten schmückt. So steht die himmlische Pflanze des übernatürlichen Menschen hinter der groben Rinde der gefallenen Natur, und Christus muß kommen und den übernatürlichen Menschen in seinem Blut baden, mit seinem Fleisch nähren, mit seinem Licht erleuchten, mit seinem Geist heiligen, so daß dieser sich nicht mehr von der groben Rinde überwuchern läßt, sondern in Blüten des Lichtes und Früchten der Gnade ausbricht. Das Leben Christi in uns ist der neue Mensch; der zweite Mensch — wie der Apostel Paulus mit großartigem Ausdruck sagt. Der erste Mensch ist der gefallene Stammvater, der die Menschheit mit sich abwärts reißt und ihr Repräsentant ist. Der zweite Mensch ist der Erlöser, der die Menschheit in die Gnadenordnung einführt und sich zu ihrem Stellvertreter macht."

„Nun weiß ich, was mit Lelio vorgegangen ist!" rief Judith. „Die Gnade hat die sündige Natur überwunden und deren Uebermacht von dem himmlischen Menschen hinweg genommen, der in ihr schmachtend gefangen lag. Christus ist in geheimnißvoller Weise in ihn eingegangen und lebt geheimnißvoll in ihm fort. Lelio ist ein Christusträger geworden, ein Christ geworden! .... denn Christ und übernatürlicher Mensch ist ja Eins und Dasselbe — wenn ich Sie recht verstehe, Signor?"

„Ganz recht, Signora,“ entgegnete Hyacinth, „und all unser Elend rührt daher, daß die Christen das Christenthum als etwas Aeußerliches betrachten und ihre Verpflichtung vergessen, so zu leben, wie es sich für Christusträger — um Ihren Ausdruck zu brauchen — geziemt. Sich zur Ebenbildlichkeit Gottes in der praktischen Nachfolge Jesu auszuleben: das soll das Charakteristische, das Wesentliche des Christen sein; dazu empfängt er die Gnade durch die heiligen Sacramente, die, wie unsichtbare Canäle durch die übernatürliche Welt laufen und seiner Seele das Blut Jesu zuführen, worin sie den Quell und die Kräftigunz ihres Lebens findet. So verstanden es die ersten Christen Alle. Sie waren bekehrte Heiden und Juden. Sie waren auf's Tiefste von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ihre Bekehrung zum Christenthum keine andere Folge haben dürfe, als die: sich nach dem Beispiel ihres Erlösers ganz und ohne Rückhalt Gott hinzugeben. Sie betrachteten den Christen als einen himmlischen Menschen, der, wie ein wandernder Fremdling auf Erden weilt; dem es zwar gestattet ist, sich Hütten zu bauen und sich darin niederzulassen mit Denen, die Gott ihm an's Herz gelegt hat und die er die Seinen nennt — der aber bereit sein soll, von den Ansiedelungen seines Glückes zu scheiden, wenn der Wille Gottes es verlangt, oder wenn höhere Fügungen es gebieten; als einen himmlischen Menschen, der zwar zu seiner heilsamen Demüthigung und täglichen

Prüfung mit seiner sündigen Natur und deren Trieben und Begierden verbunden bleibt, aber nicht mehr auf sie hören und noch weniger ihnen folgen darf; der sich hingegen ganz den Anregungen der Gnade hingibt, ganz sich leiten läßt vom Geist Gottes, ganz sein Leben gestaltet, seine Ansichten bildet, sein Urtheil bestimmt, seinen Maßstab der Dinge führt nach übernatürlichen Grundsätzen, welche die christliche Glaubenslehre ihm darbietet. Für die ersten Christen war die Taufe eine ewige Scheidung zwischen ihnen und Welt und Teufel, eine unbedingte Aufopferung an Gott und Verzichtung auf ihr Ich, ein unwiderrufliches Bündniß mit dem übernatürlichen Leben, das ebenso unwiderruflich die Abwendung von der Sünde in sich schloß; eine Liebesvereinigung mit Christus. So gingen sie aus der Taufe hervor, und in dieser Reinheit des Gewissens und der Absicht suchten sie sich zu erhalten durch großen Eifer zum Gebet, zum Empfang der Sacramente, zum Anhören der Auslegung des Evangeliums, zur pünktlichen Ausübung aller christlichen Tugenden. Kam dann der Tod, gleichviel in welcher Gestalt — ob in den Martern der Verfolgung, ob in dem bekannten Kleide von Alter und Krankheit — so schieden diese, den Genüssen der Welt und den Leidenschaften des Herzens abgetödteten Menschen freudig von einer Erde, die ihnen nichts gewesen war, als eine Schranke, welche sie von dem Gegenstand ihrer einzigen Liebe — von Gott trennte."

„Und dies Geschlecht ist ausgestorben?" fragte Judith traurig.

„Nein, Signora," entgegnete Hyacinth, „das stirbt nicht aus! das Blut Jesu hat nicht seine reinigende und heiligende Kraft verloren. Nur kamen damals seine Wirkungen in gedrängter Fülle in dem, verhältnißmäßig zur Jetztwelt, kleinen Häuflein der Christen und bei den Bekehrten zum Vorschein, die mit vollem Bewußtsein das Christenthum als die höchste, die göttlichste Gabe empfingen; während jetzt, wo es über die ganze Erde ausgebreitet und durch beweinenswerthe Irrlehren vielfach gefälscht ist, der Weltgeist sich auch vielfach hinein gedrängt und die Menschen stumpf gemacht hat für das eigentliche innerste Wesen des Christenthums. Aber Gott Dank! es fehlt auch nicht an Seelen, denen es sich in seiner himmlischen Schönheit erschließt und die mit dem Apostel Paulus verlangen, sich selbst abzusterben, um in Gott wieder aufzuleben."

„Dies Verlangen also ist eine unerläßliche Bedingung, Signor, um nicht dem Namen — sondern dem Wesen nach ein guter Christ zu sein?"

„Eine unerläßliche, um den Weg der christlichen Vollkommenheit zu betreten und auf demselben fortzuschreiten."

„Und davor soll sich das Menschenherz nicht fürchten? vor dieser Bedingung kein Grauen empfinden? Seine Wünsche, Neigungen, Bestrebungen, seine Liebe,

seine Hoffnungen, sein innerstes Eigenthum — Alles soll es opfern, um zu einer geheimnißvollen Lebensgemeinschaft mit diesem, wenn auch nicht unbekannten, so doch verborgenen Gott zu gelangen, der nicht seines Gleichen ist und der in seiner seligen unzerstörbaren Ruhe folglich auch nicht den tausend Aspirationen des warmen und beweglichen Menschenherzens entsprechen kann! Nein, Signor! das ist zu viel begehrt. Eine aufrichtige Seele darf keine Verbindlichkeit eingehen, bei der sie die Ueberzeugung hat, ihre Verpflichtungen nicht erfüllen zu können."

„Das ist, vom natürlichen Standpunkt aus, eine ganz begreifliche Verzagtheit;" erwiderte Hyacinth. „Aber Sie vergessen, daß in Ihnen, unter all dem Schutt, der sich in Ihrem Herzen angehäuft hat, in Folge seiner abgestorbenen Wünsche, Hoffnungen und Liebe — der himmlische Mensch auferstehen soll, wie ein verschüttetes Götterbild zwischen Tempelruinen. Und dieser aus dem Blut Gottes geborene, vom Lebensathem Gottes durchseelte, in die Liebe Gottes untergetauchte Mensch — ist dem Gott nicht fremd, der sich durch seine Menschwerdung zum Bruder — durch sein Leiden und Sterben zum Opfer — durch seine eucharistische Gegenwart zum Liebhaber jeder menschlichen Seele gemacht, und ihr für niedrige Entsagung einen überaus prächtigen Ersatz, für vergängliche und dürftige Freuden eine grenzen- und endlose Wonne verheißen hat. Nicht müde

werden die Propheten Ihres Volkes, diese Verheißung in immer neuen Wendungen zu wiederholen. Bald spricht der Prophet im Namen Gottes: „Ich, ich Selbst will euch trösten!“ Bald verkündet er: „Ruhe wird dir geben der Herr auf immer und deine Seele mit Glanz erfüllen.“ Oder er spricht: „Nicht wird fortan deine Sonne untergehen und dein Mond nicht mehr abnehmen; denn der Herr wird dein ewiges Licht sein;“ und weiter sagt er: „Wie der Bräutigam sich freuet seiner Braut, so wird sich freuen dein Gott über dich.“ Sind das nicht prachtvolle Verheißungen? Durchweht sie nicht die Luft von den Höhen der Ewigkeit? Breiten sie nicht einen immerblühenden Liebesfrühling vor dem liebedürstenden Auge aus? Umwogen sie nicht mit leuchtenden Wellen das Herz, das ihnen vertraut, um es durch einen Ocean der Liebe hinüber an das Gottesherz zu tragen?“

„Signor!“ rief Judith und stand lebhaft auf, „ich kann das nicht ertragen! ich habe nicht gewußt, daß Gott mich so liebt. Versenke ich mich in diese Bilder, die keine bemalte Leinwand, sondern Gottesverheißungen, sondern Offenbarung göttlicher Wahrheit sind, so schreit mein Herz auf: Das ist's! das hab' ich gewollt, das hab' ich ersehnt, danach verlangt meine Seele! das ist die Liebe ohne Grenzen, ohne Wechsel, ohne Ebbe und Flut, immer gleich und doch immer neu, die das Geschöpf mir nicht zu bieten vermag, weil es selbst begrenzt

und wandelbar ist. Daß ich von dieser Liebe geträumt, oder sie geahnt hätte — ich kann's nicht behaupten, obwohl es gewiß ist, daß ich mich immer mit der Liebe wenigstens für eine irdische Ewigkeit einzurichten suchte, und jede andere als einen Irrthum beweinte. Aber Signor! während Sie eben von den Liebesthaten und Liebesverheißungen Gottes sprachen, da war es mir, als sei das verschüttete Götterbild in meinem Herzen nichts Anderes, als die im Wust der Irdischkeit begrabene Liebe der Seele zu Gott."

„Und was nun weiter, Signora?" fragte Hyacinth immer in demselben Ton sanfter Milde, mit dem er das Gespräch begonnen hatte; „werden Sie dem Gott, dem König der Ewigkeit, der wie ein Bettler vor Ihrer Thür steht und um nichts bittet, als um Ihre Seele — werden Sie ihm Ihre Liebe schenken? Unsere Liebe ist unser Wesen. Unserer Liebe folgt unsere Seele, unser Herz, unser ganzer innerer Mensch nach."

„Weil das so wahr ist, Signor, so muß ich mich besinnen!" entgegnete Judith. „Ich weiß nicht, ob nicht die Liebe für das Geschöpf zu kurz kommt, wenn man sich mit ganzer Seele in die göttliche Liebe versenkt. Und das darf nicht sein. Ich will auch das Geschöpf lieben."

„O, Sie sollen es auch lieben!" rief Hyacinth. „Auch diese Liebe soll in den Strahl der Gnadensonne hineintreten, die bereit ist, über Ihnen aufzugehen,

und soll daraus eine Kraft und eine Reinheit schöpfen, die jeder natürlichen Empfindung eine höhere Weihe gibt.“

„Das beruhigt mich — denn Graf Orest hat mein Wort, und ein Wort ist heilig; nicht wahr, Signor?“

„Ein Wort, das mit voller Erkenntniß und Freiheit in einer gottgefälligen Sache gegeben ist — ist heilig; von seiner Seite sowohl, als von der Ihren, Signora.“

„Wohlan, dies ist gewiß eine sehr gottgefällige Sache. Eine solche Treue verdient ihren Lohn und das Wort, das ich dem Grafen seit Jahren wiederholt habe: Alles für Alles! soll endlich zur That werden. Nur muß ich Zeit haben, mich zu besinnen, meine Gedanken zu ordnen, meine Verpflichtungen als Christin zu überlegen“ .... —

„Zeit haben, um ein wenig zu beten,“ setzte Hyacinth hinzu; „beten um den Beistand des heiligen Geistes, daß er Sie erleuchte; beten um treue Befolgung dessen, wozu die Gnade treibt; beten um großes Verlangen, die unendliche Liebe Gottes zu erkennen.“

„Ach, Signor!“ unterbrach Judith ihn traurig, „ich verstehe nicht einmal, an so hohe Dinge zu denken; wie könnte ich Worte finden, um sie zu erbitten?“

„Es war einmal in den ersten Jahrhunderten des Christenthums eine Tochter Babylon's, die Thaïs hieß, und die sich auf die dringenden Vorstellungen eines hei-

ligen Greises von der Welt zu Gott bekehrte. Sie hatte ihm gesagt, sie verstehe nicht zu beten. Da rieth der Greis ihr, weiter nichts zu sagen, als: „O Herr, der du mich erschaffen hast, erbarme dich meiner!“ Das that sie mit solcher inbrünstigen, demüthigen, vertrauensvollen, reuigen Gesinnung, daß sie in dem Maß, wie sie zuvor Gott verachtet hatte, nun ihn lieben lernte und unter den großen heiligen Büßern der alten Tage ihren Platz einnimmt. Ohne Sie in irgend einer Weise, weder vor noch nach Ihrer Bekehrung mit der heil. Thaïs zu vergleichen, könnten Sie doch auch beten mit wenigen Worten und mit um so größerer Inbrunst.“

Judith ging unruhig im Zimmer auf und nieder, während Hyacinth sprach. Endlich blieb sie vor ihm stehen und rief:

„Sie haben große Dinge in der kurzen Zeit gesagt — größere, als ich je im Leben gehört habe. In den wunderbaren Geheimnissen von der Liebe Gottes zu seinem Geschöpf, die ihn antreibt, sich mit dem Menschengebilde von Staub und Asche zu vereinigen und in die Erniedrigung einzugehen, um diesem armseligen Menschengeschlechte ein Etwas von seiner göttlichen Natur mitzutheilen und ihm die verlorene Anwartschaft auf das ewige selige Leben zurückzubringen: darin öffnet sich mir die Perspective in eine ganz neue Welt. Aber Signor, wer sind Sie denn, daß ich Ihnen Glauben schenke?“

„Ich bin ein ganz geringer und unbedeutender Priester, noch jung, wie Sie sehen, Signora, und ohne irgend ein Verdienst, so daß meine Persönlichkeit nicht geeignet sein kann, Ihnen das mindeste Vertrauen einzuflößen; das ist in der Ordnung. Aber als ein Priester der heiligen katholischen, von Christus Selbst auf den Felsen Petri gegründeten und von den Aposteln ausgebreiteten Kirche, habe ich, trotz meiner Unwürdigkeit, die Gnade, das Glück und die Ehre, zu den Nachfolgern und Mitarbeitern der Apostel bei der Verkündigung des Evangeliums zu gehören, denn ich habe die Weihe und die Sendung zum Priester und zum Lehramt vom rechtmäßigen Oberhaupt der Kirche, auf meinen Bischof übertragen, erhalten — und bin Ihnen Bürge mit dem ganzen Priesterstande der heiligen katholischen Kirche, daß jedes meiner Worte, insofern es die Lehre des Evangeliums betrifft, Ihren vollen Glauben in Anspruch nehmen darf und muß, weil es die volle, ungefälschte, göttliche Offenbarung verkündet, an der, in ihrer ewigen, objectiven Wahrheit, kein Deuteln und kein Feilschen gestattet ist. Lassen Sie sich von zehn verschiedenen Nationen und Zungen Priester rufen, und befragen Sie dieselben über ein beliebiges Dogma: alle Zehn werden Ihnen dieselbe Antwort geben, denn Alle sprechen nicht ihre Ansicht oder Meinung oder Erklärung — sondern die Lehre der Kirche aus, diese wunderbare Lehre, die der heilige Geist hoch über alle Schwankungen und

Verirrungen des menschlichen Geistes, für alle Zeiten der Welt in ungetrübter, göttlicher Reinheit erhält."

„O wie hat Lelio die Kirche so richtig das Auge der Welt genannt," rief Judith. „Wie von allen Gliedern des Körpers nur das Auge das Licht schaut, besitzt, umschließt: so besitzt die Kirche ganz allein auf Erden die Fülle der göttlichen Wahrheit und theilt dies himmlische Licht allen Denen mit, die sich aus ihrer Finsterniß zu ihr hintappen und Erleuchtung begehren!"

„In der Religionslehre der alten Parsen kommen, wie mehr oder minder bei allen orientalischen Völkern, neben gräulichen Carricaturen ganz wunderbar schöne Anklänge einer höheren Offenbarung, wie eine halb verschollene himmlische Sage oder wie ein Bruchstück der Tradition, die aus dem Paradiese stammt, vor;" sagte Hyacinth. „Sie lehrten ein Lichtreich, in dem das Gute und Schöne — ein Reich der Finsterniß, in dem das Böse und Häßliche heimisch sei. Jeder Sieg des einzelnen Menschen über das Böse verstärkte das Lichtreich und jede Niederlage des Guten minderte es; und je nachdem sich der Mensch zu Ormuz oder Ahriman gehalten hatte, ging er im Tode mit diesem in das finstere — und mit jenem in das lichte Reich ein. Drum nannten sie das menschliche Leben: den Weg zu beiden Schicksalen. Jeder hatte die Wahl, welchem Gott und welchem Schicksal er folgen wollte. Es treten Momente ein, wo auch im christlichen Sinn für Jeden von uns das Leben vor uns liegt, als der

Weg zu beiden Schicksalen, und ein solcher Moment ist für Sie gekommen. Die Nacht dämmert, das Licht bricht an."

„Möge es Tag werden!" rief Judith feurig. Dann setzte sie mit ernster Fassung hinzu: „Genug für heute, Signor! ich danke Ihnen. Ich muß jetzt in die Alltagswelt hinabsteigen. Lelio wird Sie in meinem Namen bitten, Sich später wieder einmal zu mir zu bemühen." —

Auf demselben Wege, wie Hyacinth zu Judith gekommen war, verließ er sie und sein nächster Gang war in die nächste Kirche, um vor dem Tabernakel den verborgenen Gott anzuflehen, Sein begonnenes Werk der Gnade in Judiths Seele zu vollenden. Denn eine Bekehrung ist eine geistige Schöpfung: ein geistiges Leben bricht aus dem geistigen Tode hervor; der verwesende Lazarus erhebt sich lebendig aus seinem Grabe; das ist eine Gottesthat. Und davon war Hyacinth so fest durchdrungen, daß er jeden Blick auf sich selbst — den verzagten sowohl als den selbstgefälligen — gänzlich aus dem Auge verlor und sich hingebend versenkte in die unendliche Liebe des Gottes, der von sich gesagt hat: Er gehe als ein guter Hirt jedem verirrten Schäflein nach. War Judith gewonnen, so konnte auch Orest gerettet werden.

Durch Judith's Seele brausten heftige Stürme. Sie hatte es so leicht und so gleichgültig genommen, sich taufen zu lassen; so gar nicht geahnt, daß ihr innerstes

Wesen dadurch erschüttert werden könne, daß ihre Auffassung von Welt und Leben, von Bestimmung und Ziel eine Veränderung erleiden würden. Und jetzt? Sie saß unbeweglich in ihrer Causeuse, mit geschlossenen Augen, die Stirne in die aufgestützte Hand gelegt. So nahe ist mir das Göttliche, sprach sie zu sich selbst, und in das Menschliche hab' ich mich vertieft und verloren. So weit bin ich abgeirrt von meinem Ziel. Nun verstehe ich, weshalb das Leben mir als eine Sphynx erschien, deren Räthsel ich nicht zu deuten vermochte und an dem ich mich müde rieth: die göttliche Offenbarung ist der Schlüssel zu dieser Hieroglyphe. Der Abfall des ersten Menschen — die Erbsünde, welche das Ebenbild Gottes in unserer Seele verletzt — die eigene Sünde, welche es zerstörend verwüstet und dem Bösen in uns die Oberhand gibt — der gräßliche Zwiespalt zwischen der erstrebenden höheren Natur und der niederen, welche über sie triumphirt — das Erbarmen der göttlichen Liebe, die sich demüthigt, um das Niedrige wieder zu sich zu erheben, die himmlischen Arzeneien und himmlischen Bande in göttlich geheimnißvoller Weise bereitet, um die siechen, hinsinkenden Seelen zu heilen und zu fesseln — und die nichts begehrt, als die Gegenliebe der Geretteten — eine Liebe, die den Haß des Bösen und die Widersagung der Sünde in sich schließt, und das verwüstete Ebenbild Gottes wieder rein und klar zu machen sucht — o wie ist das verständlich, wie ist das einfach!

Wie befriedigt das alle Fragen, welche rastlos in der höheren Natur kommen und wiederkommen; Fragen, welche sie zuweilen in den Regionen der niederen Natur sich beantworten läßt, wenn sie nicht fest an der göttlichen Offenbarung hält; Fragen von jener furchtbaren Wichtigkeit, wie jene sind, um die sich das Menschenleben bewegt und entfaltet, ja — die Lebensfragen für jeden Menschen sind: Was ist die Liebe? .... Was ist das Glück? Was ist Wahrheit?.... Klar wie der Tag wird mir das Alles, wenn ich glaube, daß die göttliche Offenbarung, welche Christus vom Himmel gebracht und der katholischen Kirche zur Verkündigung und Aufbewahrung anvertraut hat, all' diese tausend Fragen mit einer himmlischen Entschiedenheit löst, welcher die Fähigkeiten meiner höheren Natur beistimmen. Daß die niedere Widerspruch erhebt, ist ein Beweis mehr für die göttliche Wahrheit der Offenbarung: die niedere Natur fühlt sich gerichtet und zum Tode verurtheilt; sie will nicht sterben, sie wehrt sich, sie verleumdet die Offenbarung und nennt die göttliche Wahrheit — Lüge! .... Weshalb? .... Um das Lügengewebe der Sinnlichkeit und der Leidenschaft, welches die Wahrheit zu zerreißen trachtet, ungestört fortzuspinnen. Wollte ich mich ihr hingeben, so würde auch ich die Offenbarung verwerfen und an der Liebe Gottes, die sich in ihr kund gibt, verachtend vorüber gehen. So macht es der Unglaube. Da liegt für jeden Menschen die Gefahr, die Versuchung, die Lockung zum Abfall;

da — sein unvergänglicher Kampf; da — der Punkt, auf dem der Weg zu beiden Schicksalen sich spaltet. —

Die Zeit verging; sie achtete es nicht. Mehrmals hatte ihr Diener an die Thür geklopft, die in den Salon führte, zum Zeichen, daß man sie zu sprechen wünsche; sie hörte es nicht. Rasche Schritte eilten jetzt durch das Zimmer ihrer Kammerfrau; sie bemerkte es nicht. Die Thür flog auf, der Vorhang zurück — Orest erschien auf der Schwelle und rief, als er sie in's Auge faßte:

„Judith! aber Judith, was ist geschehen!"

Und er lag zu ihren Füßen und bedeckte ihre Hände mit Küssen, um sie zu wecken aus ihrem Traum, ihrer Ohnmacht, ihrer Meditation. Er wiederholte:

„Aber was ist geschehen? was ist Ihnen widerfahren? warum sperren Sie sich ab zu dieser Stunde, wo man gewohnt ist, Sie zu sehen? woher diese krankhafte Blässe? was beschäftigt Sie? woran denken Sie? — Sehen Sie mich an!" rief er herrisch.

Judith zog ihre Hände aus den seinen und legte sie auf seine Schultern, schaute ihn an mit dem tiefen ernsten Blick ihres dunkeln Auges und fragte:

„Sind Sie ein guter Christ, Graf Orestes?"

„Wenigstens ein besserer als Sie!" rief er.

„Ich habe so eben ernsthaft daran gedacht, es zu werden und mich taufen zu lassen, damit meinerseits Dasjenige geschehen sei, was unsere Verbindung be-

schleunigt. Da dürfen Sie sich nicht wundern, wenn ich mich in Nachsinnen versenke. Die Comödie meines Lebens hört auf — die Wahrheit beginnt."

„O daß es so weit wäre!" rief Orest; „daß endlich! endlich! der Wonnetag anbrechen, die Stunde des Glückes schlagen möge, die uns auf ewig verbindet, auf ewig in Liebe aneinander knüpft. O Judith! ich reibe mich auf an der Kette, die mich an ein anderes Weib fesselt, und wenn ich sie auch zerreiße, so wird es doch noch lange währen, bis ich deren Bruchstücke abgestreift habe, die ich vor der Hand mit mir umher schleppen muß. Deshalb, Judith, wollen wir uns in nächster Zeit vor all' dem Wirrwarr flüchten und in der Einsamkeit, fern von der Welt, unserer Liebe leben. Nach dem Orient wollen wir gehen, nach Damascus! da ist das Dasein leicht und lieblich, da verfliegt nicht die schönste Zeit im Tretrad europäischer Convenienz und Langweil! da wollen wir in ungestörter Ruhe das Glück genießen, nach dem wir uns schon so lange sehnen und das wir nur da finden können, wo uns keine Erinnerung an frühere Verhältnisse stört. O Judith, zu flüchtig ist die Jugend, zu kurz ist das Menschenleben, um Tag auf Tag mit nichts Anderem auszufüllen, als mit der Hoffnung."

„Gerade so denke auch ich!" entgegnete Judith. „Es muß im Dasein einen Inhalt, einen Kern, eine Wahrheit geben, welche Ersatz gewähren für die unsäg-

liche Leere, welche die glänzendste Existenz elend macht, sobald sie eine liebelose ist. Ja, Orest, nach dem Orient wollen wir gehen und in dem „paradiesesduftenden Damascus" — wie die orientalischen Dichter es nennen, in den Feenhäusern von Marmormosaik und vergoldetem Cedernholz, welche von den Reisenden so bezaubernd dargestellt werden, unter Citronenbäumen am plätschernden Springbrunnen, in süßen Gefühlen und großen Gedanken unser Leben zu seinem Ziel führen."

„O Geliebte!" rief Orest beseligt, „laß uns fliehen, jetzt! gleich! O glaube mir, die verhaßte Kette wird leichter gesprengt durch einen so energischen Schritt, der zugleich eine unausfüllbare Kluft zwischen der Vergangenheit und Gegenwart reißt, als durch tausend Schritte, die wir hier unter zahllosen Hemmnissen und Störungen thun könnten. O komm! o vertraue meiner Liebe!"

„So nahe dem Ziel — und die alte Thorheit sollte uns besiegen?" sagte Judith traurig. „Nein, Orest! ich glaube, daß weder Ihre Empfindungen noch Ihre Absichten hinsichtlich meiner dadurch eine Aenderung erleiden würden. Aber ich kann diesen Schritt nicht thun! Judith Miranes, die Jüdin, kann nicht den Grafen Orest Windeck auf seinen orientalischen Streifzug begleiten, ohne durch eine so verkehrte Nachgiebigkeit sich in seinen Augen herabzusetzen. Und merken Sie es wohl, Graf Orest: es mag nicht schwer sein, die Mißachtung

einer Welt zu tragen, die durchaus keinen Maßstab hat und gibt für das, was zu achten und zu verachten ist und deren Beifall man ganz geschwind wieder erkaufen kann durch eine Gänseleberpastete und ein Paar Flaschen Champagner. Aber schwer, ja unerträglich wäre es, die Mißachtung eines geliebten Mannes ertragen zu müssen. Sie wollen auffahren, Sie wollen Betheuerungen machen! armer Orest, was sind Ihre gutgemeinten Worte gegen die Thatsache der Erfahrung! Ich kenne das Menschenherz: es will eine Glorie um seine Liebe sehen. Je heller die — um desto seliger ist es, wenn es auch mit Schmerzen und Nöthen zu kämpfen hat."

„Judith, meine Göttin, Du bist in der Glorie!" rief Orest. „Nun so bleibe darin, Du unvergleichliches Geschöpf! .... Ich will jetzt einen anderen energischen Schritt thun." —

Er stürmte fort und zu Corona. Sie war nicht daheim. Sie war nach St. Peter gefahren. —

Es gibt Menschen — versteht sich, höchst selten, hie und da einmal einer! die sind von so wundervoller Vollkommenheit, daß man dieselbe gar nicht recht gewahr wird und ganz treuherzig wähnt, das sei ein Mensch wie unsereiner, bis man allmälig im näheren Umgang und nach längerer Beobachtung herausbringt, dem sei nicht so; ihre Vollkommenheit falle nur nicht in's Auge, weil ein wunderschönes Gleichgewicht sie nach Innen harmonisch ordne

und ihnen nach Außen das Gepräge friedlicher Einfachheit, ohne hervorstechende Züge, verleihe. So ungefähr ist es mit der St. Peterskirche zu Rom. Ihre Verhältnisse sind von so herrlicher Harmonie, daß man durch ihre ungeheuere Größe anfangs gar nicht frappirt wird und nur nach und nach, wenn man in ihr auf Entdeckungen ausgeht, das Riesenhafte des Baues erkennt, anstaunt und bewundert. Die Engelchen, welche die Weihwasserschaalen halten, sind sechs Fuß lang; der Hochaltar ist so hoch wie der Palast Farnese — einer der großartigsten in Rom; die Gemälde über den Altären sind alle in Mosaik und über Lebensgröße ausgeführt, ohne daß man es bemerkt. Man muß manchen Besuch in St. Peter wiederholen, bis man sich in seiner Welt von Kunst und Schmuck, von Reichthum und Größe, von Grabmalen und historischen Erinnerungen heimisch fühlt. Wie immer und überall, so hat auch da die Andacht es am Besten und Leichtesten. Die geht vor bis zu der Balustrade, welche den Einblick in die Krypta umschließt, kniet nieder und betet. Denn da ruhen die Reliquien eines Menschen, an dem Gott die Wunderthaten seiner Gnaden seit achtzehnhundert Jahren in einem Maß aufleuchten ließ und läßt, wie an keinem anderen Staubgebornen: Petrus, der Fischersmann aus Galiläa, der Hirt, dem Christus Selbst die Führung seiner Heerde anvertraut hat, der Nachfolger des Gottessohnes in diesem heiligsten Amt, der Stammvater

aller Stellvertreter des Herrn als Oberhaupt der Kirche auf Erden: Petrus ruht da.

Corona's Lieblingsausflug war immer nach St. Peter und ihr Lieblingsplatz dort war am untersten Pfeiler des linken Seitenschiffes, nächst dem Eingang; denn von dort blickt man gerade auf Rafaels Transfiguration, die in einer Mosaikcopie über dem Altar des Kreuzschiffes sich erhebt. Die hohe majestätische Marmorhalle bildet eine lange Perspective vor dem großartigen Gemälde, in welchem Rafaels Genie allen Jammer der Erde und alle Seligkeit des Himmels wie in einer wunderbaren Vision zusammengestellt hat. Während sich der göttliche Heiland auf dem Tabor vor seinen drei auserwählten Jüngern in himmlischer Verklärung zeigt, leuchtend, schwebend, stralend, Mittelpunkt und Spitze eines überirdischen Lichtglanzes, angebetet von Moses und Elias, die in einer niedrigeren Region schweben; stehen am Fuß des Berges die übrigen Jünger rathlos, angsthaft und niedergeschlagen dem trostlosen Vater gegenüber, der den besessenen Knaben in seinen Armen hält, der verzweiflungsvollen Mutter gegenüber, die ihnen zürnend vorwirft, daß sie ihr Kind, ihr einziges, ihr vielgeliebtes, nicht retten können, dem Volk gegenüber, das von ihnen dieselben Wunderheilungen wie von ihrem Meister verlangt. Aber der Meister ist nicht bei ihnen und deshalb vermögen sie nichts! ohne Christus keine Rettung, keine Heilung, kein Trost, kein

Sieg über den Geist des Bösen. Ohne Glaube ist der Mensch todt in sich und unbrauchbar zum Gnadenwerk. Aber hoffet nur, ihr Geplagten, ihr Leidenden, ihr Hülflosen! der Herr ist nah. Glaubet nur! er selbst steigt aus seiner Verklärung, von seinen übernatürlichen Taborshöhen in euere Finsterniß und euer Elend herab. Glaubet nur! bittet nur! Er kommt, um euch zu retten und euch von der Uebermacht des bösen Geistes zu befreien! Ein göttliches Bild, jeder Menschenseele verständlich! aber für Corona ganz voll lebendigster Anklänge, für die jammervolle Gegenwart sowohl, als für die Hoffnung, die der göttlichen Barmherzigkeit vertraut, und umsomehr, wenn die Menschen rathlos sind, welche man sonst als gute Rathgeber kennt. Corona brachte immer einen Stral des Trostes in ihrer Seele von der Transfiguration zurück. So war es auch heute — und sie konnte ihn brauchen.

Als Orest ihren Wagen über den Platz fahren sah, eilte er hinab, hinderte sie auszusteigen, während er Felicitas, die ihre Mutter immer in Obhut ihrer Bonne begleitete, schnell aus dem Wagen hob und dabei zu Corona sagte:

„Man kann hier im Hause keinen Augenblick vor Störung sicher sein, bald kommt der Papa, bald Hyacinth — also laß uns nach der Villa Borghese fahren; ich habe Verschiedenes mit Dir zu sprechen."

Er setzte sich zu ihr und sie fuhren der porta del

popolo und dem großartigen Park zu, den der Fürst Borghese dem Publikum geöffnet hat. Seit jenem traurigen Gespräch am ersten Morgen ihrer Anwesenheit in Rom war Corona nur auf Augenblicke mit Orest allein gewesen, da er jedes besondere Gespräch mit ihr vermied. Aber die Erinnerung an jenen Morgen war so lebhaft in ihr, daß ihr Herz unwillkürlich erbebte bei dem Gedanken, dies könne vielleicht dessen Fortsetzung sein. Sie faltete ihre Hände unter der Mantille und bat um den Beistand des heiligen Geistes, daß er sie stark zum Hören und sanft zum Reden machen möge. Sie harrte schweigend auf das, was ihr Mann ihr sagen werde. Er sah finster aus und wurde es noch mehr, als er anhub:

„Bei Deiner Ankunft in Rom hab' ich Dich gebeten, Corona, mir behülflich zu sein, unsere Ehe für null und nichtig erklären zu lassen, indem ich voraussetzte, es müsse dem weiblichen Zartgefühl willkommen sein, aus einem Verhältniß herauszutreten, in welchem zwei Herzen keine Befriedigung finden. Ich habe mich aber in dieser Voraussetzung getäuscht. Dadurch hast Du mich zu einer anderen Maßregel gezwungen. Damals bat ich um Deine Zustimmung, Deine Mitwirkung; jetzt zeig' ich Dir nur meinen Entschluß an. Ich werde mich einem protestantischen Bekenntniß anschließen. Da sind Ehescheidungen nichts Seltenes, weil man nicht die wahnwitzige katholische Idee hat, aus dem Ehebund

ein unauflösliches Sacrament zu machen. Man betrachtet ihn als einen bürgerlichen Vertrag, der seine Gültigkeit verliert, wenn die Herzen erkalten und man kann sich ohne Umstände zwei, drei Mal wieder verheirathen. Uebrigens sind ja die Protestanten ebensogut Christen wie die Katholiken und so steht mein Entschluß unwiderruflich fest: ich werde protestantisch, verlange die Ehescheidung und heirathe Judith Miranes, die aus ihrem jüdischen Glauben oder Unglauben zum Christenthum übertritt. Auf diese Weise ordnet sich Alles und drei Menschen — Du selbst mit einbegriffen — finden ihren Frieden und ihr Glück."

Orest sprach mit eisiger Ruhe, wie Jemand, der entschlossen ist, sich mit seinem Gewissen abzufinden. Das fühlte Corona. Ihr Schmerz war zu groß, um Worte oder Thränen zu finden: Orest wollte seinen Fall durch seinen Abfall krönen und besiegeln! es war unmöglich, tiefer zu sinken, unmöglich, mit der Leidenschaft einen höheren Götzendienst zu treiben.

„Du bist überrascht, wie es scheint," nahm er nach einer Pause das Wort; „denn Du kennst die Liebe nicht! Du hast keine Ahnung, mit welcher Gewalt sie den Menschen ergreift und antreibt, all' die Schranken von Menschenmachwerk zu durchbrechen. Ich kann nicht anders! ich habe Jahre lang gekämpft und gelitten! ich halte das nicht mehr aus. Einen anderen Ausweg find' ich nicht — ich wende mich dahin, wo ich Rettung sehe."

„Und glaubst Du wirklich,“ fragte Corona bebend, „treulos allen Pflichten gegen Deinen Schöpfer und seine Geschöpfe — und dennoch glücklich sein zu können?“

„Die Treue folgt der Liebe nach. Dem geliebten Weibe bin ich treu.“

„Und Gott? . . . . und seine Heilsanstalt, die heilige katholische Kirche?“

„Vor deren Uebertreibungen hatte ich immer einen Abscheu! umsomehr jetzt, da mir die Unmöglichkeit klar geworden ist, ihre Forderungen zu erfüllen. Die Ueberspanntheit stößt zurück; nennst Du das treulos sein?“

Corona barg ihr Gesicht in ihren Händen, so grenzenlos fühlte sie sich niedergebeugt und beschämt, daß Orest zu einer solchen Gesinnung habe herabsinken — so ganz aus dem Gnadenleben habe heraustreten können. Aber wo kein Glaube ist, da ist auch keine Gnade; da ist der Mensch der sündigen Macht seines von Gott abgelösten und dem Wirbelwind der Leidenschaften preisgegebenen Herzens elend unterworfen; da wird er für alles Höhere und namentlich für die Pflichterfüllung, die ja immer mehr oder minder ein Opfer ist, dermaßen abgestumpft, daß er keine andere Pflicht mehr anerkennt, als die — der Selbsterhaltung, wenn nicht leiblicher, so doch geistiger Weise, und auf deren Rechnung die Befriedigung all' seiner Neigungen schreibt; da heißt sein Programm für's Leben kurz und bündig: Mein Ich

soll glücklich sein! Corona fragte mit mühsam erzwungener Fassung:

„Lieber Orest, solltest Du wirklich so abgestumpft sein, um keine Ahnung von der Schmach zu haben, welche Du auf Dich, auf Deine Familie, auf Deinen Namen herabziehst, wenn Du einer jüdischen Sängerin zu Liebe die heiligsten Bande mit Füßen trittst und Dich zugleich vom Glauben und von Weib und Kind lossagst."

„Für den Augenblick wird die Sache allerdings einiges Aufsehen machen und für ein Jahr oder zwei wird meine und Judith's Stellung in der Gesellschaft nicht eben angenehm sein. Das hab' ich wohl erwogen und deshalb beschlossen, mich mit ihr für einige Zeit in weiter Ferne niederzulassen. Aber die Welt vergißt schnell und ist zur Nachsicht geneigt für Alles, was Liebesverhältnisse betrifft; denn sie besteht aus Individuen, die sehr wohl wissen, daß ihnen in der Vergangenheit, der Gegenwart oder der Zukunft ähnliche Nachsicht willkommen war, ist, oder sein wird. Deshalb ist nach einigen Jahren Alles vergessen und vergeben und meine Stellung in der Welt ganz die alte. Auch meine Familie wird sich versöhnen lassen; denn wozu wäret Ihr Alle so enorm fromm, wenn Ihr Euch nicht mit dem Gedanken vertraut machen könntet, daß Gott mir andere Wege zugewiesen hat, als Euch."

„Keine Gotteslästerung, Orest! die will ich nicht

hören!“ rief Corona lebhaft. „Du hast, was wir haben: Gottes Gnade und Deinen freien Willen. Stürzest Du Dich in's ewige Verderben, indem Du göttliche Gesetze verachtest, um den Gesetzen Deiner sündhaften Natur zu folgen, so ist das nicht Gottes Fügung, sondern Dein Widerspruch gegen seine Fügungen, sondern derselbe Ungehorsam, der einst Lucifer aus dem Himmel und Adam aus dem Paradiese stürzte. Und mit der entsetzlichen Vorstellung, Dich in der Feindschaft Gottes, Dich auf dem Wege zum ewigen Tode, Dich ausgeschlossen von Gottes Gnade und Herrlichkeit zu wissen, darf und wird Deine Familie sich nie versöhnen. Sie muß darüber untröstlich sein und bleiben. Was die Gesellschaft betrifft, und ob sie die niedrigen Ansichten hat, die Du ihr zuschreibst — bleibe dahingestellt. Eines aber weiß ich: hat sie allzu große Nachsicht mit sträflichen Liebesverhältnissen, so ist sie doch unerbittlich in Bezug auf diejenigen Ehebündnisse, welche nur geschlossen werden konnten, indem ein Theil oder beide vom katholischen Glauben abfielen. Diese sind für immer von der Gesellschaft — ich spreche von der katholischen — ausgeschlossen und tragen das Brandmal der Bigamie. Bei jedem strafbaren Liebesverhältniß darf man die Hoffnung hegen, daß die Betheiligten zur Besinnung kommen, von ihrer Schwäche sich aufraffen und die entsetzliche Gottesbeleidigung, die sie sich zu Schulden kommen lassen, erkennen, bereuen und sich zu ihrer Pflicht be=

kehren werden. Ist aber der Abfall vom Glauben geschehen, um das Eheband, das sie als ein unauflösliches kennen, scheinbar zu beseitigen und scheinbar ein neues zu knüpfen, so beweist dieser Schritt, daß sie sich mit Besonnenheit und Ueberlegung entschlossen haben, für's Leben der Zeit und der Ewigkeit in der Trennung von Gott, welche durch die Todsünde bewirkt wird, zu verharren."

„Die protestantische Welt ist vernünftiger!" erwiederte Orest gelassen.

„Hast Du Achtung vor ihrer Auffassung der Ehe?"

„O, das ist gar nicht nöthig! ich will, daß sie vor mir Achtung habe und Judith als meine rechtmäßige Frau anerkenne. Und das thut sie, wenn ich protestantisch werde. Mehr verlang' ich nicht. Sie öffnet mir die Arme; Ihr sprecht Bann und Interdict wider mich: da ist es ganz natürlich, daß ich mich dahin wende, wo ich liebevoll aufgenommen werde."

„Ja!" sagte Corona grenzenlos traurig, „so macht es die gefallene Natur: sie wendet sich dahin, wo ihr geschmeichelt, wo ihr der herbe Kampf der Selbstverläugnung erspart wird. Das ist gerade so, wie wenn ein Kind das Vaterhaus verließe, um sich leichtsinnigen Cameraden anzuschließen, und dann behauptete, diese meinten es besser mit ihm, als seine Eltern, denn sie hießen seine Thorheiten gut, hingegen wollten die Eltern sie nicht dulden."

„Es gibt unter den Protestanten höchst rechtschaffene und vortreffliche Menschen," sagte Orest.

„Das ist kein Grund, um vom Glauben abzufallen," entgegnete Corona, „denn wenn er gültig wäre, so könnte man auf denselben Grund hin ein Renegat des Christenthums werden: es soll unter den Muhamedanern ebenfalls sehr rechtschaffene Menschen geben."

„Daraus geht hervor, daß alle Religionsformen vollkommen gleichgültig sind," sagte Orest. „Da der Christ nichts voraus hat vor dem Muselman und dem Buddhisten — wie könnte dann wohl im Christenthum selbst die eine Confession sich über die andere erheben wollen?"

„Lieber Orest," sagte Corona, „bedenk' es wohl! Es ist jetzt mit Dir dahin gekommen, daß Du die göttliche Offenbarung der christlichen Glaubenslehre, auf welcher die christliche Sittenlehre beruht, verwirfst — und zwar deshalb, weil dies himmlische Sittengesetz, das den Menschen zur Heiligkeit führen soll, in der katholischen Kirche gelehrt und aufrecht gehalten wird, während sie zugleich die Mittel der Gnade aufbewahrt und spendet, die den Fortschritt zu diesem Ziel ermöglichen. Du hast Dich von demselben abgewendet; Du entsagst dem Streben nach himmlischen Gütern, dem Kampf für Pflicht und Tugend; Du verwirfst die erhabene Glaubenslehre, welche Dir in dem Streit zwischen Gutem und Bösem, der in keiner Menschenbrust

raftet, übernatürliche Waffen bietet; Du läßt Dich besiegen von irdischer Leidenschaft; und dann sprichst Du von rechtschaffenen Menschen außerhalb der Kirche, als ob Du nach einer Vortrefflichkeit strebtest, die innerhalb derselben nicht zu finden wäre — und fast in einem Athem von der Gleichgültigkeit aller Religionen. Kannst Du bei einer solchen inneren Verwirrung denn überhaupt einen Entschluß fassen wollen?"

„Du machst mich verwirrt mit Deinen Widersprüchen und Einwürfen!" rief Orest zürnend. „Ich weiß, was ich thun will und Du weißt es jetzt auch. Hättest Du mir die Hand geboten zur friedlichen Lösung unseres traurigen Verhältnisses, so hättest Du mir einen Gewaltschritt erspart. Der komme auf Dein Gewissen. Du treibst mich in die Arme des Protestantismus!"

„Gerade so, wie Gott Dich auf den Weg des Verderbens führt — nicht wahr?" sagte Corona mit trübem Lächeln. „Das gehört zusammen! Gott und der Nächste müssen unsere Schuld tragen, wenn wir anders nicht mit ihr fertig werden können."

„Willst Du die Verantwortung nicht übernehmen," rief er, „wohlan! so bleibe sie mir! Ich fürchte mich nicht davor. All' diesen kirchlichen Gesetzen gegenüber hat das Menschenherz seine unverlierbaren Rechte; die nehme ich in Anspruch — und mit ihnen werde ich mich vor Himmel und Erde ohne Scheu verantworten."

„Orest!" rief Corona flehend, „erbarme Dich Dei-

ner Seele! Du wirfst die Religion von Dir, wie eine lästige Kette, weil sie Deine bösen Leidenschaften in Fesseln halten will. Ach, Orest! Du wirst untergehen als das Opfer dieser Leidenschaften, denen Du den Zügel schießen lassen willst."

„Bah! untergehen! .... Das könnte mir in dem verzweiflungsvollen Druck der Gegenwart geschehen; aber nie in meiner Freiheit!" rief Orest. Plötzlich setzte er hinzu: „Adieu!" sprang über den Wagenschlag hinweg, ohne sich Zeit zu nehmen halten zu lassen, und eilte einem Seitenwege zu, weil er in der einsamen Frauengestalt, die dort wandelte — Judith zu erkennen glaubte. Corona erschauerte vor einer solchen Gefangenschaft aller höheren Seelenkräfte. „Er ist ja willenlos gebannt an diese Judith!" seufzte sie und ließ den Heimweg einschlagen. „Ob sie auch eine solche Leidenschaft für ihn hat? ob sie sich aus Ueberzeugung taufen läßt? und wenn das sein sollte — könnte sie nicht dahin gebracht werden, ihm als Christin zu entsagen?" —

Sonnenuntergang.

Uriel war noch immer zu Windeck. Er konnte sich nicht entschließen, Onkel Levin zu verlassen. Dankbarkeit, Verehrung und Liebe fesselten ihn an den Greis. Ihm war zu Sinn, als müsse er die ganze Familie in dem Ausdruck zärtlichster Ehrfurcht vertreten und als bleibe sie dennoch eine ewige Schuldnerin dieses Greises, der ihnen Allen, seit vier Generationen, das schönste Beispiel in eindringlichster Weise gepredigt hatte: demüthige Selbstverläugnung; nie durch Worte, immer durch die That. Welch' ein Opfergeist gehörte dazu, um ein ganzes, langes Leben freiwillig in der Abhängigkeit zuzubringen und in der untergeordneten Stellung zu verharren, welche der Weltgeist ihm anwies! welch' eine übernatürliche Liebe, um gerade von dieser Stellung aus, mit unerschütterlicher Energie einer in Gottes Langmuth wurzelnden Geduld, den Weltgeist zu bekämpfen! welch' eine Kette von Seelenschmerzen, von Sorgen, Mühen und Arbeiten um und für Seelen wickelte sich aus jeder

Stunde, jedem Tage, jedem Jahre dieses Lebens ab! Und Niemand hatte ein Auge für diese unvergleichliche Selbstverläugnung! Keinem fiel es ein, daß dazu eine himmlische Tugend gehöre! Daß die Glücklichen der Welt ihres Glückes überdrüssig und ihrer Freuden müde werden: man begreift es, man findet es in der Ordnung, denn der Mensch ist nun einmal so geschaffen, um den Wechsel zu lieben und im Einerlei — selbst des Glückes — zu erschlaffen. Daß aber Onkel Levin je seiner Opfer, seiner Entsagung, seiner Verdemüthigung hätte müde werden können, daran hatte man nie gedacht, und daher war ihm auch nie die Anerkennung seiner Vollkommenheit zu Theil geworden. Man brauchte ihn zu Rath und That, dann vergaß man ihn, und er war so gleichgültig gegen sich selbst, daß er sich mild alle Vernachlässigung gefallen ließ, um stets, als stiller Schutzengel des Hauses, Gnadenstralen auf dasselbe herab zu ziehen durch das hochheiligste Opfer, durch das unermüdliche Gebet. Mehr und mehr erkannte Uriel, daß die demüthige Seele die große Seele ist; denn die Demuth macht den Menschen leer von sich selbst und dadurch fähig, die Gnadenkraft, die von Gott kommt, die aufwärts hebt und groß und stark macht — in sich aufzunehmen. Und die Welt hält die christliche Demuth für niedrige Gesinnung, seufzte Uriel bei sich selbst; ach, sie ist ja die Grundlage der wahren Größe, der ächten Würde! ach, wie voll muß die Welt von sich

selbst und wie leer von Gott sein, um in der Demuth Kriecherei und Heuchelei zu sehen! Vielleicht sind wir Alle es dem heiligen Greise schuldig, seinem Opferleben, seiner Fürbitte, seinem Beispiel, seinen Lehren, daß wir nicht in die Gemeinheit solcher Gesinnungen und entsprechender Handlungen versunken sind. Und immer klarer sah Uriel ein, daß er sich nicht damit begnügen dürfe, ein solches Beispiel unthätig zu bewundern. Immer deutlicher vernahm er eine innere Stimme, die ihm zusprach: Trinke du aus demselben Kelch; dann hast du dein Genügen. —

Mit tiefer Erschütterung hatte Levin Regina's Zustand erfahren. Mit ihm durfte Uriel ja darüber sprechen; er konnte es aushalten. Dem Vater und der Schwester wollte Regina die herbe Mittheilung ersparen.

„Sieh!" sagte Levin, „das sind so recht die unergründlichen Schickungen Gottes, an denen der Unglaube solchen Anstoß nimmt und worin wir ein Geheimniß voll himmlischer Liebe ahnen. Wodurch belohnt er das freudige Opfer, das Regina ihm bringt? durch ein schauerliches Leiden, durch einen martervollen Kreuzgang, dessen Ende der gewisse und nahe Tod ist. Er konnte sie leben und im Schatten seiner Gnade friedlich blühen lassen, wie eine Blume des Waldes, zu seiner Ehre und Anderen zum Trost und zur Erbauung. Statt dessen wendet er ihr das volle Licht, ja die Flammenpfeile seiner

Gnade zu — und kränzt sie mit grausamen Dornen. Das ist die ächte Braut Christi."

„Ja," sagte Uriel, „den Eindruck hab' ich für's Leben empfangen: denke ich an den gekreuzigten Heiland, blutüberströmt unter seiner Dornenkrone, so trägt er Regina's Züge."

„Sieh, wie gut Gott auch für Dich ist," entgegnete Levin zärtlich; „so lieblich zieht er Dich hin zum Kreuz!"

„Ich fühle es," erwiederte Uriel, „ich weiß es. Der Opferstahl liegt auf dem Altar; es ist das Kreuz. Aber die Natur erschauert bei dem Gedanken, es in solchem Maß umfassen zu müssen."

„Das Maß wird nicht Jedem gleichförmig gemessen, nicht genau die eine Seele wie die andere behandelt. Es gibt Stufen in der Liebe, Stufen in der Prüfung. Wer hat den göttlichen Heiland mehr geliebt als Maria Magdalena! mit welcher übernatürlichen Demuth, mit welcher herzzerschmelzenden Selbstverläugnung nahet sie sich ihm bei jenem Gastmahle, wo sie beweist, daß ihr die Welt unter- und der Himmel aufgegangen ist. Und wie behandelt sie der Herr, der gütige, milde, zärtliche Heiland, der für den hochmüthigen Pharisäer so liebevoll ist und die größten Sünder so tröstend behandelt? Man sollte meinen, er werde die Magdalena mit der innigsten Liebe empfangen. Aber nein. Er schenkt ihr kein Wort, keinen Blick, keine Beachtung. Auf einen

Act der rührendsten Demuth sieht er gar nicht hin, und wie einen wesenlosen Schatten läßt er sie vorüber gleiten. Dies Schweigen, diese abwehrende Nichtachtung hätten nicht Alle ertragen. Magdalena aber ertrug es. Dafür steht sie denn unter dem Kreuz mit der Gottesmutter und dem Liebesjünger — und ihr zuerst erscheint der Auferstandene! und sie ruft er bei ihrem Namen! Jede Seele, die sich von der Welt zu Gott, von dem Irrthum zur Wahrheit bekehrt, gleicht der Magdalena, indem sie bis dahin Ungöttliches dem Göttlichen vorgezogen hat. Ach, wir Alle gleichen ihr; denn in uns Allen ist Anhänglichkeit an unser so sehr ungöttliches Ich — und wir Alle müssen deshalb darauf gefaßt sein, so vom Herrn empfangen zu werden, wie sie. Allein der Empfang ist dennoch verschieden, weil wir nicht ihre welt- und todtverachtende Liebe haben."

„O, hätte ich sie!" rief Uriel.

„So spricht wohl Mancher," entgegnete Levin lächelnd, „und macht doch nicht seine Anstalten dazu! Die vollkommene Hingebung an den Willen Gottes, ohne Rückblick und Hinterhalt für uns selbst — ist eine Hauptbedingung. Unterwirf Dich ihm bedingungslos; mache Dein Herz zu einem Reich, in welchem er nach seinem Wohlgefallen herrschen soll; und siehe! dann schickt er Dir die Liebe, als die Königin dieses Reiches zu, die wonnestralend Dich zur Huldigung ihres Herrn und Herrschers hinzieht. Sie kommt auf zwei Wegen,

die Königin Liebe. Im heiligsten Sacramente des Altars sucht sie Deine Seele auf. Im Gebet sucht Deine Seele nach ihr. Das ist eine mystische Ebbe und Flut, sinkend und steigend im Wechsel der innersten Lebensbeziehung auf das ewige Gesetz, daß der Mensch selbstthätig zu seiner Heiligung mitwirken soll. Auf einige verfliegende Wünsche und Seufzer kann die ewige Liebe nicht hören. Sie ist Wahrheit und darum begehrt sie Wahrheit. Hingebung, Unterwerfung — das ist Wahrheit, denn da hören alle Selbsttäuschungen, alle Gefühlsschwelgereien, alle Phantasiegebilde urplötzlich auf. Das ist der unerbittliche Prüfstein, an dem der Wille als ächtes Gold oder als unedles Metall zum Vorschein kommt. Hingebung und Unterwerfung heiligen die Seele mehr und schneller, als die größten Thaten für Gott gethan; und haben auch das noch für sich, daß man sie überall üben kann, während die großen Thaten Zeit und Ort haben wollen. Fange nur an, Dich zu heiligen, Uriel, und Dich mit und aus allen Kräften Deiner Seele Gott als ein unbedingtes Werkzeug darzubieten, und die himmlische Liebe wird schon kommen und Wohnung bei Dir nehmen." —

Nicht Uriel's Kämpfe, nicht Regina's Leiden, nicht Corona's Prüfungen waren es, welche Levin's Herz sorgenschwer machten. Diese gehörten ja zu jenen Schäflein der Heerde Christi, welche die Stimme des guten Hirten kennen, auf sie hören und ihr folgen

wollen; und bei solchen Seelen ist das Amt des stellvertretenden guten Hirten, des Priesters, nicht schwer. Mit einem Wink seines Hirtenstabes, mit einem Zuruf aus seinem Munde sammelt er sie gleich wieder auf den immergrünen Auen und an den silberklaren Wassern des christlichen Lebens, wenn sie zu einer dürren Weide abgeirrt sein sollten; und sein einziger Kummer ist der, daß ihr Fortschritt auf dem Wege der Vollkommenheit noch viel größer sein könnte, als er bereits ist. Wohl ist es ein Kummer, neben der unbegrenzten Gnade Gottes immer die unvollständige Mitwirkung des Menschen, auch des edelsten, gewahr zu werden; aber wie anders, wie bitter und nagend ist der Kummer, welchen die Schäflein hervorrufen, die den guten Hirten nicht kennen wollen und sich von ihm abwenden. Da muß er durch Wüsten von Traurigkeit und über Dornen von Aengsten im Gebet den Verirrten nacheilen und nachweinen, nie die Hoffnung auf deren Rettung aufgeben, von keiner Enttäuschung sich entmuthigen lassen und ach! oftmals erst dann sie erreichen, wenn sie vom Wolf zerfleischt ihr Leben aushauchen, von Dornen umstrickt sich verbluten oder gar in den Abgrund stürzen, welcher der ewige Tod, der Untergang der Seele heißt.

Je näher sich Levin dem Ende seiner Tage fühlte, um desto sorgenvoller sah er auf die kleine Heerde, für welche er in besonders inniger Weise ein guter Hirt hatte sein sollen; und zogen auch die Einen mit fliegenden Fahnen zur

Eroberung des Himmelreiches aus — und folgten auch die Anderen gemäßigteren Schrittes nach: so waren doch Orest und Florentin entflohen der schirmenden Hürde und in eine Wildniß gerathen, die ihnen den Untergang nahe legte. Ein Brief von Corona versetzte ihn in den tiefsten Schmerz. Sie theilte ihm den Inhalt ihres letzten Gespräches mit Orest mit. „Die Gefahr ist so groß, so dringend, daß ich die himmlische Hülfe des heiligen Gebetes in Anspruch nehmen muß," schrieb sie; „wenn das nicht wäre, so würde ich schweigen, wie ich bisher geschwiegen habe, weil ich die Ueberzeugung hege, daß Alles, was man an Orest sagen mag, nur dazu beitragen würde, ihn in seiner jammervollen Verblendung zu bestärken und in seiner verkehrten Liebe zu befestigen. Ich schwieg, so lange diese traurige Sache gleichsam nur die meine war; ich hatte sein Herz verloren: das betraf mich allein. Aber jetzt soll seine Seele verloren gehen durch den Abfall vom Glauben: das ist die Sache Gottes! dagegen trete ich ganz in den Hintergrund, und nicht mehr für mich, sondern für Orest allein ruf' ich um Hülfe. So lange meine Augen offen stehen, habe ich in tiefster Aufrichtigkeit meiner Seele vor Gott auf Alles und Jedes verzichtet, was Glück, was Freude, was Trost, was Erquickung hienieden ist — wenn nur der gräßliche Abfall verhindert wird. Wir Alle müssen uns mit ausgebreiteten Armen zwischen ihn und die

Hölle werfen, der er im Wahnwitz der Leidenschaft zutaumelt." — —

Nachdem Levin diesen Brief gelesen hatte, faltete er die Hände und rief:

„Den Kelch, o Herr, erspare mir!" Aber sogleich setzte er hinzu: „Wenn er Dir, o Herr, erspart sein soll! Wenn nicht — so gib mir die Gnade, ihn in der Vereinigung mit Dir zu leeren, diesen bittersten Myrrhentrank!"

„Ich muß nach Rom!" rief Uriel. „Der Unglückselige soll wenigstens von all' den Seinen den Schrei des Entsetzens über sein Beginnen wie aus einem Munde hören. Corona hat Recht: wir müssen uns Alle ihm in den Weg werfen. Vielleicht hemmen wir seinen Sturz."

„Geh, mein Sohn, Gott segne Dich und stehe Dir bei!" rief Levin lebhaft. „Corona schreibt, sie habe die Sache auch an Regina mitgetheilt, um sie zum Gebetseifer zu entflammen. So werden wir Beide, sie und ich, denn unablässig unsere Hände zum Gebet erheben, während Ihr in Rom vielleicht die Möglichkeit zu einem kräftigen Handeln findet."

Mit unsäglich schwerem Herzen entschloß sich Uriel zur Trennung von Levin. Der Greis war ganz allein, denn die Baronin Isabelle war verreist, war so eben an das Sterbebett ihrer theuersten Freundin, der einzigen Schwester ihres verstorbenen Mannes gerufen. Und

nun sollte er diese qualvolle Zeit der Spannung, der Erwartung, der Sorge — einsam bleiben, ohne Mittheilung, ohne Zuspruch, auf Briefe beschränkt, deren Nachrichten stets unvollkommen und folglich ungenügend sind!

„Darüber gräme Dich nicht,“ entgegnete Levin, als Uriel ihm seine Bekümmerniß aussprach. „Es war mir bis jetzt ein großer Trost, Dich bei mir zu haben, allein nun ist es mir ein größerer Trost, Dich zu entbehren — zuerst, weil ich denke, daß Du in Rom mehr nöthig bist, als hier; und dann, weil es mir ein Opfer ist, Dich gehen zu sehen. Dem lieben Gott in irgend einer Weise ein Opfer bringen zu dürfen, ist aber immer das glückseligste, was einem Menschen widerfahren kann. Reise getrost, mein Sohn.“ —

Uriel war schnell zur Abreise gerüstet und Levin blieb allein auf Windeck zurück. Ein schwererer Schlag als Orest's Abfall hätte ihn nicht treffen können! jeder andere hätte ein Paar Dornen mehr auf den Erdenweg gestreut; aber über sie ging Levin hinweg, als wär' es Blütenschnee, der vor der Frühlingsluft herabrieselt. Dieser Schlag ging über die Erde hinaus. Die namenlosen Schmerzen, die er einst um seine arme Mutter ausgestanden hatte, erneuerten sich auf eine noch unheilvollere Weise, um eine noch drohendere Gefahr. Die Verachtung der Liebe und Gnade Gottes, die vor einem halben Jahrhundert seinen jungen Augen so viel tausend Thränen

gekostet hatte, drängte ihm auch jetzt wieder sein Herzblut in bitteren Zähren aus den Augen. Und hätte er noch ein halbes oder ganzes Jahrhundert gelebt, und noch eines, und abermals eines, und so fort bis zum jüngsten Tage: so würde er fort und fort das nämliche Herzeleid zu tragen, denselben Jammer zu beweinen haben: die Beleidigung der ewigen Liebe durch die Sünde des Geschöpfes! Dann gedachte er des furchtbaren mystischen Leidens, welches der göttliche Erlöser am Oelberg ausgestanden, gerade weil er im Geist das grenzenlose Elend überschaute, das er mit seinem heiligen Blut heilen wollte — und das sich dennoch, dennoch! so vielfach gegen die himmlische Arzenei sträubt, daß sie ach! nicht für Alle ihre Wirkung thun, nicht Allen die Genesung der Seele bringen kann. Ja! seufzte Levin aus tiefster Brust, zur vollkommenen Vereinigung mit Gott gehört die willige Annahme dieses Leidens, das über alle menschliche Grenzen von Gram und Kummer hinausreicht! Dann dachte er an Regina, wie sie die Schreckensnachricht aufnehmen — ob sie in ihrer Gelassenheit bleiben werde. Ein großes Verlangen, gemeinsam mit ihr die Mutter Gottes vom Carmel anzurufen, erwachte in Levin. Er hatte nie gewünscht, sie zu sehen; er wußte ja, daß er sicherer und ungestörter am Fuß des Kreuzes — als im Sprachzimmer zu Himmelspforten sie finden könne. Aber jetzt war ihm zu Sinn, als ob die Hand Gottes ihn zu Regina

führe. Er fuhr nach Würzburg und ging sogleich zum Kloster, wo er auf seine Frage nach ihr den Bescheid erhielt, sie sei krank und könne nicht im Sprachzimmer erscheinen. Da nannte er sich und ließ die Oberin bitten, ihm nähere Auskunft zu geben. Die Oberin kam eilends und verhehlte ihm nicht, daß Regina sterbend sei. Levin faltete die Hände und sagte sanft:

„Also darum hat Gott mich hergeführt.“

Er begab sich zum Bischof und bat um Erlaubniß, in die Clausur eintreten zu dürfen, um die Sterbegebete über die Tochter seiner Seele zu sprechen. Der fromme Bischof gab die Erlaubniß mit gerührter Theilnahme, daß der Tod an dem fünfundsiebenzigjährigen Greise vorübergehe und die junge Lebensblüte dahinraffe. Als Levin nach Himmelspforten zurückkam, war es schon spät Abends; aber die Thür öffnete sich ihm, wie das die Regel ist, als er des Bischofs schriftliche Erlaubniß vorzeigte. Die Oberin empfing ihn und setzte ihn von Regina's Zustand in Kenntniß, während sie ihn zu der Zelle der Kranken führte. Bis zum Weihnachtsfest hatte sich Regina trotz ihrem Leiden ziemlich wohl befunden und die heilige Christnacht und die Ankunft des göttlichen Kindes in der Krippe mit frohlockender Freude gefeiert. Seitdem aber war es reißend bergab gegangen und das Fieber mit solcher Heftigkeit eingetreten, daß sie seit sechs Wochen weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe hatte und gänzlich davon aufgerieben war. Der Arzt

zweifelte, daß sie den Morgen erleben werde. Die Oberin öffnete eine Thür; Levin trat in die armselige Zelle, an deren weiß getünchter, kalter Wand ein Cruzifix zwischen den Bildern der Mutter Gottes von der unbefleckten Empfängniß und der heil. Therese hing. Ein Strohstuhl und ein brauner Tisch, auf dem ihr Brevier und einige Andachtsbücher lagen, bildeten das Mobiliar dieser Zelle, die an Armuth, wenn nicht mit dem Stall von Bethlehem, so doch mit der Hütte von Nazareth wetteiferte. Regina lag im Bett; ihr Antlitz, halb verhüllt von weißen Linnentüchern, war weißer als sie, denn das Fieber hatte ihr Lebensmark verzehrt; die krankhafte Glut war eingesunken; sie verglimmte wie eine Kohle, die sich nach und nach mit Asche bedeckt — mit der Asche, welche der Tod auf sie streute. Zu Häupten des Bettes brannte die Sterbekerze; zwei Carmelitessen knieten daneben und beteten abwechselnd die Gebete der Sterbenden. Als Levin eintrat, hatte Regina ihre Augen geschlossen und ihre langen dunkeln Wimpern warfen einen breiten Schatten auf die geisterbleichen Wangen. Ihre Hände lagen auf der Decke und hielten ein kleines Cruzifix. Aber im Gegensatz zu dieser Ruhe flog ihre Brust krampfhaft und unregelmäßig auf und ab durch die schweren, hastigen Athemzüge. Auf den ersten Blick sah Levin, daß es zu Ende gehe. Mit gebrochener Stimme sagte er:

„Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit! in Ewigkeit! . . . . lieber Onkel Levin,“ erwiderte Regina und schlug ihre großen müden Augen mit einem Blick von rührender Freude und Dankbarkeit zu ihm auf.

„Nun bist Du ja bald am Ziel, geliebtes Kind! die Braut Christi eilt dem himmlischen Bräutigam zu.“

„Möge er mich nur als seine ächte Braut anerkennen und nicht allzu unwürdig finden,“ sagte sie. „Ich habe ihm sein gebenedeites Kreuz gar schlecht nachgetragen.“

„Fandest Du es schwer, geliebtes Kind, so denke, daß Dein Erlöser auch seinen Kelch bitter gefunden hat.“

„Das äußere Kreuz war nicht das schwerste! das innere war es. Ach, die Desolationen von Gethsemane und die Finsterniß von Calvaria — die wollten mir zuweilen die Seele so überfluten, daß ich vergaß, wie gerade sie die Hauptpunkte sind in der Nachfolge des himmlischen Bräutigams.“

„Umsomehr mußt Du seiner Gnade vertrauen, die so barmherzig für uns arme Sünder ist, wenn wir nur ein wenig guten Willens waren.“

„Ja!“ sagte sie, und ein Freudenstrahl trat in ihr Auge, „ich schmücke mich mit dem Purpur und den Rubinen seines heiligsten Blutes. Das wird mir zum Königsmantel und zum Brautgeschmeide.“

„Hast Du je bedauert, der Welt und dem

Erdenglück entsagt zu haben?" fragte Levin nach einer Pause.

„Niemals!" entgegnete sie. „Die Gottverlassenheiten waren meine Prüfung."

„Die gehören gerade zum vollkommenen Opfer. Wer den Gott alles Trostes besitzt, muß dessen Tröstungen entbehren können," sagte Levin ernst.

„Ach, bitte für mich," sagte sie schmerzlich, „daß der liebe Gott nicht nach seiner Gerechtigkeit mit mir verfahre und mich auf ewig von seinem Angesicht verbanne; in seinem strengen Gericht könnte ich nimmermehr bestehen. Jetzt sehe ich freilich ein, daß meine geringen Leiden ein Maienthau für meine elende Seele waren und sie zum Grünen gebracht haben."

„Im Himmel wird sie aufblühen," sagte er.

„Wäre nur nicht das lange Purgatorium," seufzte Regina.

„Gott war immer so gnädig für Dich, daß er Dir vielleicht Deine schwere, lange Krankheit als Purgatorium anrechnet und Dich bald in den Himmel ruft!"

„Ja, wenn Du recht viel für mich betest und mir die Gnadenströme des heiligen Meßopfers zuwendest, und wenn auch hier alle Schwestern recht für mich beten."

Die Oberin zerdrückte still ihre Thränen, und die beiden Schwestern weinten bitterlich. Regina fragte, was es an der Zeit sei, und als Levin erwiderte, es gehe auf Mitternacht, sagte sie mitleidig:

„Ach, lieber Onkel Levin, so bricht die Fastenzeit noch einmal für Dich an, während ich mein seliges Genügen finde!"

Es war nämlich die Nacht vor dem Aschermittwoch. Sie athmete immer mühsamer, stoßweise und ächzend; ihre Hände ließen das Cruzifix sinken und machten auf der Decke jene seltsamen Bewegungen des Haschens, die den Sterbenden eigenthümlich sind. Die Anwesenden beteten und sie bewegte bisweilen die Lippen, als ob sie ihnen folge. Plötzlich sagte sie:

„Dürfte ich nicht den Leib des Herrn empfangen?"

Die Oberin erwiderte, daß er ihr vor kaum zwei Stunden gespendet sei. Da sagte sie:

„So vergißt man die Zeit, wenn die Ewigkeit naht."

Auf die Bemerkung der Oberin, daß sie gleich nach der ersten heiligen Messe, die um fünf Uhr gelesen wurde, mit dem Brod der Engel gestärkt werden dürfe, antwortete sie mit einem seligen Lächeln:

„Ach, wenn meine Sünden es nur nicht hindern, so könnte ich Ihn dann vielleicht schon schauen, wie Er ist."

Sie fiel in die Agonie zurück und verlor die Sprache, aber nicht das Bewußtsein. Schlug sie einmal die Augen auf, so war ihr Blick klar, liebevoll und dankbar auf ihre Umgebung gerichtet; und verstummte einmal deren Gebet vor Wehmuth und Herzeleid, so gab sie

durch Zeichen zu verstehen, daß man es fortsetzen möge. Eine schmerzenreiche halbe Stunde ging auf diese Weise vorüber. Da hub Regina zu Aller Ueberraschung mit ganz kräftiger Stimme an:

„Lieber Onkel! jetzt bete die Commendatio anima! die Mutter Gottes holt mich, der Bräutigam kommt.“

Und sanft wendete sie ihr Haupt, machte das heilige Kreuzzeichen, schloß die Augen und entschlief mit immer leiseren Athemzügen wie ein müdes unschuldiges Kind, während ihre Seele zu dem Gott flog, den sie von dem Augenblick an, wo ihr junges Herz zu lieben anfing, mit unerschütterlicher Liebe geliebt hatte. Da lag sie nun todt in der dürftigen Zelle, auf dem armseligen Lager, aufgerieben von entsetzlicher Krankheit, fern von den Nächsten, die keine Ahnung von ihrem Scheiden und Leiden hatten — diese Regina, dies Kind des Gebetes, die bei ihrem Eintritt in die Welt mit einem Jubelruf der Freude von zwei Familien begrüßt, von zwei Müttern als Tochter geliebt und gleichsam in goldener Wiege gewiegt wurde. Da lag sie nun todt zwischen den kahlen Wänden — diese Regina, der Alles zu Gebot stand, was man auf Erden Glück nennt, was man begehrt, ersehnt, beneidet — und die Alles gelassen bei Seite legte, als Dinge, die für den Himmel keinen Werth hatten. Jetzt stand sie auf der Höhe, wo der wahre Standpunkt für die Würdigung des irdischen Glückes ist und wo die vergänglichen Freuden im Licht der Ewigkeit ihre wahre

Beleuchtung finden. Jetzt stand sie mit ihrem von jungfräulicher Christusliebe durchflammten Herzen, das von keiner Neigung zu den Staubesgebilden beschwert war, vor dem Thron ihres Gottes, dessen Kelch sie zu ihrem Erbe und Antheil für hienieden gewählt hatte, und Levin, dem all' diese Bilder am inneren Auge vorüberzogen, während er die Nacht neben ihrer entseelten Hülle betend durchwachte, konnte nicht anders, als wieder und immer wieder sagen: O Kind, du bist nicht vergeblich der heiligen Gottesmutter, der Himmelskönigin Maria, geweiht worden! Als deine Mutter es that, hat sie nicht geahnt, daß du bei sechsundzwanzig Jahren als Klosterjungfrau von hinnen scheiden würdest, und alle weltlichen Verhältnisse waren ja auch dagegen. Aber die Mutter Gottes, die mächtige Königin, rang dich ihnen ab, wählte dein Loos, ließ es vor dir aufleuchten, ebnete deinen Weg, zeigte dir dein hohes Ziel, gab dir ein Herz, das der Höhe des Zieles entsprach, und hat dich jetzt geholt zum himmlischen Brautfest. O Kind, geliebtes, warum wein' ich denn! Und langsam schlich Thräne um Thräne über seine bleichen eingefallenen Wangen. — —

Früh um vier Uhr las er für die theuere Abgeschiedene eine Seelenmesse, diesen Balsam für die schmerzlichste Trauer. Nicht bloß den Lebenden gehört der ewigströmende Gnadenbronnen des Blutes Jesu an; nicht bloß für sie öffnet er wieder und wieder bei der

Feier der heiligsten Geheimnisse seine Wunden, um ihnen alle Gnaden zuzuwenden, welche an seinen Versöhnungs-tod geknüpft sind. Sein göttliches Blut gehört allen Seelen an und die Abgestorbenen sind ja so recht — Seelen! arme Seelen, die durch dieses Blutes reinigende und heiligende Kraft von den Makeln und Flecken be-freit werden, welche langsam das Purgatorium tilgt; Makel und Flecken, welche die Seele nicht zur Seligkeit gelangen lassen, denn „nichts Unreines kann in den Himmel eingehen“ — heißt es in heiliger Schrift. Wie süß ist al-so die Hoffnung, wie wahrhaft der Trost, welche die Leidtragenden aus der Darbringung des hochheiligen Meßopfers schöpfen. Ein Tröpflein vom Blut Jesu der geliebten Seele zugewendet, vermag mit seiner un-endlichen Kraft sie zu reinigen und sie zur Anschauung des höchsten Gutes zu führen! Levin gewann all' seine Fassung wieder, nachdem er sich in heiliger Communion mit Gott vereinigt hatte und ein namenloser Trost über-strömte sein Herz bei dem Gedanken, daß Regina vor allem Wechsel und Wandel geborgen, in Sicherheit ge-bracht und einem Leben entronnen sei, welches dem Men-schen nie die Gewißheit gibt, daß sein nächster Schritt ihn nicht bergab führe. Sie lag nun im Sarge, im braunen Habit der Carmelitessen, mit einem Kranz von weißen Rosen über dem schwarzen Schleier — ein unaussprechlich schönes Bild, rührend in seiner Erha-benheit. Der schwarze Schleier, der sie umrahmte, war

die Folie des Kranzes, den ihr Haupt wie eine Glorie von leuchtenden Sternen trug. Ein seliger Friede lag auf ihren Zügen, ihr eigenthümlich schönes Lächeln war ihnen noch eingeprägt. Sie sah aus, als sei ihre Seele frohlockend von der Erde geschieden.

„Requiescat in pace,“ sagte Levin, als er zum letzten Mal mit Weihwasser die schöne Hülle segnete. Dann nahm er Abschied von Himmelspforten.

„Der Aschermittwoch,“ sprach er scheidend zur Oberin, „hat uns eindringlicher als das Aschenkreuz auf unserer Stirn gepredigt: Memento, homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris!“ —

Von Windeck aus schrieb er an Graf Damian, daß ein Zehrfieber Regina's Leben ein Ende gemacht, und Gott ihn wunderbarer Weise an ihr Sterbebett geführt habe. Ausführlich beschrieb er ihre letzten Stunden, deren Zeuge er gewesen war, und setzte viel Liebliches und Trostreiches hinzu, was ihm die Oberin, der Superior und der Beichtvater aus ihrem Ordensleben erzählt hatten. Wie früher in der Welt, so jetzt im Kloster führte sie ihren Wahlspruch „Solo Dios basta“ thatsächlich durch; darum dürfe um ihre frühe Seligkeit kein trostloser Jammer ausbrechen; diese Lilie des Carmels blühe ja ihnen Allen zum Trost leuchtend im ewigen Frühling fort.

Er aber sehnte sich nach diesem Frühling! Fünfundsiebenzig Jahre, die der übernatürliche Mensch im Ker-

ker des Leibes gelebt hat, sind lang — auch für die demüthigste Ergebung. Aber keine Schwäche des Alters, keine Stumpfheit der Sinne, keine Abnahme des Gedächtnisses, kein Versagen der inneren oder äußeren Fähigkeiten stellte sich ein; das Unsterbliche herrschte in ihm vor. —

Ein tosender Schneesturm, wie er zuweilen im Februar, besonders wenn milde Tage vorhergehen, als Mahnung an den Winter ausbricht, umsauste eines Abends Schloß Windeck mit solcher Gewalt, daß die Fenster stoßweise klirrten und die mächtigen Aeste der Linden und Kastanien auf der Terrasse erkrachten. Die Wetterfahne drehte sich angstvoll kreischend über den ungestümen Tanz, den sie mit dem Sturm machen mußte, und Käuzlein und Uhu, verstört in ihrem sonst so behaglichen nächtlichen Treiben, schrien und seufzten um die Wette und flatterten mit ungeschicktem Flügelschlag verwirrt und betäubt gegen die Fenster, hinter denen Licht schimmerte. Der Aberglaube spricht: Fliegt ein Käuzlein mit seinem scharfen Schrei: komm' mit! komm' mit! gegen ein Fenster, so muß in dem Hause ein Mensch sterben. Im ganzen Schloß war es still und dunkel, die Mitternacht fesselte alle Bewohner im ersten Schlaf. Nur Levin wachte. Plötzlich schien ihm, daß am Gitterthor des Schloßhofes die große Glocke heftig gezogen werde. Aber der Sturm war eben in seiner Flut und sauste betäubend. Nach einigen Minuten fiel er;

Levin horchte — und hörte genau hastige Glockenzüge. In solcher Nacht! ein Kranker ruft mich! das war sein erster Gedanke. Er zündete Licht an, kleidete sich schnell, wartete nicht bis der Portier erwache und ihn rufe, warf seinen Mantel um und ging eilig hinab. Als er sein Zimmer verließ, flog ein geblendetes Käuzlein gegen sein helles Fenster und schrie: komm' mit! komm' mit! Unwillkürlich dachte Levin an den Volksaberglauben, aber nicht für sich besorgt, sondern für den Kranken. Vielleicht stirbt ein Mensch, ehe du zu ihm gelangst! seufzte er. Inzwischen kam ihm unten der Portier verstört entgegen mit der Meldung, des Wendels ältester Sohn sei draußen und jammere nach dem hochwürdigen Herrn, denn der Wendel selbst liege in den letzten Zügen, sei aber vollkommen klar im Kopf und begehre ihn zu sprechen.

„O du grundgütiger Gott! du läßt den Armen nicht in seinen Sünden dahinfahren!" rief Levin.

„Befehlen der hochwürdige Herr, daß die kleine Kalesche angespannt werde?"

„Ja, sie kann mich abholen," sagte er, eilte in die Kapelle, versah sich mit dem heiligen Oel und dem heiligen Altarssacrament, ging dann nach dem Portierstübchen, wo der junge Mensch mit einer großen Laterne wartend und beängstigt saß, und rief ihm zu:

„Komm' jetzt! laß uns eilen."

Da stürzte sein Kammerdiener ihm entgegen und bat:

„O nur ein wenig Geduld, gnädiger Herr! die Pferde werden schon aufgeschirrt“ .... —

„Keine Secunde!“ unterbrach ihn Levin; „es stirbt ein Mensch!“ —

Und mit Jugendkraft eilte er durch die Nacht von dannen, nicht achtend den wüthenden Sturm und das tolle Schneetreiben.

Wendel hatte seit vier Jahren in dem stillen Blödsinn gelebt, in den die Schreckensnachricht von dem gräßlichen Selbstmord seiner Tochter ihn versetzte. In der letzten Zeit war ein körperlicher Marasmus eingetreten, der sein Ende herbeiführen mußte. Sein Geist blieb aber in der Stumpfheit. Noch vor einigen Tagen, gleich nach seiner Rückkehr aus Würzburg, hatte Levin ihn besucht, ihm und der braven Bäuerin, seiner Schwester, Regina's Abscheiden mitgetheilt. Während die gute Frau in Thränen zerfloß, wiederholte Wendel nur seinen alten Spruch: Gottes Mühlen mahlen langsam. Um so überraschender war es, daß die Krankheit jetzt eine Wendung und einen acuten Charakter nahm, der Geist aber, gleichsam aufgestachelt durch die nahe Gefahr, aus seiner Stumpfheit plötzlich erwachte und sich nach einer Vorbereitung auf den Eintritt in die Ewigkeit sehnte.

Bis zur Ohnmacht erschöpft und von heftigen Stichen in die Brust gepeinigt, kam Levin im Bauerhof an. Er hatte den ganzen Weg fast im Lauf zurückge-

legt, obgleich er Sturm und Schnee gegen sich hatte und der Schnee fußhoch auf dem Wege lag. Der Gedanke: es stirbt ein Mensch! es verlangt eine Seele nach Versöhnung und Vereinigung mit ihrem Gott, ohne die kein ewiges Leben ihrer harrt — gab ihm Flügel, die Flügel der heiligen Liebe, welche der heilige Glaube in Schwung setzt. Wie ein Bote des Himmels wurde Levin auf dem Bauerhof empfangen. Er war es ja auch! er kam ja mit der himmlischen Arzenei und der himmlischen Speise. Während man ihn bei dem Kranken allein ließ, der mit einem von Reue zermalmten Herzen alle Sünden seines Lebens an sich vorüber ziehen ließ, um sich ihrer anzuklagen, weckte die Bäuerin Alle im Hause und hieß sie sich festtäglich kleiden und sich bereit halten, der heiligsten Feier beizuwohnen, welche Gott den Herrn unter ihr Dach bringe. Knecht und Magd, ja ihr kleines Enkelchen, ein dreijähriges Kind, mußten aus dem Bett und in andächtiger Sammlung sich freuen der Ehre und des Heiles, die in dieser Nacht ihrem Hause widerfuhren.

„Das Kind versteht's noch nicht!" sagte die Schwiegertochter, aus Besorgniß, daß die Kleine eine Störung machen könne.

„Thut nichts!" entgegnete die Bäuerin; „der liebe Heiland hat die Kindlein gern gehabt und die Unmündigen gesegnet. Er soll auch unser Kind segnen."

Dann bereitete sie einen kleinen Tisch, umhing und

bedeckte ihn altarmäßig mit feinen weißen Linnentüchern, stellte ein Cruzifix darauf, das sie als ein uraltes Erbstück in ihrer Familie ganz besonders in Ehren hielt, daneben zwei Wachskerzen, die sie just auf Maria Lichtmeß hatte weihen lassen, endlich ein kleines Weihwasserbrünnlein mit dem Zweige von Buxbaum, und harrte dann, still ihren Rosenkranz betend, bis Levin sie in's Kämmerlein rufen werde.

Der arme Wendel hatte einen schweren Kampf zu bestehen! er konnte sich nicht entschließen, dem unglücklichen Florentin seine Missethat zu vergeben. Es schien ihm, er sei ein Rabenvater, wenn er den Mann nicht hasse, der sein Kind für Zeit und Ewigkeit elend gemacht habe. Levin wiederholte ihm umsonst, daß die Rose ja freiwillig ihm Gehör gegeben und in des Satans Fallstricke eingegangen sei. Da wollte er denn einen Theil ihrer Schuld auf sich nehmen, auf sein schlechtes Beispiel, seinen ungläubigen Wandel; aber den anderen sollte Florentin tragen und dafür wollte er ihn hassen, so lange, wie die unglückliche Rose von der Seligkeit des Himmels ausgeschlossen sei; also vermuthlich auf ewig. Endlich sagte Levin:

„Aber, Wendel, Ihr betet ja im heiligen Vater Unser, das der liebe Heiland Selbst uns gelehrt hat: Vergib uns unsere Schuld, so wie wir vergeben unseren Schuldigern. Da hört Ihr ja die Bedingung, die ganz ausdrückliche, unter der Ihr Vergebung findet. Ihr

müßt also auf Gottes Barmherzigkeit verzichten und ihn, den mildesten Herrn, zu Eurem Feinde machen, wenn Ihr in Feindschaft mit irgend einem Menschen verbleiben wollt."

„Ich will es nicht, hochwürdiger Herr," seufzte Wendel; „aber es macht sich von selbst so! ich kann nicht anders."

„O bedenkt doch, Wendel, daß die arme Rose nicht bloß Euer Kind, sondern auch ein Kind Gottes war; daß der himmlische Vater sie viel mehr geliebt hat, als Ihr sie je lieben konntet; daß Er nicht damit zufrieden war, wie Ihr sein Kind erzogt und was Ihr aus seinem Kinde machtet; und obwohl Ihr sein göttliches Vaterherz noch tiefer betrübt und noch größere Schmach ihm angethan habt, als der Florentin Euch: so will er Euch dennoch vergeben, wenn auch Ihr die Beleidigung von ganzem Herzen verzeihet."

„Sei es drum, hochwürdiger Herr," sagte Wendel nach einer Pause, in welcher er leiblich und geistig schwer rang nach Athem und nach Selbstüberwindung; „hab' ich dem lieben Herrgott wegen der Rose so bitteres Herzeleid zugefügt, wie der Florentin mir, und verzeiht er mir dennoch: so ist es recht und billig, daß ich keinen Haß gegen den Florentin trage, und so will ich denn recht aufrichtig beten: Vergib uns unsere Schuld, so wie wir vergeben unseren Schuldigern. Ist nun Alles in der Ordnung, hochwürdiger Herr?"

„Alles, guter Wendel," sagte Levin gerührt; „und nun folgt auf Eure Demüthigung die Gnade und auf Euer Opfer der Trost."

Und er öffnete die Thür nach der großen Familienstube, wo alle Bewohner des Bauerhofes still beisammen saßen. Die Bäuerin hatte den Altartisch so gestellt, daß Wendel von seinem Bett aus ihn sehen konnte; sie zündete die Kerzen an, Levin begann die Gebete, Alle knieten nieder und er gab ihnen den Segen mit dem Sanctissimum. Wendel hatte sich von seinem ältesten Sohn etwas aufrichten lassen und saß, mit dem Kopf an dessen Brust gelehnt und von dessen Armen unterstützt, auf seinem Lager, unverwandten Blickes allen Bewegungen Levin's folgend. Als dieser mit der heiligen Hostie die Schwelle des Kämmerleins betrat, nahm Wendel all seine Kraft zusammen, faltete seine matten Hände und sagte mit dem Ausdruck demüthigster Freude:

„Mein lieber Herr Jesus, kommst Du wirklich zu mir armen Sünder!"

Nach dem Empfang der heiligen Wegzehrung schloß er die Augen und streckte sich ruhig aus zum Sterben.

„Bleib' Du in ihm, auf daß in Dir er bleibe," betete Levin und spendete ihm, da Wendel durchaus bei Besinnung war, die letzte Oelung, die den Leib des Staubes für den Todeskampf stärkt und ihm die Weihe

bringt für die dereinstige glorreiche Auferstehung. Vom ersten Athemzug ihrer Kinder bis zum letzten sorgt die übernatürliche Mutter, die Kirche, für deren übernatürliches Leben; und mit der äußersten Kraftanstrengung bemeisterte Levin seine steigende Schwäche, damit kein Atom der Gnade, welche an die heiligen Sacramente geknüpft ist, durch seine Schuld dem Sterbenden verloren gehe. Als Alles beendet war, fiel Wendel in seine frühere Bewußtlosigkeit zurück und die Seinen priesen den barmherzigen Gott, der ihm die Paar leichten Stunden geschenkt hatte. Jetzt erst kam Levins Wagen und der Kammerdiener erzählte, sie kämen so spät, weil dies die zweite Ausfahrt sei. Bei der ersten geriethen sie vom Wege ab in einen überschneiten Graben; der Wagen fiel um und es brach ein Rad.

„Wie gut und nothwendig war es, daß ich mich zu Fuß aufmachte!" antwortete Levin. „Ich wäre untröstlich, wenn durch meine Zögerung der arme Wendel nicht mehr die heiligen Sterbsacramente empfangen hätte."

Er nahm die Stola ab, das Zeichen des Priesteramtes, welches er übt, indem er dies Symbol des Joches Christi auf seinen Nacken legt; und gleichsam als überließe der übernatürliche Mensch jetzt den natürlichen seiner Hinfälligkeit, sank Levin in die Arme seines Dieners, während sich die Schmerzen seiner Brust in einem Strom von Blut Luft machten. Alle geriethen in die furchtbarste Bestürzung; Niemand wußte, was gegen

einen solchen Anfall zu thun, wie dessen Wiederkehr zu verhüten sei. Levin fühlte sich todesmatt; aber im Bauerhof war er ja den guten Leuten zur höchsten Last. Er ließ sich also zum Wagen tragen, der ihn ganz langsam, um jede Erschütterung zu vermeiden, nach Windeck zurückfuhr. Zwar hatte ihn die Bäuerin in warme Decken eingehüllt, aber mit jedem Athemzug in der kalten Luft sog seine wunde Brust den Tod ein, und als er anlangte, war er ein Sterbender, der nur noch mit ganz leisem Flüstern den Pater Guardian von Engelsberg begehrte. Die trostlose Dienerschaft schickte auch zum Arzt und die Haushälterin und sein Kammerdiener wollten ihm einstweilen durch Hausmittel einige Linderung verschaffen. Doch er bewegte sanft verneinend die Hand und sagte nur: „Pater Guardian!“ Der war schnell zur Stelle und ein freudiger Blick empfing ihn, als er an Levins Bett trat. Dieser hatte so eben einen zweiten und noch heftigeren Blutsturz gehabt und war der Sprache fast nicht mehr mächtig; darum sagte der Pater, er müsse sich zuvor erholen und nicht jetzt beichten. Aber Levin erwiderte:

„Ich habe keine Zeit zu verlieren;“ und obgleich er mit der größten Anstrengung sprach, und der Pater sich tief zu ihm herabneigen mußte, um die flüsternde Bewegung seiner Lippen zu verstehen, so ging er doch mit ruhiger Sammlung Alles in seinem Leben durch, was ihm als Beleidigung Gottes erschien. Das war ihm in diesem Augenblick der Schwäche und Erschöpfung nur

deshalb möglich, weil er sich seine Sünden immer vor Augen hielt, immer von Neuem bereit war, sich vor Gott anzuklagen und Buße zu thun. Vor wenigen Stunden hatte er die heilige Wegzehrung gespendet; jetzt empfing er sie. Sein Auge hatte dabei einen Glanz, als spiegele sich schon die Glorie des ewigen Lichtes darin ab. Was er für Wendel gebetet hatte, betete er jetzt für sich selbst:

„Bleib Du in mir, auf daß in Dir ich bleibe."

Das ist das ganze Geheimniß des christlichen Lebens, der Inbegriff seiner Vollkommenheit hienieden, seiner Verherrlichung im Jenseits. Das innere Leben des Christen ist — das Leben Jesu in ihm, und diese ebenso wahrhafte als geheimnißvolle Verbindung beruht auf dem würdigen Empfang des wahren Leibes und Blutes des Herrn in heiliger Communion. Diese Verbindung gibt sich kund nicht durch äußerliche Glanz- und Großthaten, sondern durch eine wundervolle Schönheit der Seele, die sich in tausend Tugendstrahlen entfaltet. Diese Tugenden sind Gnadenblumen, gehen nur aus der Vereinigung der menschlichen Natur mit der göttlichen Natur, deren Träger und Mittler Christus ist — hervor, schöpfen durch ihn ihre Lebenskraft aus dem Wesen Gottes Selbst und wenn der Tod den Leib von Staub zum Staube legt, schlagen sie ihre volle Schönheit erst recht in der Seele auf, und was die Gnade gewirkt hat, entfaltet die Glorie.

„Bleib Du in mir, auf daß in Dir ich bleibe,“ sprach Levin.

„Wie ist Ihnen denn zu Muth, hochwürdiger Herr?“ fragte der Pater Guardian, der keinen Augenblick den gottseligen Greis verlassen wollte.

„Ich hoffe die Güter des Herrn zu schauen im Lande der Lebendigen,“ antwortete Levin mit dem Psalmenverse aus dem Officium für die Abgestorbenen.

„Das glaub' ich,“ erwiderte gerührt der Pater. Er ließ noch zwei Capuziner aus Engelsberg holen, um mit ihnen im Gebet abzuwechseln für den Fall, daß die Agonie lang sein werde.

Auch der Arzt kam und verordnete dies und das, wie Jemand, der da weiß, daß die Verordnungen vergeblich sind. Auf seine Frage an den Kranken, ob er sehr leide, da seine Brustbeklemmung auf große Qual schließen lasse, erwiderte Levin abermals mit einem Psalmenverse aus dem Todenofficium:

„Der Herr regiert mich, nichts mangelt mir. Auf einem Weideplatz am Wasser der Erquickung hat er mich gelagert.“

Er sprach nichts Irdisches mehr. Fragte man ihn, so gab er Antwort aus den heiligen Schriften. Da der Guardian sah, daß er seine Seele ganz in das erhabene Todtenofficium versenkt hatte, so begann er es mit den beiden Patres zu beten, als diese aus Engelsberg sich einstellten. Das machte dem Kranken eine unsägliche

Freude. Manches, was ihm besonders lieb war, oder was besonders auf ihn paßte, betete er mit.

„Um Eines hab' ich gebeten den Herrn; daß ich weile im Hause des Herrn alle Tage meines Lebens." —

„Mein Herz hat zu Dir gesagt: Es suchet Dich mein Angesicht." — —

„Mein Vater und meine Mutter haben mich verlassen, der Herr aber nimmt mich auf." — —

„Er zog mich aus der Grube des Elendes und er stellte auf einen Felsen meine Füße." — —

Aber nur an der Bewegung seiner Lippen merkte man, daß er mitbete, denn sprechen konnte er zuletzt nicht mehr, so qualvoll arbeitete seine Brust. Das währte so lange, bis der Tag sich neigte. Da wurde er still und immer stiller, und als eben der Pater Guardian in der siebenten Lection an die Worte kam: „Nach der Finsterniß hoffe ich auf Licht" — machte plötzlich ein Lungenschlag sanft seinem Leben ein Ende, so sanft, daß Niemand den Augenblick seines Abscheidens bemerkte. Sein ganzes Leben war ein friedliches Hinüberwallen aus der Unruhe der Zeit in den Frieden der Ewigkeit gewesen, und so war auch sein Tod. Und wie er einsam unter den Menschen gestanden und nur am Herzen Gottes Zuflucht und Trost gefunden hatte, so starb er auch einsam, ohne Freunde, ohne Verwandte, und nur die frommen Männer waren bei ihm, die sich, wie er, arm im Geist und arm im Herzen gemacht hatten, um reich in Gott zu

sein. Eine hehre Stille erfüllte das Sterbezimmer und das ganze Schloß. Die Nachricht von seiner gefährlichen Erkrankung hatte sich blitzschnell in der ganzen Gegend verbreitet, und es kamen Leute stundenweit herbei geeilt, um zu hören, wie es mit ihm stehe. Die Meisten hatten sich in die Kapelle begeben und beteten; Andere saßen unten in der großen Halle und in den Zimmern der Dienerschaft und harrten. Niemand konnte sich entschließen, fortzugehen. Da kam der Pater Guardian ernst von der Treppe herab und sagte zu den Leuten gewendet, die in der Halle versammelt waren, mit feierlichem Ton:

„Herr, gib ihm die ewige Ruhe.“

„Und das ewige Licht leuchte ihm“ — sprachen Alle aus einem Munde und fielen auf die Knie.

„Er ruhe in Frieden. Amen,“ sagte der Pater.

Nun wußte man, daß er am Ziele sei! In alle Augen traten stille Thränen, auf alle Lippen stille Gebete, in alle Herzen stille Wehmuth! man gönnte ihm die selige Ruhe.

„Er ist sicher vom Munde auf in den Himmel gegangen,“ sagte der Haushofmeister, der fast eben so alt wie Levin, und aus den Zeiten von dessen Eltern war.

„Kann irgend eine Seele ohne Fegfeuer durchkommen, so ist das gewiß die seine!“ rief die Haushälterin.

Einer von Wendel's Söhnen war von der Bäuerin in's Schloß geschickt, um Kunde über Levin zu holen, und um anzuzeigen, daß Wendel in seinem bewußtlosen Zustande ruhig verschieden sei. Der arme Bube wurde nicht freundlich von der Dienerschaft empfangen. Der Portier sagte mürrisch:

„Dein Vater hat den Tod des hochwürdigen Herrn auf seinem Gewissen."

„Ja!" rief der Kutscher in stiller Wuth über seinen Unfall, umgeworfen zu haben, was ihm noch nie auf Windeck geschehen war. „Ein Unwetter, wo man keinen Hund vor die Thür jagen mag, eine pechrabenschwarze Nacht, in der keine Eule Hand vor Augen sehen kann, da den hochwürdigen Herrn aus dem Bette zu holen: das nenn' ich unverschämt."

„Der Vater jammerte nach ihm," sagte der arme Bursche niedergeschlagen.

„Und wär's noch ein Anderer gewesen!" rief der Portier; „aber gerade der Simpel und Taugenichts Wendel!"

„Für den mußte sich der hochwürdige Herr den Tod holen!" setzte der Kutscher ergrimmt hinzu.

Der Bursche hub laut und kläglich zu weinen an.

„Zank im Trauerhause!" sagte die kräftige Stimme des Pater Guardian, der jede Veranlassung benutzte, um den Leuten in's Gewissen zu reden, und jetzt mit ernster Miene in das Portierstübchen trat. „Was heulst denn Du wie ein altes Weib?"

„Sie sagen, mein Vater wär' ein Taugenichts gewesen, und nicht werth, vom hochwürdigen Herrn versehen zu werden, und gleichsam sein Mörder," erwiderte der Bursche schluchzend.

„Was schwatzt Ihr da für Unsinn, Ihr Taugenichtse!" sagte der Guardian in der Redeweise, die ihn bei den Leuten äußerst beliebt machte, und drohte mit seinem langen hagern Finger dem Kutscher und dem Portier dicht vor den Augen. „Für wen ist der Herr Jesus vom Himmel gekommen? Gerade für die Taugenichtse — Euch, mich, uns Alle inbegriffen, denn wir alle taugen nichts vor Gott. Für wen hat er sein bitteres Leiden und Sterben geduldet? für die Taugenichtse! Für wen sein heiligstes Blut vergossen und die heiligen Sacramente eingesetzt? für die Taugenichtse! Für wen den Priesterstand geordnet und gesendet? für die Taugenichtse! Er will sie ja Alle selig machen, Alle im Himmel haben. Nun, das seht Ihr doch ein: hat Christus der Herr bereitwillig für die verkommenste Seele sterben wollen, so muß der gute Priester auch dazu bereit sein. Einen besseren Priester als unseren lieben hochwürdigen Herrn hat unser Herrgott selten gehabt. Der hatte so ganz den hochgeborenen Grafen ausgezogen, um ein Diener der Seelen zu werden, wie nicht Jeder von uns den alten Adam auszieht. Der war immer bereit, dem Herrn Christus nachzufolgen, und die Fußwaschung, welche dieser an seinen Aposteln übte, geistiger Weise an

allen armen Sündern zu vollziehen. Ihm war Seele — Seele! Punktum. Ihr meint, wenn ein Kaiser da im Bauerhof gelegen hätte — oder zum mindesten ein König: dann wär's der Mühe werth gewesen, in tiefer Mitternacht durch Sturm und Schnee hinaus zu traben und sich den bitteren Tod zu holen. Allein der Sohn Gottes war nicht Euerer Meinung, und sein frommer Priester, der liebe hochwürdige Herr auch nicht. O, Ihr Leute! seht doch ein, wie schön das ist und welchen Edelstein in seiner Krone das gibt: er hat nicht bloß für einen gewöhnlichen armen Sünder, sondern so recht, wie der liebe Heiland, sein Blut für einen Menschen hingeströmt, der ihn einst um's Leben zu bringen versuchte. Seht! solche Dinge zu üben, das bietet der liebe Gott Denen an, die sich heiligen wollen, und wenn sie dieselben annehmen, so heiligen sie sich. Uebrigens, Ihr Taugenichtse, ob Ihr dermaleinst so bußfertig in Euerem letzten Stündlein sein werdet, wie ich höre, daß der arme Wendel gewesen ist, das wollen wir seiner Zeit erst erleben."

„Ich hoffe, der hochwürdige Herr Pater werden das nicht gerade bei mir erleben," sagte der Kutscher ehrlich, im Hinblick auf seine dreißig, und auf die sechszig Jahre des Guardians.

„Ah, ich verstehe schon!" rief der Pater, und sah ihn freundlich mit seinen guten klugen Augen an. „Ich soll Euere bußfertige Gesinnung früher kennen lernen!

Recht so! das ist brav! dazu haben wir die gnadenreiche heilige Fastenzeit. Sonntag Invocavit liegt hinter uns; habt Ihr vergessen, Gott den Herrn anzurufen — nun wohlan! Sonntag Reminiscere ist vor der Thür! da seid eingedenk, daß nolens volens Euer letztes Stündlein über Euch kommt, mög' es auch noch hundert Jahre währen, und daß mit jedem Jahr Euere Rechnung im himmlischen Schuldbuch größer wird. Du aber, mein Wendelbub', laß das Heulen und schreib' Dir's hinter die Ohren, was Du eben gelernt hast: lebe so fromm und rechtschaffen, daß Niemand Dir bei Deinem Absterben mit Wahrheit nachsagen dürfe, Du seiest ein Taugenichts gewesen."

Ein Postillonshorn unterbrach schmetternd den Guardian; ein Wagen rollte in den Schloßhof. Die Baronin Isabelle war es. Sie kam, um mit Levin Regina's Tod zu beweinen. Sie weinte jetzt neben seiner entseelten Hülle.

„Mir ist, als wären zwei gute Sterne für Windeck untergegangen," sagte sie in Thränen zum Pater Guardian.

„Ja," sagte er, „aber um im Himmel schöner aufzugehen."

Sonnenaufgang.

Auf der Grenze zwischen Frühling und Winter pflegen heftige Stürme auszubrechen, und nicht ohne starke Erschütterung geht die Natur aus todter eisiger Erstarrung zum warmen blühenden Leben über. Auf dem sittlichen Gebiet finden dieselben Erscheinungen statt; das eingeeiste erfrorene Herz thaut nicht vom ersten Sonnenstrahl gründlich auf. Judith konnte eine gewisse stille Angst nicht überwinden, daß ihre Bekehrung zum Christenthum Opfer von ihr fordern werde, die sie nicht zu bringen geneigt war. Hatte Lelio nicht vom Augenblick seiner Bekehrung an sein ganzes Leben verändert? Hatte nicht Ernest ein Leben voll ununterbrochener Entsagung geführt? Freilich behaupteten Beide, sie wären sehr zufrieden. Aber diese Zufriedenheit, die aus einer immerwährenden Ueberwindung aller Neigungen hervorgeht, ist doch nicht die, welche man sich wünscht, sagte Judith zu sich selbst; oder sollte es eine Wirkung der Gnade sein, welche das Christen-

thum mittheilt, im Opfer der Neigungen ein höheres Glück zu finden, als in ihrer Befriedigung? .... Und habe ich denn so böse Neigungen zu opfern? .... Habe ich überhaupt eine andere, als die — zu mir selbst? als die — glücklich sein zu wollen? Besteht aber das Gnadenglück, das christliche Glück — wie soll ich es nennen? im Opfer: so brauchte ich nur meine Neigung zu mir selbst zu opfern und sieh'! ich wäre glücklich, nämlich so, wie die ersten Christen es verstanden. — — Dazwischen fiel ihr ein, ob dieser junge Geistliche nicht vielleicht sehr exaltirt sei und zu hohe Forderungen an die Menschen mache; ob es nicht gerathen sei, sich an einen Akatholiken zu wenden. Dann dachte sie aber an die Herren im schwarzen Frack mit weißer Cravatte, welche die arme Esther besucht hatten und welche zuweilen die Bibel und zuweilen ihre Gattinnen mitbrachten, und dann sprach sie mit energischer Entschiedenheit zu sich selbst: Nein! göttliche Offenbarung will durch geheiligte Organe verkündet werden und himmlische Wahrheit von geweihten Lippen fließen! Ich haßte jene armen protestantischen Prädicanten, weil sie meiner geliebten Esther keinen Trost gewährten. Daran hab' ich vielleicht sehr Unrecht gethan, denn Niemand kann etwas Anderes geben, als was er hat, und sie haben ihr Buch und ihre Frauen — aber die Weihe zum Apostolat haben sie nicht. Sie sind vielleicht sehr rechtschaffene Hausväter — aber Priester, aber Lehrer einer übernatürlichen

Weltordnung können sie nicht sein! dazu gehört eine volle Hingebung an dieselbe, und sie haben ja Wurzel gefaßt in der Alltagswelt. Zu Priestern braucht Gott Männer mit einem ganzen Herzen; diese — geben ein gutes Stück davon an Weib und Kind. Der Priester ist fremd, und sie sind heimisch im Irdischen. Der Priester steht über mir: sie sind meines Gleichen; er ist der geweihte Verkündiger der ewigen Wahrheit und gibt sich bedingungslos allen Anforderungen seines Berufes hin; sie sind . . . . ja, ich weiß nicht, ob sie außer Familienvätern, Staatsdienern und Bürgern noch etwas sind . . . . noch etwas sein können. Genug, das steht fest für mich: ich will nichts zu thun haben mit einer Religionsgesellschaft, die ohne geweihten Priesterstand ist! Dem Priester glaub' ich, dem Menschen nicht! den Priester verehre ich, den Hausvater nicht. Nur der, welcher im Namen Gottes und als berufener, geweihter und gesendeter Diener Gottes zu mir spricht, flößt mir Glauben und Verehrung ein. Aber warum? . . . . Täusche ich mich nicht? Weil er vom Altar Gottes kommt — vom Opfer; und mich zu ihm hinführt — zum Opfer; während der Hausvater kommt — was weiß ich woher! und mich führt — zum häuslichen Heerde! Mein Gott! . . . . und Orest will sich ihnen zuwenden um unseres häuslichen Heerdes willen! Wird denn Gottes Gnade darauf liegen? — —

In heftiger Beängstigung ging sie im Zimmer umher, rathlos, gequält, eilte dann zu ihrer Kammerfrau und sagte:

„Geben Sie mir Ihren Hut und Ihren Shawl; ich will zu armen Leuten."

„Doch nicht gehen?" fragte die erstaunte Zofe.

„Nein! ich will im Fiacre incognito fahren."

An dergleichen Einfälle war die Kammerfrau gewöhnt. Judith entschlüpfte unbemerkt ihrer Wohnung, stieg auf dem Corso in den ersten besten Fiacre, fuhr zur Kirche Maria della pace, entließ ihn dort und hielt Nachfrage nach dem Hause von Lelio's Eltern. Sie fand es schnell, traf Lelio's Mutter allein und hörte voll Schreck, er sei nicht daheim. Die obligate Phrase: er werde aber gewiß bald zu Hause kommen, hielt Judith fest, um so mehr, als ihr einfiel, sie könne ja eben so gut der Mutter wie dem Sohne einige Fragen vorlegen und vielleicht von ihr noch bestimmtere Antwort erhalten.

„Signora," hub sie an, „ich weiß durch Ihren Sohn, daß Sie eine fromme Frau und eine treue Mutter sind; da ich nun keine Mutter habe, an die ich mich mit meinen Anliegen wenden könnte, so führt mich Gott zu Ihnen. Ich bin nämlich eine Jüdin, die sich zum Christenthum bekennen will."

Signora Pasqualina hatte Judith etwas kühl empfangen. Wer war diese schöne Person, die so ganz

ohne Umstände und ohne sich zu nennen auftrat und nach Lelio, wie nach einem guten Bekannten fragte? Kühl hatte sie den Anfang von Judith's Rede vernommen; aber bei den letzten Worten trat ein warmer Freudenausdruck in ihr ganzes Wesen. Sie hub Hände und Augen zum Himmel, indem sie rief: „O welche Gnade! welche Gnade!" und als sie wieder auf Judith blickte, fielen ein Paar Thränen von ihren Wimpern.

„Freuen Sie sich so sehr über meine Bekehrung?" fragte Judith überrascht und gerührt; „ich bin Ihnen ja ganz fremd."

„O, was thut das!" rief Pasqualina. „Es wird eine Seele gerettet! das Blut Jesu kommt zu Ehren an einer Seele! der süße Name Jesu wird in Ewigkeit verherrlicht durch eine Seele! das Reich Jesu wird ausgebreitet, der Wille Jesu vollzogen auf Erden wie im Himmel, durch eine gerettete Seele! und ich sollte nicht frohlockend Gott loben und preisen für solches Glück, für solche Freude, an der die ganze streitende und triumphirende Kirche sammt allen himmlischen Heerschaaren Theil nimmt? O, meine liebe Signora, darüber können Sie sich nur deshalb wundern, weil Sie noch nicht wissen, welche Gnadenschätze Ihnen zu Theil werden, und welche Liebe Alle durchströmt und verbindet, die mit Ihnen diese Schätze genießen!"

„Und wer sind die?" fragte Judith.

„Alle, die zur heiligen Kirche gehören."

„Ach," sagte Judith, „ich bin ja noch ganz unwissend und habe nichts, als meinen guten Willen. Vergeben Sie mir also meine Frage: Was ist die Kirche?"

„Die Kirche," entgegnete Pasqualina, „ist die Gemeinde aller Christen auf Erden, die durch das Bekenntniß desselben Glaubens und durch die Theilnahme an denselben Sacramenten vereinigt sind unter einem gemeinsamen Oberhaupt, dem Papst, als dem Nachfolger des heil. Petrus und den ihm untergeordneten Bischöfen, den Nachfolgern der übrigen Apostel."

„Und wer hat diese Kirche gestiftet und ihr diese Einrichtung gegeben?" fragte Judith weiter.

„Der Sohn Gottes, unser Erlöser, Jesus Christus, der alle Menschen bis zum Ende der Welt selig machen wollte, und deshalb diese Heilsanstalt gründete, welcher er seine Lehre, seine Gnademmittel und seine Gewalt anvertraut, und ihr den Beistand des heiligen Geistes verliehen hat, um sie in den Stand zu setzen, den Auftrag auszuführen."

„Was würden Sie sagen, Signora, wenn ich mich einer der Secten zuwendete, welche nicht den Papst als ihr Oberhaupt anerkennen?"

„Thäten Sie das, bevor Sie mit der heiligen Kirche bekannt geworden wären: so würde ich traurig sagen, es habe Ihnen unfreiwilliger Weise die Erkenntniß der göttlichen Wahrheit gefehlt. Thäten Sie es aber mit

voller Erkenntniß, so hätten Sie sich freiwillig ausgeschlossen von Gottes Gnade in der Zeit und Gottes Glorie in der Ewigkeit, und wären abgefallen zum Geist der Lüge. Aber ein so furchtbares Unglück widerfährt Denen nicht, die, wie Sie von sich sagen, einen guten Willen haben. Wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören — und wer in reiner Absicht, nicht um irdischer Vortheile willen, die Offenbarung der göttlichen Wahrheit sucht, der findet sie auch. Das hat der göttliche Erlöser uns versprochen, indem er sagte: „Suchet, und ihr werdet finden.“ Die heilige Kirche ist nicht etwas Unsichtbares, woran man vorübergehen könnte. Sie steht da, klar und einheitlich, immer dieselbe in der ganzen Welt. Welche Lehren der Liebe, welche Thaten der Liebe hat sie aufzuweisen! Sie ist ein übernatürliches Spital für alle Leiden der Seele; der liebe Heiland ist der Arzt; die Sacramente, die er aus seinem Blut bereitet — sind die Arzneien; die Lehre, die von seinen gebenedeiten Lippen fließt — ist der Labetrunk; seine Diener und Helfer, die Priester, sind die Krankenwärter; die Kranken — das sind wir Alle! Einige lebensgefährlich, Andere in der Agonie, Andere genesend, frischer und kräftiger denn zuvor. Einige sind gesund: das sind die Heiligen! die haben des heiligsten Blutes Wunderkraft in sich wirken lassen. Ein Genesender ist mein Lelio. Sie aber, Signora, wenn Sie das Sacrament der Taufe empfangen, dann werden Sie in

Christo geheiligt, zum ewigen Leben wiedergeboren und durch die heiligmachende Gnade und die göttlichen Tugenden geistiger Weise umgeschaffen, ein Kind der Kirche, eine Tochter Gottes, ein Erbe des Himmelreiches; das ist das Höchste, was der Mensch werden kann, und Dem entsagt keine gute, vernünftige Seele, um sich einer unvollkommenen Secte anzuschließen."

„Es ist eine schwindelnde Höhe," sagte Judith und schloß unwillkürlich ihre Augen. „Kann man sich dort halten?"

„Die Heiligen konnten es! Durch das heilige Bußsacrament reinigten sie fort und fort ihr Gewissen von jedem Stäubchen und wurden mehr und mehr darüber erleuchtet, wie nothwendig diese unausgesetzte Reinigung sei. Und durch das Sacrament des Altars empfingen sie in ihrer gereinigten Seele wahrhaft und wesenhaft den Leib des Herrn mit seiner Gottheit und verklärten Menschheit — und der brachte ihnen dann alle Gnaden, alle Kräfte, welche sie nöthig hatten, um in ihren Kämpfen zu siegen. Denn kämpfen mußten sie mit den heiligen Waffen der Abtödtung und des Gebetes, tüchtig kämpfen, da es in heiliger Schrift heißt: „Nur die Gewaltigen reißen das Himmelreich an sich." Unsereiner steht ja nun freilich ganz niedrig neben der Höhe der lieben Heiligen; allein uns stehen ganz dieselben Gnadenmittel zu Gebot, um uns nach unserem Maßstab zu heiligen. Ist unsere Seele befleckt durch Sünde, so

wascht der barmherzige göttliche Samaritan sie im Bußsacrament wieder rein; und wird sie schwach und hinfällig in den tausend Prüfungen und Versuchungen, so speist er sie im Altarssacrament durch sein Fleisch und Blut; und daß wir Alle, die Heiligen wie die armen Sünder, an diesem heiligen Gastmahle Theil nehmen, wo unser Gott sich zur Speise unserer Seelen macht: das, Signora, stiftet eine so wundersame Liebesgemeinschaft zwischen ihm und seiner Kirche, daß man für ihn, den König und den Bräutigam, mit Freuden lebt und stirbt und Opfer bringt."

„Lelio hatte wohl Recht zu sagen, seine Mutter sei eine fromme, vortreffliche und kluge Frau," sagte Judith.

„Ob ich gut und fromm bin, weiß Gott allein!" erwiederte Pasqualina. Bin ich's — so wolle Gottes Gnade mich so erhalten bis zu meinem seligen Sterbestündlein. Klug aber bin ich gar nicht, Signora! meine Klugheit steckt im Katechismus und in der Betrachtung des bitteren Leidens und Sterbens des Herrn. Im Katechismus stärke und erleuchte ich meinen Glauben und in der Betrachtung kräftige und erwärme ich meine Liebe. Das kann Jeder haben!"

„Der danach verlangt!" setzte Judith hinzu. „Aber nun noch eine Frage, theure Signora! Wenn ich katholisch bin — darf ich dann einen Akatholiken heirathen?"

„Bei uns zu Lande kommt Gott Dank! so etwas nicht vor! Es muß ja etwas Entsetzliches sein, eine Ehe zu schließen, in welcher der eine Theil außerhalb der Glaubens- und Liebesgemeinschaft der Kirche stände. Es scheint mir unmöglich, daß eine solche Ehe anders, als aus frevelhaftem Leichtsinn geschlossen werden könnte! Welche Gefahr für ihre Nachkommenschaft, in Gleichgültigkeit gegen den Glauben zu gerathen, die Sacramente zu mißachten, oder wohl gar — o seligste Jungfrau! der Gnadenmittel beraubt zu werden! Welch' katholisches Herz wäre im Stande, eine Ehe zu schließen, die arme unschuldige Kinder um die Seligkeit brächte, den Leib des Herrn zu empfangen, der unser Trost, unser Glück, unser Heil, unsere Liebe, unser Ein und Alles ist. O theuere Signora! der Leib des Herrn in unseren Tabernakeln, auf unseren Altären — ist nicht bloß der Mittelpunkt unserer Glaubensgeheimnisse; er ist der Grund unserer Liebe zu unserem Glauben und zu Dem, der vom Himmel kam, um ihn uns zu offenbaren. Wer an das hochheilige Geheimniß der Eucharistie glaubt, fühlt ein solches Erbarmen mit Denen, welche nicht daran glauben, daß er ihnen diesen Glauben mit seinem Blut erkaufen möchte; aber seinen Freund, aber seinen Gatten wählt er nicht unter ihnen sich aus, denn er weiß ja, daß sie die ewige Wahrheit, die uns zu unserem Heile und unserer Heiligung durch die Zeit in die Ewigkeit leitet, nicht besitzen. Und wer

sie nicht besitzt — was hat der? was weiß der? was vermag der? was liebt der?"

„Nichts!" sagte Judith. „Er hat sein Ich, er weiß von seinem Ich, er liebt sein Ich — und das ist Nichts, wenn Gott selbst ihn nicht belehrt, was damit anzufangen sei! Und diese Lehrerin der Menschheit ist die Kirche; deren Mund ist der Priesterstand; er verkündet die ewige Wahrheit! O mein Gott! ich werde auch in der ewigen Wahrheit leben und gerettet werden aus meiner Existenz des Scheines, der Verblendung und des Irrthums."

„Dann werden Sie aber auch den Gedanken fahren lassen, einen Akatholiken zur Ehe zu nehmen, nicht wahr, theure Signora?" rief Pasqualina und ergriff innig Judith's Hand. „Das müssen Sie mir versprechen! Nein, nicht mir! der heiligen Mutter Gottes von den sieben Schmerzen müssen Sie es versprechen! O, welche Gnade, Signora! Sie sind eine Tochter des Volkes, aus dem Maria, „die Gebenedeite unter den Weibern," als eine „Lilie zwischen Dornen" entsproß! des Volkes, dem die Magdalena angehörte, die als eine große Sünderin dem Heiland zu Füßen fiel und als eine große Heilige wieder aufstand, gerechtfertigt durch ihre büßende Liebe. O, wie werden diese beiden Wunder der Gnade jetzt am Throne Gottes bitten für Sie, die Tochter Israels, die zu ihnen auf den Calvarienberg sich flüchtet! Aber auf den Calvarienberg zu Jesus und Maria,

zu Johannes und Magdalena kommt man nur durch das Kreuz — und das Kreuz ist Sinnbild jedes Opfers, welches aus heiliger Liebe gebracht wird. Also bringen Sie nur getrost Ihr kleines Opfer dem Gott, der ein so großes für Sie am Kreuz bringt; und in dem Augenblick, wo Er Ihre Seele in seinem Blut rettet, betrüben Sie ihn nicht so sehr, um diese gerettete Seele eine Verbindung eingehen zu lassen, in welcher dies göttliche Blut verachtet und die Ehe nicht als ein Sacrament betrachtet wird. Das können Sie nicht thun! das dürfen und werden Sie nicht thun! Ach, versprechen Sie es der Mutter Gottes. Thut's Ihnen weh? Ach, es hat auch der seligsten Jungfrau wehe gethan, unter dem Kreuz zu stehen und ihren liebsten Sohn der Gerechtigkeit Gottes zum Opfer zu bringen. Gibt es Ihnen einen Stich durch's Herz? Ach! ihr Schmerz war so groß, als ob ihr sieben Schwerter auf Einmal das Herz durchbohrten. Das sollte so sein, damit sie Mitleid habe mit dem Jammer der ganzen Welt. Die Königin der Schmerzen mußte sie sein, um die „Trösterin der Betrübten" werden zu können. O, fürchten Sie nicht das Herzeleid eines Opfers! Maria steht Ihnen bei! Maria hält Sie und lehnt Sie sanft an das Kreuz ihres lieben Sohnes .... und das rosenfarbene Blut aus den heiligsten fünf Wunden überrieselt Sie, und heilt wie Balsam alle Wunden Ihres Herzens zu."

Immer inniger und zärtlicher, und endlich unter strömenden Thränen hatte Pasqualina gesprochen, und so mütterlich schaute sie mit ihrem seelenvollen Auge Judith an, daß diese ganz überwältigt von einer so neuen, so ungeahnten Liebe, ihre Arme um Pasqualina's Nacken schlang und ihre Stirn auf deren Schulter lehnte und leise sagte:

„Ach, wie ist mir bei Ihnen so wohl!"

„Ich habe heute auch den Leib des Herrn empfangen," entgegnete Pasqualina freudig gerührt und demüthig.

„Diese Liebe zu den Seelen, diese Theilnahme für Seelen, dies Verlangen, Seelen für Gott zu retten, öffnet mir den Einblick in eine ganz fremde Welt," sagte Judith und richtete sich nachdenkend auf.

„In die Welt der Erlösung," setzte Pasqualina hinzu, „in der man an allen Seelen das Ebenbild Gottes und das Blut Jesu gewahr wird — oder werden möchte."

„Nun muß ich fort!" sagte Judith tief erseufzend; „aber ich habe noch einige Bitten. Geben Sie mir das Buch, das Sie so himmlisch klug macht."

„Den Katechismus? gern!" erwiederte Pasqualina, und holte ein kleines Buch aus dem Auszug des Tisches, auf dem ihre Näharbeit lag. „Dies kleine Buch enthält die geoffenbarten Wahrheiten unserer heiligen Religion, wie die Kirche Christi, die

vom heiligen Geist regiert und erleuchtet wird, sie lehrt."

Judith schlug das Büchlein auf und las auf der ersten Seite die Frage:

„Wozu bist du auf Erden?" —

Und darunter die Antwort:

„Um Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und dadurch in den Himmel zu kommen."

Judith machte das Buch zu und rief:

„Damit ist Alles gesagt! dadurch erfährt man, was Wahrheit — was Liebe — was Glück ist. Und wahrlich, Signora! das spricht der heilige Geist! denn so lange die Welt steht, hat der Menschengeist so nicht gesprochen."

Sie steckte das Buch zu sich, nahm ihre Börse und sagte:

„Signora, ich bin hier fremd! Sie werden gewiß einige Nothleidende kennen, denen man mit Gold helfen kann. Wollen Sie das thun?"

„Ich werde die Börse unserem Herrn Pfarrer bringen," entgegnete Pasqualina; „der versteht sich auf's Almosengeben und wird Sie in sein frommes Gebet einschließen. Ich werde ihn bitten, Maria della pace für Sie anzurufen, damit der unzerstörbare Friede des Glaubens Ihre Seele erfülle."

„Endlich, bitten Sie Ihren Sohn, daß er mir seinen Freund zusende, den jungen Geistlichen."

„Meinen Sie den Abbate, Don Cinthio?“

„Ich weiß seinen Namen nicht! es ist ein hoher, schlanker, blonder junger Mann.“

„Ganz recht! mit einem engelhaften Ausdruck und einem fremden Accent — Don Cinthio!“

„Ich lasse also Don Cinthio zu mir bitten.“

„Aber zu wem, Signora?“

„Zur Judith! das Uebrige weiß Ihr Sohn! Und beten Sie für mich!“

Sie umarmte Pasqualina und eilte fort — fort zur Kirche Maria della pace; doch nicht um Raphaels Sibyllen zu bewundern, sondern um zu überlegen, was sie gehört, und was sie zu thun habe. Was sie gehört? o wie war das schön, lieblich, klar! wie quoll das in ihre durstige Seele, als ein warmer Mairegen in sprödes Erdreich, als weiche Frühlingsluft um den starren Baum! Welch ein Reichthum des Daseins, welche Fülle des Lebens that sich vor ihr auf in dieser Liebe, die von der Liebe Gottes entzündet — in dieser Wahrheit, die von dem Geist Gottes durchleuchtet — in diesem Glück, das in der Vereinigung mit Gott gefunden wird. Das ist's! das ist's! das ist's! frohlockte ihr Herz in einem Jubel, der nicht enden wollte. Und was sie zu thun habe? .... o das war zuerst auch ganz einfach und leicht: die Taufe empfangen im Blut Jesu! Aber dann? Sie schauderte. Nicht weil sie ein Opfer zu bringen hatte; denn es schien ihr kaum ein Opfer zu

sein, einen Menschen aufzugeben, um Gott zu gewinnen. Aber weil sie nicht wußte, wie sie sich von Orest losmachen sollte. Sie hatte ihn so weit gebracht, daß er gleichsam einen Todessprung machen wollte, um zu ihrem Besitz zu gelangen — und nun sollte sie ihm Halt! zurufen und sagen: Es ist aus und vorbei zwischen uns. Wie wird er das aufnehmen — jetzt, wo Alles für ihn auf dem Spiele steht, und wo er in einer Spannung und Aufgeregtheit sich befindet, wie der Spieler, über dessen ganzes Vermögen der nächste Würfelfall entscheidet. Und wenn es mich das Leben kostete, sagte Judith schaudernd zu sich selbst, ich kann nicht Gräfin Windeck werden — und ich muß mich von Orests Seite auf Alles gefaßt machen. O nur erst die Taufe! die Taufe, daß mich die heiligmachende Gnade zu einem Kinde der Kirche, einer Tochter Gottes und Erbin des Himmelreichs mache: dann ist meine Seele gerettet! und bringt Orest mich um's Leben, wie ich das verdient habe, so weiß ich doch, daß ich im Blut Jesu von meinen Sünden gereinigt und eine erlöste und für die Ewigkeit gerettete Seele bin. Wie hat jene große Büßerin Thais gebetet? O du, der du mich erschaffen hast, erbarme dich meiner! Ihr Herz brach in Thränen und mehrmals wiederholte sie: Erbarme dich meiner! Ihr ganzes Leben zog an ihrem inneren Auge vorüber. Was sah sie? kalte Selbstsucht! kalten Hochmuth! Nie habe ich etwas Anderes geliebt, als mich selbst — oder An-

deres .... meinetwegen! wimmerte sie leise; nie ein Opfer gebracht, nie fremdes Glück höher angeschlagen als das meine! Vor dem Altar des heiligsten Sacramentes war sie auf die Knie gesunken. Da lag sie auf dem Marmorboden und hob weinend ihre Hände empor und streckte die Arme aus zum Tabernakel und seufzte: Wohnst du da, du Gott der ewigen Wahrheit und der ewigen Liebe, so erbarme dich meiner und laß mich dich finden, denn ich verschmachte nach Liebe und Wahrheit, und weiß nicht, wo auf Erden ich sie suchen könnte, als bei dir. Niemand störte die Beterin; Niemand sah hin zu ihr. Der warmherzige Südländer begreift, daß die Andacht ebenso gut wie jede andere lebhafte Empfindung — ihre Sprache, ihren Ausdruck, ihre Geberden habe. Ein junger Geistlicher, der häufig vor diesem Altar sein Brevier betete, zog sich leise zurück. Er glaubte Judiths Gestalt trotz ihres einfachen Anzuges zu erkennen. Ihr Gesicht war verschleiert. Vor dem Mutter-Gottes-Altar kniete er nieder und flüsterte in seliger Hoffnungsfreude: „Wenn sie es ist, so ist sie gerettet .... denn sie betet .... und betet in Thränen. Heilige Maria, Königin des Friedens, bitte um Frieden für diese arme ruhelose Seele.“ — —

Nach einer dreistündigen Abwesenheit kam Judith gefaßt zu Hause; aber ihre Kammerfrau stürzte ihr entgegen und rief:

„Gott Dank! da sind Sie! Hat der Herr Graf

Sie gefunden? er streift in der Stadt umher, um Sie zu suchen. Die Villa Borghese hat er schon durchjagt und kam verzweiflungsvoll vorgefahren, um zu fragen, ob Sie inzwischen vielleicht angelangt wären."

„Der Herr Graf ist allzu gütig!" unterbrach Judith den Strom der Mittheilung. „Ist sonst nichts vorgefallen?"

Die Kammerfrau gab ihr einen Brief und setzte hinzu, das kleine Mädchen, das denselben gebracht habe, werde im Laufe des Nachmittags die Antwort holen. Judith ging mit dem Brief in ihr Zimmer und erbrach ihn ziemlich gleichgültig. Er war in französischer Sprache, Handschrift und Papier höchst elegant — und ohne Unterschrift. Sie las mit wachsender Spannung:

„Signora! Da Sie dem höchsten Glück entgegen gehen, welches einem Menschen zu Theil werden kann, indem Sie das Sacrament der Taufe empfangen: so glaube ich, daß Sie umsomehr von fremdem Leid gerührt sein werden. Meine Verhältnisse sind der Art, daß ich Sie nicht aufsuchen kann und doch das heißeste Verlangen habe, Sie zu sprechen. Das Ungewöhnliche meiner Bitte sagt Ihnen deutlicher als tausend Worte, wie wichtig mir ein Gespräch mit Ihnen wäre. Ich bitte also, Signora, daß Sie die Güte haben möchten, mir Tag und Stunde zu bestimmen, wo ich Sie im Kloster der Damen vom Sacré Coeur zu Trinità dei Monti auf dem Pincio erwarten dürfte. Ihr Name,

an der Pforte genannt, wird Ihnen Einlaß geben. Je näher der Tag und je früher die Stunde, desto lieber wär' es mir. Ich bitte nur um zwei Worte mit Ihrer Bestimmung, Signora; aber ich bitte um des Blutes Jesu willen, das Ihrer Seele, zur Freude aller Kinder der heiligen Kirche, die Fülle der Gnaden bringen wird."

Judith las den Brief dreimal von Anfang bis zu Ende durch; da ihr aber nicht die leiseste Ahnung kommen wollte, wer die Schreiberin sein könne, die von ihrem Vorhaben wisse und sich eben so sehr darüber freue, wie Signora Pasqualina, so setzte sie sich rasch hin, schrieb die Worte:

„Morgen früh um sieben Uhr wird J. M. an der Pforte des bezeichneten Klosters sein;" siegelte das Blatt ein und gab es ihrer Kammerfrau für die kleine Botin.

Kaum war sie damit fertig, so hörte sie im Salon Orests hastigen Schritt. Sie eilte ihm entgegen, gab ihm die Hand und sagte freundlich:

„Ich danke Ihnen gar nicht für Ihre Sorge, denn Sie werden ja ganz dadurch verstört."

Er sah in der That so leichenblaß und verstört aus, daß sie Mühe hatte, ihre heimliche Angst zu unterdrücken.

„Woher kommen Sie denn eigentlich? und was dachten Sie überhaupt?" fragte sie beklommen, da er gar nichts sagte, sondern nur ihre Hände hielt und

küßte und an seine Stirn und auf seine Augen legte, wie um sich zu überzeugen, daß sie wieder da sei! daß sie es sei.

„Werd' ich nicht erfahren, was Sie in diesen Zustand von Aufregung versetzt hat?" fragte sie abermals.

„Judith verschwindet — und ich soll nicht aus der Fassung kommen!" rief Orest.

„Verschwindet! .... ich hatte armen Leuten Geld zu geben und war in einer Kirche; nennen Sie das — verschwinden!" entgegnete Judith.

„Der Morgen verging — und Sie kamen nicht wieder! da suchte ich Sie in der Villa Borghese und als ich Sie nicht fand — in der Villa Pamfili, weil ich ja weiß, daß Sie dort gern unter den Pinien wandeln. Aber Sie waren auch da nicht — und nun kam mir der gräßliche Gedanke in den Sinn .... Sie wären entführt, wären mir entrissen." ....

„Welche Thorheit, theurer Orest!" unterbrach ihn Judith; „Entführungen sind nicht römische Sitte! man muß doch immer bei Besinnung bleiben."

„Nicht bei dem Gedanken, daß ich Dich verlieren könnte!" brach Orest stürmisch aus. „Was wäre die Liebe, wenn das Herz dabei kalt bliebe! .... wenn es sich nicht sträubte, wie gegen den Tod, gegen einen solchen Verlust. O Judith! Geliebte! die ganze Welt hat sich wider unser Glück verschworen! ich kann hier freilich protestantisch werden; allein meine Ehescheidung

muß ich in meiner Heimath betreiben. Das gibt unabsehbare Verzögerungen. O laß uns fliehen! laß uns auf irgend einer paradiesischen Stätte des Orients die Welt vergessen."

„Gott will es nicht!" unterbrach sie ihn. Aber sie, die doch sonst so muthig war, hatte nicht den Muth, ihm zu sagen, welchen Umfang sie diesem Ausruf gab. Sie fürchtete sich vor Orest. Sie, die Stolze, die ihren Triumph darin gefunden hatte, seine Leidenschaft so zu steigern, daß er nicht mehr deren Herr war; die gewähnt hatte, sie sei jetzt die Königin und Beherrscherin seines Glückes und seines Schicksals, weil sie sein Idol war: ach, sie mußte jetzt erfahren, daß sie gerade dadurch abhängig von ihm und die beängstigte Sklavin seiner entfesselten Leidenschaft geworden sei.

„Kaltes Herz!" rief Orest vorwurfsvoll.

„Man liebt wie man kann!" sagte sie kühl.

„Sei es! liebe mich wie Du kannst .... aber liebe mich, Judith!" rief Orest zu ihren Füßen sinkend.

„O, ich fange wirklich an, Sie zu lieben!" sagte sie mit einem so eigenthümlichen Ausdruck, daß Orest sich über deren innerste Bedeutung täuschte und jubelnd rief:

„Dann werde ich selig sein."

„Ich habe vor einiger Zeit mit einem Geistlichen hinsichtlich meiner Taufe gesprochen;" nahm Judith das Wort, um alle Liebesbetheuerungen abzuschneiden, die auf Orest's Lippen schwebten. „Jetzt, da meine Ver-

pflichtungen an hiesiger Oper zu Ende sind, will ich mich etwas gründlicher mit der Lehre beschäftigen, der ich mich zuwende."

„Nur nicht zu viel!" rief Orest. „Die Hauptlehre in allen Religionen ist die: Gott ist die Liebe. Das muß man festhalten und Alles, was dem widerspricht — wegwerfen."

„Ja," sagte Judith ernst, „so habe auch ich den Kern des Christenthums verstanden."

„Und bleib' dabei, Geliebte! laß Dich nicht ein auf dogmatische Auseinandersetzungen, auf scholastische Erklärungen, welche dieser einfachen, verständlichen, unserem Begriff vom höchsten Wesen entsprechenden Lehre, eine theils übertriebene, theils verkehrte Anwendung geben möchten, um die Gewissen in ängstlicher Abhängigkeit zu halten! Gott ist die Liebe: damit kommt man durch die Welt."

„Aber wohin?" fragte Judith gedankenvoll und ihr Sinn flog weit hinweg über die Staubeswelt.

„Wohin?" rief Orest, sie mißverstehend. „Nun, zum Ziel! zum Glück .... zum Glück der Liebe."

„Das ist ein großes Wort!" sagte sie: „Glück der Liebe — unser Ziel!"

So sprach Jeder von seinem Standpunkt aus und Keiner verstand den Anderen. Es war eine Kluft zwischen ihnen aufgethan.

Am Abend fand sich bei Judith mit einigen anderen

Personen auch der Marquis d'Avallon ein, der sie in der Villa Diodati besucht hatte.

„Das ist ja die verkehrte Welt, nach dem Carneval in Rom einzutreffen!" sagte Judith ihn begrüßend.

„Dann hab' ich ja ganz absichtslos etwas sehr Passendes gethan," entgegnete er; „Verkehrtes schickt sich in unsere verkehrte Welt! Geschieht einmal etwas Vernünftiges, so findet es keinen Platz, keinen Anklang, keine Heimath, keine Sympathie."

„Ah, Sie haben gewiß etwas enorm Vernünftiges gethan, seit wir uns am Genfersee sahen, Herr Marquis!" rief Judith lächelnd.

„Dies Glück .... oder Unglück hatte ich nicht, Signora; aber ich hab' inzwischen Jemand gesehen, der es hatte und der mir allerdings interessanter war, als die höchst interessanten Ruinen römischer Baukunst im südlichen Frankreich, die ich so eben studirt habe, um sie mit den Ruinen Roms zu vergleichen."

„Abermals eine Verkehrtheit!" warf Judith ein. „Rousseau vergaß die Huldin seines Herzens über dem Pont du Gard: Marquis d'Avallon vergißt den Pont du Gard über? ...

„Ueber einen unbeschuhten Carmeliten, Signora."

Ein herzliches Gelächter antwortete von allen Seiten dem Marquis.

„Dies ist beispiellos in der Geschichte der Menschheit!" sagte Madame Miranes.

„Wenn es eine Carmelitesse wäre!" rief Orest.

„So wäre das freilich keine Verkehrtheit," sagte der Marquis. „Aber es ist nun einmal ein Carmelit! und sollten Sie, Signora, nie etwas von diesem Pater Augustin vom heiligen Sacrament gehört haben?"

„Keine Sylbe! und weshalb denn ich?" sagte sie erstaunt.

„Als auf der Sonnenhöhe der Berühmtheit Liszt in Europa seine Kunstreisen machte, begleitete ihn zuweilen ein junger Mensch von brillantem musikalischen Talent, der Herrmann hieß."

„Ich erinnere mich seiner aus Paris!" rief Madame Miranes. „Ja, ja! Herrmann! ein junges ziemlich insolentes Bürschlein, aber ein Lieblingsschüler Liszt's, wegen seines eminenten Talents!"

„Mit seinem vollen Namen hieß er Herrmann Cohen und war der Sohn eines jüdischen Kaufmanns aus Hamburg," sagte der Marquis. „Er — und der unbeschuhte Carmelit, Pater Augustin vom heiligen Sacrament, sind eine und dieselbe Person; und ich hörte ihn in Bordeaux predigen. Er machte einen merkwürdigen Eindruck auf all' seine Zuhörer. Er stellte in seiner Predigt, die er am Tage der Bekehrung des Apostels Paulus hielt, viel lebendiger noch durch sich selbst, als durch seine feurigen und beredten Worte die Bekehrung des Saulus zum Paulus dar. Zum Zeichen seiner Macht über die widerstrebendsten Geister unter den Kin-

dern Israels stellt Gott solche Menschen wie Denksteine in der Welt auf. Welch eine übermenschliche Seelenstärke und Liebe zur Tugend gehört dazu, um einen Menschen aus dem ungebundenen Rausch eines glänzenden, vielfach bewegten Lebens in den Habit und die Zelle des Carmeliten zu führen."

„Was muß Gott sein .... für die, die ihn lieben!" sagte Judith.

„Das ist's!" rief der Marquis überrascht. „Signora, Sie verstehen Alles .... wie eine gewiegte Katholikin!"

„Es gibt nun einmal solche Menschen, die ihre Freuden da finden, wo wir verzweifeln müßten," sagte Orest. „Ich habe ja ein solches Beispiel an meiner Cousine erlebt. Ein bildschönes, liebenswürdiges Mädchen begräbt sich bei zweiundzwanzig Jahren im Kloster der Carmelitessen. Man faßt, man begreift so etwas gar nicht."

„Wenn man den Grund dafür mathematisch — oder durch Wahrnehmungen der fünf Sinne bewiesen haben will: dann freilich ist's nicht zu fassen," sagte der Marquis.

„Und kann irgend etwas vor der Vernunft Geltung haben," fragte Florentin, „was sich nicht auf jenem Wege beweisen läßt?"

„Wenn Sie Alles verwerfen, was die Sinne nicht wahrnehmen und was die empirische Wissenschaft nicht

beweist," entgegnete der Marquis, „so verwerfen Sie das ganze höhere Geistesleben des Menschen, die ganze sittliche und intellectuelle Welt, alle Lehren und Grundsätze, auf denen die Menschheit ruht. Aus Ihrem chemischen Schmelztiegel geht nicht Gott, nicht die Offenbarung, nicht das Gewissen hervor. Leugnen Sie aber das Alles — womit füllen Sie dann den furchtbaren Abgrund aus, der sich im Innern einer Seele aufthut, welche von allen übernatürlichen Traditionen abgelöst, an nichts sich hält, als an der sichtbaren Welt; also am Nichts! .... denn die vergeht! In allen großen Gesetzen und hohen Ideen der Menschheit, in ihrem ganzen Leben und Weben verräth sich die Ahnung einer übernatürlichen Welt, mit welcher der Menschengeist in geheimnißvoller unleugbarer Verbindung steht."

„Dieser Behauptung kann vielfach widersprochen werden," sagte Florentin, „z. B. durch den Zustand, in welchem sich der größte Theil der Menschheit befindet. Die wilden Völker wissen nichts von solcher Ahnung."

„Weil der Geist bei ihnen in jenen Stumpfsinn gefallen ist, der ihm die Ueberwucherung durch die Materie bereitet," erwiderte der Marquis.

„Und das ist auch der Grund," rief Judith, „weshalb die Wilden unter den gesitteten und gebildeten Nationen jene Ahnung verloren haben und jenen Zusammenhang leugnen: ihr Geist ist geknechtet vom Materialismus. Sprengt ein Geist diese Fessel, so erwacht

das Gottesbewußtsein in ihm — unklar, schwankend, entstellt: aber es erwacht! das beweist der Geisteszustand aller nichtchristlichen Völker alter und neuer Zeit, sobald sie die unterste Stufe der Wildheit überwunden haben und durch dies Gottesbewußtsein treten sie in den Zusammenhang mit einer Welt, die außer und über der Sichtbarkeit liegt. Der christlichen Offenbarung ist es vorbehalten, dies dunkle Bewußtsein in lichte Erkenntniß zu verwandeln."

Indem sie so sprach, sah sie wunderschön aus: die Statue bekam eine Seele und ging aus der Traumbefangenheit zur Erkenntniß über. Es fiel Allen auf. In Orest's Gehirn kreuzten sich die abentheuerlichsten Plane, um Judith zu entführen und nach Damascus zu bringen. Das mittelländische Meer, Libanon und Antilibanon zwischen ihm und der europäischen Welt — und er gleichsam allein im Universum mit Judith: das wurde seine fixe Idee. Der Marquis d'Avallon fragte sich heimlich, ob Judith etwa auf Herrmanns Wegen gehe, was ihn, wo möglich, in noch größeres Staunen versetzen würde. Florentin dachte zähneknirschend: sollte denn wirklich ihr skeptischer Verstand, der nach Allem fragte und Alles gleichgültig bei Seite legte, in die Klauen eines Boten der Finsterniß gefallen und von ihm umgarnt sein! Ohne ihren Einwurf zu beachten, sagte er zum Marquis:

„Das Studium der Naturwissenschaften gibt unseren

Tagen das Licht der Erkenntniß. Es durchmißt und durchforscht das Universum und enträthselt die Gesetze, welche dessen Stoffe verbinden und trennen, dessen Kräfte in Bewegung setzen; und eben weil sie das Universum umschließt und begreift, so schließt sie es auch ab — und hat somit das letzte Wort, denn über das Universum hinaus — liegt nichts; das ist klar!"

„Für den, der im Chaos der Stoffe und Kräfte bleibt," sagte der Marquis. „Wer aber zur Schöpfung übergeht — findet den Schöpfer und somit wieder die übernatürliche Welt."

„Und prahlen Sie nur nicht, Signor Fiorino, daß Ihre Wissenschaften die Gesetze ergründen, welche den Erscheinungen in der Natur zum Grunde liegen! Trotz all Ihrer Physik und Chemie giebt es tausend Warum? die Sie so wenig beantworten können, als ich — der ungelehrtesten eine!" rief Judith.

„O bitte, Signora, ein Warum! damit wir das Vergnügen haben, Signor Fiorino, der es beantworten wird, anzustaunen," sagte der Marquis.

„Warum," sagte Judith lächelnd zu Florentin, „hat das adriatische Meer Ebbe und Flut, da es ein Busen des mittelländischen Meeres ist und dieses keine Ebbe und Flut hat?"

„Dies ist eine ganz vereinzelte Erscheinung, über welche man vermuthlich nie physikalische Beobachtungen angestellt hat," entgegnete Florentin nachlässig.

„Mit anderen Worten: man weiß es nicht," sagte Judith. „Ja man kennt überhaupt nicht den Grund dieses wunderbaren Phänomens der Ebbe und Flut, das man am Ocean täglich vor Augen hat. Ihre Physik kann es nicht erklären, obgleich es durchaus dem Bereich der sinnlichen Wahrnehmungen angehört; sie weiß nicht, welche Kräfte und Einflüsse dabei thätig sind. Und nach einem solchen Fiasco sollte man ihr vertrauen, wenn sie übersinnliche Fragen lösen und etwa beweisen wollte, es gebe keine unsterbliche Seele, denn sie entdecke weder mit dem Secirmesser im menschlichen Organismus, noch mit dem Telescop im Universum den Platz und den Himmel, wo diese Seelen leben könnten! Nein, guter Fiorino, Ihre Lieblings- und Fachwissenschaft kann zwar Salze, Säuren und Gase zersetzen und combiniren, aber nicht einmal den Urgrund dieser Stoffe erklären. Wollte die Vernunft von ihr die Lösung gewisser Fragen begehren, welche sich auf übersinnliche Erscheinungen beziehen: so würde sie aufhören — Vernunft zu sein. Wähnen Sie aber nicht, Herr Marquis," fuhr Judith zu diesem gewendet fort, „daß Signor Fiorino allein über mein Warum? Fiasco gemacht hat! O nein! ich war einmal mit einer großen naturforschenden Celebrität bei einem Diner; wo? das sag' ich nicht! Dieser Herr geberdete sich in seinen Reden nicht anders, als habe der Schöpfer ihn bei der Erschaffung der Welt zu Rathe gezogen. Da rief ich ihm über den Tisch die Frage zu:

Warum hat das adriatische Meer Ebbe und Flut rc.? Alles verstummte und sah erwartungsvoll das Orakel an. Aber siehe da! auch das Orakel verstummte."

„Entsetzliches Schicksal für eine Celebrität!" rief Marquis d'Avallon munter. „Judith fragt — die Menge harrt — und sie verstummt."

„Signora waren aber auch sehr boshaft, sich gerade diese Frage auszudenken," sagte ein guter stiller deutscher Baron, der selbst nicht recht wußte, wie er in diese Gesellschaft gerathen war.

„Das geb' ich zu," erwiderte Judith. „Ich erzählte es aber, um Fiorino zu trösten."

„Und zwar durch eine zweite Bosheit," ergänzte der Marquis.

„Kommt es häufig in der Welt vor," fragte Madame Miranes den Marquis, „daß man die mosaische Religion aufgibt, um die christliche anzunehmen?"

„Es geht mir, wie jener Celebrität," erwiderte er; „ich kann diese Frage nicht beantworten. Das Großartige ist ja immer selten; also steht auch die Bekehrung des Pater Augustin ziemlich vereinzelt da. Doch hat sich gerade hier in Rom vor etwa zehn, zwölf Jahren eine andere zugetragen, von der man auch sehr viel gesprochen hat, weil sie so plötzlich und doch so gründlich war; nämlich die des Herrn Alphons Ratisbonne aus Strasburg. Er kam nach Rom, um sich zu amüsiren, keineswegs um zu convertiren. Er ging eines Tages

mit einem Freunde nach der Kirche S. Andrea delle fratte. Während der Freund in die Sacristei geht, um mit einem Geistlichen zu sprechen, bleibt er allein in der Kapelle der Mutter Gottes, und als der Freund zurückkommt, erklärt er demselben, er wolle katholisch werden. Das geschah denn auch — und nach einigen Jahren stiftete Herr Alphons Ratisbonne von seinem Vermögen die Congregation von Unserer Lieben Frau zu Sion; eine weibliche Genossenschaft, welche die Bestimmung hat, durch Erziehung und Unterricht jüdische Kinder für den christlichen Glauben zu gewinnen und namentlich in Jerusalem dies fromme Werk zu betreiben. Er hat in der heiligen Stadt den Platz des alten römischen Prätoriums gekauft und zu einer Niederlassung für seine „Töchter Sions" eingerichtet, während sie in Paris ihr Mutterhaus — und zum Generaloberen der Congregation den Abbé Theodor Ratisbonne haben, den älteren Bruder ihres Stifters, der schon früher convertirt und sich dem geistlichen Stande gewidmet hat."

„Und in der Kapelle," rief Judith, „die ein bekehrter Sohn Israels für die fernere Bekehrung des Volkes Israels gestiftet hat — habe ich in der Charwoche des vorigen Jahres das Stabat mater gesungen, um diesem Werk einige Geldmittel zuzuwenden — ich, eine Tochter dieses Volkes!"

„Die Kinder dieses Volkes müssen sich aber vor der Bekehrung zum Christenthum hüten," bemerkte Floren-

tin giftig, „denn nach Allem, was wir heute hören, verfallen sie durch dieselbe in den grauenhaftesten Fanatismus. Der eine wird Mönch, der andere wird Pfaffe, der dritte verschwendet sein Vermögen, um durch bigotte Nonnen arme Judenkinder um ihren Glauben zu bringen. Wahrhaftig, ein solches Delirium des Fanatismus kann nur abstoßend wirken."

„Signor Fiorino," sagte Marquis d'Avallon sehr verlegen, „vergeben Sie mir .... ich wußte nicht .... ich hätte diesen Punkt vielleicht besser unberührt gelassen" .... —

„Was wußten Sie nicht, Herr Marquis?" fragte Judith höchst verwundert über seine plötzliche Verlegenheit.

„Aus Signor Fiorino's Bedauern, daß jüdische Kinder im Christenthum erzogen werden, sehe ich, daß er ein eifriger Anhänger der mosaischen Religion ist — und das wußte ich nicht."

Orest lachte hellauf und rief, immer bereit, an Florentin einen Hieb zu geben:

„Corpo di Bacco! dies ist ein höchst interessantes Quiproquo — denn es ist eine Enthüllung der geheimen Verwandtschaft zwischen Jung-Israel und Jung-Deutschland. Haß gegen das Christenthum ist das rosenfarbene Band, welches sie verbindet. Von je her war Heide, Ketzer, Türk in dem Punkt des Juden Bundesgenosse. Jetzt ist es der Socialist. Trösten Sie sich, guter Mar-

quis! Signor Florentin ist gerade so gut von einem katholischen Priester getauft worden, wie Sie und ich."

„Das wäre ein Grund, um mein Bedauern auf einen anderen Punkt zu richten!" rief der Marquis.

„Nein, nein! Trösten Sie sich nur ganz gründlich, Herr Marquis!" rief Florentin hochfahrend. „Meine Gottheit und mein Cultus haben mit mosaischen, christlichen und islamitischen Glaubensbekenntnissen nichts zu thun; haben diese Eierschaalen, welche auf eine niedrige Abkunft deuten, von ihren Flügeln geschüttelt, und sind weder in Dogmen zu beschränken, noch in Kirchenmauern einzusperren. Der Geist, der sich zu freier Selbstbestimmung, über tausend Lug- und Truglehren, Vorurtheile und Täuschungen erhebt: das ist meine Gottheit, und sie wohnt in jeder Menschenbrust. Der Cultus, der ihr wohlgefällig ist, besteht darin, daß Alles weggeräumt werde, was die freie Selbstbestimmung hemmt: der ganze Kram von Dogmen, der ganze Apparat theologischer Wissenschaft, das ganze Agglomerat kirchlicher Formen und Ceremonien, Vorrechte und Gebräuche — Alles! Wer von diesen Fesseln, Ketten und Windeln des Geistes auch nur ein Atom hinwegnimmt, hat dadurch ein Weihrauchkorn der Huldigung für die ewige Gottheit gestreut, die von Anbeginn in der Menschheit gewohnt hat — aber verkannt."

„Sehr verkannt!“ sagte der Marquis trocken. „Man hat diese ewige Gottheit — Satan genannt.“

„Das haben die Priester Ihres Gottes zuwege gebracht!“ fuhr Florentin fort. „Um die freie Selbstbestimmung des Menschengeistes zu hindern, nannten sie dessen Bewegung in jener Richtung: Abfall zum Bösen — und gaben diesem Bösen, um es für Kinder an Geist möglichst abschreckend zu machen, die Gestalt eines Teufels, eines Undings, das nirgends existirt, als in der Phantasie eines Pfaffen, aus dessen entmenschtem Herzen es in sein verbranntes Gehirn übergegangen ist“ .... —

„Herr Marquis,“ sagte Judith mit ruhigem Ernst, „jetzt ist es an mir, Ihnen meine Entschuldigung zu machen, weil Sie, ein Katholik und, wie ich hoffe, ein guter Katholik — gerade bei mir einen Emancipirten vom katholischen Glauben treffen mußten. Ich bin keine Katholikin; aber eine Versicherung kann ich Ihnen mit aller Aufrichtigkeit geben: die Bilder, welche Sie uns heute Abend in Menschen vorgeführt haben, die sich zum katholischen Glauben — und in Folge davon zu einem weltentsagenden Opferleben bekehrt haben — stellen sich neben dem Bilde des abgefallenen .... oder emancipirten Menschen, welches Signor Fiorino uns vorführt, nicht anders dar, als das Paradies neben der Hölle.“

Der Marquis, dessen Glaubenstemperatur durch Judiths Beifall um einige Grade stieg, erwiederte:

„Das haben Sie ganz richtig characterisirt, Signora. Der Katholik ist in Folge seiner Glaubenslehre im Besitz der vollen übernatürlichen Wahrheit, die ihn, wenn er sie praktisch erfaßt und übt — zum höchsten Ziel, zur Seligkeit durch Heiligkeit führt: und das erstreben die Menschen, von denen ich sprach. Der Katholik, der die Offenbarung der übernatürlichen Wahrheit, und folglich auch das Ziel, wohin sie führt, verwirft — hält sich zu ihrem Gegensatz und langt bei deren Ziel an: Unseligkeit! Also: der eine zum Himmel und zur Hölle der andere."

„Und so wäre ich richtig zur Hölle verdammt!" rief Florentin höhnisch lachend.

„O mit nichten!" entgegnete verbindlich der Marquis; „diese Vermessenheit hat Keiner von uns. Sie haben sie freiwillig gewählt, Signor. Der Weg des Abfalles und der Weg der Unterwerfung — die Hingebung an den Geist Gottes wie an den eigenen Geist — die Liebe zu übersinnlichen Dingen wie die Versenkung in Materialismus sind in unsere Hand gelegt. Wir wählen frei. Das ist ja eben die Selbstbestimmung, auf die Sie so stolz sind." — —

Judith brach auf. Ihr waren Herz und Kopf voll und übervoll von Allem, was sie im Laufe des Tages

gehört — und innerlich gelebt hatte. In ihrem einsamen Zimmer sank sie auf die Causeuse am Kamin und seufzte erschöpft: Bin ich endlich erlöst von meiner Menschen-Menagerie! Aber nach einer Pause setzte sie hinzu: ich muß mir diese Verachtung der Menschen abgewöhnen! sie haben ja Seelen, für welche das Blut Jesu vergossen ist! — —

Florentin nahm Orest unter den Arm, begleitete ihn zum Hotel Meloni und sagte:

„Orest, nimm Dich in Acht vor den Dunkelmännern. Judith läuft Gefahr, in ihre Schlingen zu fallen. Wer hätte je so etwas gedacht! Stupide unbedeutende Gänschen, denen man einredet, sie würden Heilige werden, Wunder thun und prophezeihen und dadurch zu Ansehen und Geltung kommen — ja, daß die sich von den Pfaffen fangen lassen, ist begreiflich. Aber Judith, die übergenug an Berühmtheit — und außerdem Urtheil und Besonnenheit trotz ihres Genies und einen energischen Charakter hat — es ist unbegreiflich! unbegreiflich! unbegreiflich!"

„Was ist unbegreiflich!" fuhr Orest auf; „daß sie an Deinen Predigten über die freie Selbstbestimmung keinen Geschmack findet; nicht wahr? Nein, Freund! diesem Idol können nur ganz verkommene Weiber huldigen — oder solche, die auf gutem Wege dazu sind. Mit dieser Sorte hat Judith nichts gemein, und ich freue mich darüber. Gibt es eine Horreur unter der Sonne,

so ist es ein brutales Weib; und brutal ist jede, die Deinen Theorien huldigt."

Florentin zündete höchst gelassen seine Cigarre an und sagte: „Warte nur! wird Judith eben so fromm wie Corona, so langweilt sie Dich auch."

„Judith hat bis jetzt ein einziges Mal mit einem Geistlichen gesprochen," sagte Orest; „daraus kann man unmöglich auf übertriebene Frömmigkeit schließen."

„Woher weißt Du, daß es nur Einmal geschah?"

„Judith hat es mir gesagt — und sie lügt nicht."

„Sage lieber — sie log nicht! Unter der Leitung der Pfaffen muß man auf Alles von ihr gefaßt sein. Ich bin überzeugt, es ist eine Intrigue in vollem Gange."

Orest machte eine Bewegung, als ob er Florentin packen und schütteln möchte, faßte sich aber und sagte:

„Du bist so grenzenlos gemein, daß Dir die Niederträchtigkeit der Gesinnung gleichsam aus allen Poren dringt."

„Ich habe ja nicht von einer Liebesintrigue gesprochen," hohnlachte Florentin.

Orest sprang drei Schritte zurück und in seinen Wagen, der hinter ihm her fuhr, rief: „Gute Nacht" — und fuhr von dannen. Florentin that einige gemüth-

liche Züge aus seiner Cigarre und sprach zu sich selbst: Ich werde aufpassen! das fehlte noch, daß Judith eine fromme Katholikin würde! das muß man stören — und das kann man am Besten durch Eifersucht.

Orest langte höchst aufgeregt im Hotel Meloni an. Als sein Diener ihm sein Zimmer öffnete — saß Uriel da. Die Brüder fielen einander in die Arme. Seit fast vier Jahren hatten sie sich nicht gesehen. Jeder fand den Anderen über alle Maßen verändert.

„Wann bist Du angekommen?“ fragte Orest.

„Gegen Abend! Ich ging gleich nach dem spanischen Platz und fand den Vater und Corona in tiefster Trauer, denn eben war ein Brief von Onkel Levin angelangt mit der Nachricht .... von Regina's Tod.“

„Todt!“ rief Orest erbleichend; „todt .... diese schöne, diese herrliche Regina! Tröste Dich, Uriel! für Dich war sie ja doch schon mehr als todt .... sie war Dir unerreichbar. Das regt auf! Der Tod beruhigt.“

Es können freilich im Leben Ereignisse vorkommen, die schmerzlicher sind, als das Abscheiden einer edlen Seele von der Erde,“ sagte Uriel und blickte Orest sanft und traurig an.

„Ich verstehe Dich!“ rief Orest, „aber schweige! ich beschwöre Dich .... schweig'! Du weißt Alles durch Corona .... ich sehe es Dir an .... aber schweige, Uriel, denn Dein Reden ist ganz vergeblich. Mein Ent-

schluß steht fest: ich lasse nicht von Judith. Macht, was Ihr wollt .... ich will geschieden sein. Ich gehe nach Stamberg, werde protestantisch und betreibe die Lösung dieses trostlosen Ehebandes. Ich hatte gehofft, Corona zu bewegen, die Sache in Güte abzuthun, indem unsere Ehe, als durch Zwang geschlossen, für ungültig erklärt würde — was sich ja hier bewerkstelligen läßt; aber sie geht nicht darauf ein; sie drängt mich zu einem großen Scandal, den ich verabscheue .... und Judith noch mehr. Willst Du also von dieser Angelegenheit sprechen, so sprich mit Corona und mache ihr die geeigneten Vorstellungen, um sie zur Vernunft zu bringen. Mit mir ist jedes Wort unnütz. Ja, ich kann's nicht aushalten darüber zu sprechen .... es macht mich krank .... in einer so fieberhaften Spannung bin ich."

„Armer Orest!" rief Uriel; „in diesem krankhaften Seelenzustand rennst Du jeder Art von Verderben zu."

„Es sei! mit Judith .... nehm' ich es an."

„Auch die Reue?"

„Die fürchte ich am allerwenigsten! Judith ist ein Wesen, bei dem man Himmel und Erde vergißt."

„Auf wie lange?"

„Bis zum Ende des Lebens."

„Nun, so ist doch immer noch für die letzte Stunde,

wenn nicht früher — verzweiflungsvolle Trauer über Dein verwüstetes Leben zu erwarten."

„Komme, was will! ich will zuerst glücklich sein .... und der Inbegriff meines Glückes ist Judith."

„Und Deine Frau? .... und Dein Kind?"

„Schweig, Uriel!.... Es gibt nun einmal Schickungen, deren wir nicht Meister sind. Eine solche war meine Heirath mit Corona: ich gab mich den Umständen hin. Eine solche ist meine Liebe für Judith; nur daß die Leidenschaft viel gebieterischer drängt, als jene Umstände."

„Orest!" rief Uriel zürnend, „spricht so ein Mann — ja, spricht so ein vernünftiges Wesen? Kein Kind würde wagen, sich auf diese Weise zu entschuldigen."

„Ich entschuldige mich gar nicht!" rief Orest. „Ich sage, wie es ist. Laßt mich meinen Weg gehen. Ihr geht ja den Euren, Du, Hyacinth .... und hat nicht die arme liebe Regina sich auf dem ihren in die Arme ihres frühen Todes recht muthwillig geworfen?"

„In die Arme Gottes hat sie sich geworfen, und er hat sie früh der Erde entrückt. So, lieber Orest, steht es mit Regina. Ich glaube, Du thust schnurstracks das Gegentheil von dem, was sie gethan hat."

Orest fuhr mit einer verzweiflungsvollen Geberde mit beiden Händen in sein Haar und sagte dann:

„Willst Du vielleicht noch zu Nacht essen? ich muß schlafen gehen. Es ist mindestens Ein Uhr.“

Uriel gab ihm die Hand. Da umarmten sie sich doch wieder, die beiden Brüder! aber Orest schlief mit dem Gedanken ein: Ich gebe sie Alle auf, Alle und Alle, für Judith.

Tag und Nacht.

Zur bestimmten Stunde stand Judith am anderen Morgen an der Pforte von Trinità dei Monti, schellte, wurde eingelassen; als sie ihren Namen nannte, und in ein Zimmer geführt, wo sich bereits eine Dame befand. Diese hatte ihren dichten schwarzen Schleier herabgelassen, so daß es unmöglich war, ihr Gesicht zu erkennen. Als Judith eintrat, ging sie ihr entgegen, reichte ihr die Hand und sagte mit einer bewegten sanften Stimme:

„Ich danke Ihnen, Signora, daß Sie gekommen sind."

In ihrer Haltung, ihren Bewegungen, ihrem Ton lag etwas so Edles, daß Judith sich heimlich fragte: Bin ich an eine verbannte Königin gerathen? Dieser Frau kann ich unmöglich Geld anbieten .... und wenn es Millionen wären!

„Und ich werde Ihnen danken, Signora," erwiederte sie, „sobald ich weiß, womit ich Ihnen dienen kann."

„Ich habe erfahren, daß Ihnen das überschwängliche Glück zu Theil werden soll, das heilige Sacrament der Taufe zu empfangen. Da ich nun nicht zweifle, daß Sie in dem Augenblick, wo ein göttliches Lösegeld für die Rettung Ihrer Seele von unserem Heiland mit seinem Blut gezahlt wird — erkennen werden, wie kostbar eine Seele ist: so flehe ich Sie an, Signora, die Hand zur Rettung einer armen verirrten Seele zu bieten, die in der Verblendung einer traurigen Leidenschaft ihre Würde, ihre Pflicht, ihre Ehre mit Füßen tritt, ihrer Familie Schmach bereitet und der Welt ein furchtbares Aergerniß gibt."

„Aus ganzem Herzen biete ich dazu die Hand!" rief Judith. „Die Liebe zu den Seelen, zu den unbekanntesten, den fremdesten, den elendesten Seelen, ist etwas so Himmlisches, daß der Heiland sie ganz gewiß vom Himmel herab gebracht hat und durch himmlische Mittel in den christlichen Herzen entzündet; denn die Welt weiß nichts von dieser Liebe. Sie ist dem Christenthum eigenthümlich: so liebt der Erlöser die Seelen und so liebt sie der Erlöste. So werde auch ich lieben und dann erst wissen, was Liebe ist! . . . Also, Signora, was hab' ich zu thun?"

„Darf ich fragen, ob Sie sich an einen katholischen Geistlichen gewendet haben?"

„Gewiß!" rief Judith, „an einen Priester hab' ich mich gewendet, der von der Kirche, also aus dem

Herzen Gottes heraus, Weihe, Sendung und Vollmacht zum Apostolat hat."

„Gottes Gnade lenkt sichtbar Ihre Schritte," sagte die Dame gerührt. „Sie wissen also auch, daß der Sohn Gottes selbst die Kirche gestiftet hat, als er zu Petrus sprach: „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen!" und zu allen Aposteln sprach: „Wer euch höret, der hört mich;" und tausend andere Verheißungen gab, welche seine Heilsanstalt zu einem göttlichen Werk machen, das unwandelbar und unerschütterlich die ewige Wahrheit offenbart."

„Ich weiß und glaube es," entgegnete Judith. „Glaubt der Mensch überhaupt an den Erlöser, so muß er auch glauben dürfen, daß er eine untrügende Kunde über das Erlösungswerk irgendwo auf Erden finden könne. Kann Niemand ohne den wahren Glauben selig werden — und ist der Zweck des Erdenlebens, nach der Seligkeit zu ringen: so wird der Gott, der aus Liebe zu den Menschen am Kreuze starb, nicht so lieblos oder so unweise gewesen sein, ihnen die ächte Glaubenskunde in einer Reihe mit menschlichen Lehren vorzuführen. Göttliche Weisheit und Liebe stiftete die Kirche auf Erden, und der Geist Gottes, der ihr blieb, als der menschgewordene Sohn Gottes von ihr schied, bewahrt die Lehre in ungetrübter Reinheit, so daß die Kirche nichts hinzuthun, nichts hinwegnehmen darf. Sie ver-

kündet die göttliche Lehre; aber sie erfindet sie nicht. Das glaube ich."

„Nun, Signora," sagte die Dame, „die arme Seele, von der ich rede, will sich von dieser göttlichen Heilsanstalt losreißen, weil der himmlische Glaube von der irdischen Leidenschaft ein Opfer begehrt; will die Absicht Gottes vereiteln, seine Liebe, die ihn an's Kreuz gebracht hat, verachten; will mit dem Abfall vom Glauben den Abfall zur Sünde zudecken" .... —

„Ha, das ist's, was der Abbate sagte!" rief Judith; „Sünde ist die Verachtung der Liebe Gottes" .... und einer Liebe, die ihn gekreuzigt hat! Der Abfall vom Glauben vereitelt auf ewig die Absicht Gottes, den Menschen durch die ewige Wahrheit zur Seligkeit zu führen. Es ist ein freiwilliges Aufgeben der Gnade, ein freiwilliger Uebertritt zu Allem, was nicht von Gott und aus Gott ist: zur Sünde, zur Lüge, zum Untergang. O, Signora, wir müssen diese arme, arme Seele retten!"

Das Gespräch war bisher französisch geführt worden. Jetzt schlug die Dame ihren Schleier zurück und sagte in deutscher Sprache und mit zärtlicher Bitte in Ton und Blick:

„Wohlan, Signora, retten Sie Orest."

Judith hatte Corona in Interlacken wohl öfters von Ferne gesehen, war auch auf Spaziergängen an ihr vorüber gestreift und bewahrte keine andere Erinnerung

von ihr, als das Bild einer ganz jungen, wunderhübschen, unbedeutenden Frau. Es ist ja auch nicht selten, daß Personen, welche zu einer wirklichen, tiefen Seelen- und Charakterbildung gelangen, in der Jugend — und namentlich bei ihrem Auftreten in der Welt, zuerst den Eindruck von Unbedeutendem machen. Das Weltleben ist ihnen etwas Fremdes und Neues, das sie nicht auf der Stelle bewältigen können, weil sie sich nicht, wie die wirklich Unbedeutenden, gedankenlos von der allgemeinen Strömung ergreifen und treiben lassen, und nicht auf der allgemeinen Höhe des Stromes schwimmen. Ihr Wesen ist noch unreif, noch unentwickelt, eine grüne Knospe. Nur Geduld! sie wird sich entfalten, diese Knospe, zu einer schönen duft- und farbereichen Blume — und um so schöner, je weniger sie von Außen dazu gedrängt wird. So war es mit Corona. Ihre Seelenbildung fand innerlich statt; der Schmerz war deren Wurzel und der Glaube ihre Sonne. Corona glich einer Passionsblume, die das Kreuz umrankt: so zart, so geistig edel war sie. Dazu ihre verweinten Augen, ihre Blässe, ihr Traueranzug — und Judith, die sich die Gräfin Windeck als eine höchst alltägliche Frau ausgemalt hatte, begriff nicht, wer vor ihr stehe.

„Orest!“ sagte sie überrascht.

„Ich bin Corona Windeck,“ sagte Corona sanft und glitt vor Judith auf die Knie; „und um des Blutes Jesu willen bitte ich Sie, retten Sie Orest's Seele.“

Mit einem Ausdruck, der an Entsetzen gränzte, schlug Judith ihre Hände in einander und rief:

„Corona Windeck! . . . und Sie sprechen liebevoll zu mir . . . . und bitten mich . . . . und knien vor mir . . . . und flehen um Rettung einer Seele! O, was muß das sein, Liebe zu den Seelen — die eine so himmlische Demuth gibt."

„Ach," sagte Corona, „denken Sie an unseren göttlichen Erlöser, der am Kreuz für seine Peiniger betete: Vergib ihnen! sie wissen nicht, was sie thun! — Auch Sie haben es bis jetzt nicht gewußt."

„Gnädige Gräfin," sagte Judith, und hob ehrerbietig Corona auf; „als mir die Ahnung dämmerte, was das Christenthum sei, da sagt' ich: Christen müssen dem Herzen nach Christusträger sein. Ich sehe an Ihnen, daß ich Recht hatte. Sie hassen mich nicht, Sie verachten mich auch nicht, Sie lassen sich mild zu einer Person herab, die das Glück Ihres Lebens zerstört hat und ferner es bedroht. Ach, ich weiß nicht, ob es möglich ist, in aller Stille hochherziger zu sein."

„Signora!" unterbrach Corona sie lebhaft, „es handelt sich um die Rettung einer Seele — und diese Rettung soll von Ihnen ausgehen. Dagegen verschwindet meine arme Person gänzlich."

„Immer und immer diese wunderbare Liebe zu den Seelen!" entgegnete Judith sinnend. „Ach, sie ist ansteckend! Könnte ich mit meinem Blut

Graf Orest vom Abfall zurückhalten — ich thät' es."

„O, es muß auch andere Wege geben!" rief Corona.

„Ja, einen weiß ich," entgegnete Judith: „ich muß für Graf Orest verschwinden. Das kann ich — und das will ich. Vorstellungen fruchten nichts bei ihm; das werden Sie so gut wissen, als ich. Er muß thatsächlich einsehen, daß die Erfüllung seiner Wünsche an der Unmöglichkeit scheitert. Ich kann nicht behaupten, daß er dann ein guter Gatte und Vater sein werde; allein er wird den gräßlichen Gedanken des Abfalles aufgeben, und dadurch gewinnt hoffentlich die Gnade wieder Macht über ihn. Seien Sie getrost, gnädige Gräfin, die Judith verschwindet! Es war längst mein Wunsch, daß sie verschwinde — nur freilich in anderer Weise. Ich will nicht umsonst die Gnade empfangen, im Blut Jesu meine Sünden abzuwaschen. Ich will auch, dem Herzen nach, ein Christusträger werden. Ich will auch die Seelen lieben, wie der göttliche Erlöser meine Seele geliebt hat."

Ein milder Glanz von zerschmelzenden Thränen trat in ihr dunkles mächtiges Auge. Corona breitete die Arme zu ihr aus, und überwunden von dieser Welt neuer, starker, großer Empfindungen, sank Judith weinend an das Herz dieser Frau, der sie ein so namenloses Weh bereitet hatte. Der Engel des

Lichts öffnete die Pforten des Paradieses — und die Peri trat ein.

„Und wohin wollen Sie gehen?“ fragte Corona.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Judith, und legte die Hand an ihre heiße Stirn. „Mein erster Schritt muß jetzt zum Sacrament der Taufe sein. Ich sehne mich — Christin zu werden und mit meiner Vergangenheit zu brechen.“

„Sie müssen eine Taufpathin haben; darf ich es sein?“ fragte Corona.

„Ein neuer Trost!“ rief Judith.

„Aber Orest darf nichts von unserer Zusammenkunft ahnen; es würde ihn erbittern,“ sagte Corona.

„Ich nehme Alles auf mich,“ entgegnete Judith. „Ich bin eingetreten in das wunderbare Reich, welches man das der Gnade nennt. Da begegnen uns Wunder und da geschehen Wunder an uns, die unberechenbar sind. Das hat Graf Orestes nicht bedacht. Ich aber habe es bis jetzt nicht gewußt. Man wird nicht Christin, wie man sich eine neue Rolle für die Oper einstudirt und wie ich es in meiner Unwissenheit wähnte. Graf Orest selbst hat auf meine Taufe gedrungen; er muß die Folgen hinnehmen. Heute oder morgen kommt ein Priester zu mir, mit dem ich den letzten Schritt überlegen will, und dann, gnädige Gräfin, lasse ich Ihnen Nachricht zukommen, wann und wo meine Taufe stattfinden soll.“

„Ich habe Ihnen hier ein Vermächtniß zu übergeben," sagte Corona mit bebender Stimme. „Gestern Abend kam die Trauerbotschaft vom Tode meiner geliebten Schwester" .... —

„Der Carmelitesse! .... gestern Abend!" rief Judith. „Ach, gestern Abend sprach man bei mir von großen Opfern aus Liebe zu Gott — und da wurde auch sie genannt."

„Sie ist nun in der Heimath der Seelen," sagte Corona. „Als Orest mir seine schreckliche Absicht mittheilte und zugleich auch Ihr Vorhaben, theure Signora, die Taufe zu empfangen, da schrieb ich meiner lieben Schwester und bat sie um ihr Gebet, daß diese trostlose Verwirrung zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen sich lösen möge. Dieser Brief kam in Regina's letzten Tagen an, und von ihrem Sterbebett schickt sie Ihnen dies Andenken, das ich ebenfalls gestern Abend erhielt."

Judith öffnete das kleine Kästchen und nahm die Perlenschnur eines Rosenkranzes von Onyx, woran ein goldenes Cruzifix hing — dann ein versiegeltes Blatt heraus. Sie erbrach es. Die Handschrift war kaum zu entziffern, so hatte Regina's Hand von Fieber und Schwäche gezittert. Judith las beklommen:

„Geliebte Seele! Auf Erden sind wir uns flüchtig „begegnet, um uns nie wieder zu sehen. Aber die „Gnade umfängt und trägt Sie, und dereinst, hoffe

„ich, begegnen wir uns vor dem Throne Gottes und „singen ein endloses Alleluja dem Lamme, in dessen „Blut wir das Kleid unserer Seele weiß gewaschen „haben. Nicht wahr, so wird es sein? Ich kann nicht „glauben, daß eine vom Strahl der Gnade berührte „Seele diese Gnade benutzen könnte, um Gott zu be„leidigen. Nein! sie wird ihn verherrlichen, indem sie „ihr Opfer bringt und ihr Kreuz annimmt. Dazu stehe „ihr bei Maria, die Königin der kreuztragenden Seelen. „Der Rosenkranz aber erinnere Sie an die Dornen, die „der göttliche Vielgeliebte für uns getragen hat, damit „aus unseren umdornten Herzen die Rose der heiligen „Liebe erblühen könne. Mit dieser Liebe umfange ich „Ihre Seele und sage: Auf Wiedersehen unter den „Seligen. Schwester Therese vom Lamm Gottes."

„Vom Himmel und aus dem Grabe und wohin ich auf Erden sehe und höre, erklingt dies wunderbare Lied von der Liebe der Seelen zwischen all dem Schellengeklingel menschlicher Thorheit," sagte Judith erschüttert. „Wehe mir, wenn ich es überhören wollte!" Sie kniete vor Corona nieder und sagte unter sanften Thränen:

„Ich kann nicht fort, ohne Ihre Vergebung erhalten zu haben, gnädige Gräfin, und Sie sehen so gut und liebevoll aus, daß ich wirklich zu hoffen wage, Sie werden mir von Herzen vergeben."

„Ach, ich hab' es vergessen, daß ich Ihnen etwas zu

verzeihen hatte!" sagte Corona lieblich und umarmte Judith, die nun rasch ihrer Wohnung zueilte, in der Hoffnung, daß der Abbate Don Cinthio, wie Pasqualina ihn genannt hatte, im Laufe des Morgens zu ihr kommen werde. Als sie durch das große Thor in ihren Palast eintrat, kam Florentin ihr entgegen und rief im Ton höchster Ueberraschung:

„Ganz allein? zu so früher Stunde schon heimkehrend! Signora, woher kommen Sie?"

„Da ich nicht frage: Signor, wohin gehen Sie? so sind wir quitt!" entgegnete Judith und ging kalt an ihm vorüber die Treppe hinauf, durch die öden Gemächer, deren Luft sie frostig anwehte, in ihr Zimmer. Da stand Hyacinth am Kamin.

„Das ist gut!" rief Judith, hastig Hut und Shawl abwerfend; „Signor Abbate, seitdem ich mit Ihnen gesprochen habe, dreht sich mir die Welt nach der anderen Seite um. Ich will nicht mehr Gräfin Windeck werden, allein ich möchte gern eine recht gute Katholikin und lieber heute als morgen getauft werden."

Hyacinth sah bleich und angegriffen aus; aber jetzt verklärte sich sein Antlitz und mit dem Freudenausruf:

„O heilige Mutter Gottes!" faltete er dankbar seine Hände. Dann setzte er besonnen hinzu: „Ihr Entschluß scheint mir sehr schnell gereift zu sein. Ist er in der That reif, Signora?"

„Fragen Sie mich nicht zu viel, Signor Abbate! ich weiß nur Eines: ich will katholisch werden, weil ich zur Kirche gehören will, die der gekreuzigte Gott zur Beseligung und Heiligung der Menschheit gestiftet hat; in der er fortwirkt durch den heiligen Geist und fortlebt durch die heilige Eucharistie; und in der sein göttliches Leben in den Menschenseelen geheimnißvoll aufblüht als Liebe zu den Seelen. Dies weiß ich! alles Uebrige glaube ich — und will ich glauben; .... denn Gott Selbst hat es gelehrt."

„Das genügt!" sagte Hyacinth. „Das ist das Bekenntniß des Petrus: Ich glaube, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes! und sein Ausruf: Wohin anders könnten wir gehen? Du, Herr, hast Worte des ewigen Lebens."

„So ist's!" sagte Judith.

„Wer hat es bewirkt?" fragte Hyacinth.

„Die Gnade," erwiderte sie; „und sie bediente sich dazu der verschiedensten Werkzeuge! In der allerersten Zeit war es Ernest; aber ich hörte nicht hin. Dann, im vorigen Herbst, kam Lelio's Bekehrung; ich hörte nur halb hin. Vor drei Wochen kamen Sie, Signor, und da hörte ich zu viel, um es übertäuben — viel weniger es vergessen zu können. Gestern kam ich statt zu Lelio, den ich aufsuchte — zu seiner Mutter. Sie sagte himmlische Dinge. Aber dies Himmlische war das Eigen-

thümliche, das Natürliche, ich möchte sagen der gesunde Pulsschlag des katholischen Glaubens: Liebe zu den Seelen. Dann kam die Welt zu mir! wovon sprach sie? von himmlischen Dingen im katholischen Leben, von großen Bekehrungen aus Liebe zu Gott — und von deren Frucht: Liebe zu den Seelen. Lelio's Mutter hatte mir einen Katechismus gegeben. Ich nahm ihn spät Abends zur Hand — und durchwachte die Nacht mit ihm. Signor! ich habe in meinem Leben ungeheuer viel gelesen, ernste Bücher, von klugen, geistvollen, denkenden Männern geschrieben; aber etwas so Kluges, das die höchsten und zugleich die wissenswürdigsten Fragen so einfach und genügend — aber auch mit jenem logischen Zusammenhang, der den Stempel unverwüstlicher Wahrheit trägt, beantwortete; so himmlische und hohe Ideen, die in dem Dogma eine so tiefsinnige Begründung und eine so himmlisch klare Lösung finden, hab' ich nie gelesen. Den Katechismus sollten die modernen Weltverbesserer studiren und danach sich selbst und die Menschheit zu bilden suchen. Lebte sie so, wie dies kleine Buch es lehrt, so wäre sie im wahren Fortschritt begriffen. Aber die Seelen, die Gott durch so himmlische Vorschriften, Veranstaltungen und Mittel zur Seligkeit führen will, sucht der Satan durch die Sünde zu verblenden und in seinen Abgrund zu stürzen. Nun, Signor, ich fing an zu verstehen, was Gott von mir verlangt. Und jetzt eben komme ich von einer Frau, bei

der es mir ganz klar geworden ist. Ich habe mit der Gräfin Windeck gesprochen."

„Mit Corona?" rief Hyacinth froh überrascht.

„Mit ihr, Signor! aber wer sind Sie, daß Sie, Lelio's Freund, die Gräfin bei ihrem Namen nennen?" fragte Judith gespannt.

„Verzeihung, Signora! ach, ich bin Orests Bruder," erwiderte Hyacinth bewegt.

„O Ihr Windecker!" rief sie; „auf der einen Seite stehen die Himmlischen unter Euch und reichen mir die rettende Hand; auf der anderen Seite die Irdischen, um mich in den Untergang zu ziehen. Jetzt verstehe ich den Weg zu beiden Schicksalen. Der meine ist gewählt: ich folge dem Kreuz, das Regina von ihrem Sterbebett mir geschickt hat."

Sie reichte ihm den Brief und den Rosenkranz. Mit tiefer Wehmuth sagte Hyacinth:

„Regina's Gebet hat vielleicht all' die Gnaden erwirkt, welche über Sie zusammengeströmt sind, Signora. Regina hat den Kern des Glaubenslebens gründlich erfaßt: das Opfer. Dem Opfer folgen Gnaden; das ist eine so tiefe Wahrheit, eine so unleugbare Thatsache, daß die ganze vorchristliche Welt dies geheimnißvolle Gesetz einer höheren Macht anerkannte und sich davor beugte. Die Wiedergeburt der Menschheit ging aus dem Opfer hervor, das der Sohn Gottes zur ewigen Sühne darbrachte — und alles Gute, Große und

Schöne, was seitdem auf Erden geschieht, ist eine Neugeburt dieses Opfers in dem Menschen, der es ausführt. Das Beste, Größte und Schönste, was hienieden geschehen kann, ist die Rettung der Seelen. Darum erheischt sie die größten Opfer. Darum muß der Hirt der Seelen, der Priester — ein Opfernder sein. Darum muß der Missionär, der Ordensmann, die Klosterfrau, die sämmtlich den Beruf zur Rettung der Seelen haben und ihre Aufgabe durch äußere und innere That vollziehen: darum müssen sie ein Opferleben führen. Darum müssen ganze Epochen in der Weltgeschichte oder große Erscheinungen in der Epoche den Charakter des Opfers tragen. Das Christenthum war tödtlich bedroht in den ersten Jahrhunderten durch heidnische Verfolgung; die Martyrer, die nach Millionen zählen, opferten sich mit Blut und Leben: und es siegte. Es war tödtlich bedroht durch die wüthenden Häresien des Orients; und eine ganze Welt von Asceten erhob sich zum stillen Opfer der Irdischkeit: es war gerettet. Tödtlich bedroht war es Jahrhunderte hindurch von den barbarisch vernichtenden Stürmen und Zügen der Völkerwanderung; da erschienen die großen Glaubensboten und Ordensmänner, dreifach sich opfernd, als Apostel, Martyrer und Asceten, streuten, schützten, pflegten himmlische Saaten — und das Christenthum war gerettet. Tödtlich bedroht war es im Mittelalter theils durch häretische Secten, die im Gewande falscher Heilig-

keit ihr Gift verspritzten, theils durch die gewaltige Neigung der Welt zu den Lüsten der Erde und den breiten behaglichen Genüssen der sinnlichen Freuden. Ein Heer von opferfreudigen Seelen erhob sich in solcher Masse, daß der Jüngling die Braut nicht fand und die Jungfrau keinen Gatten; so waren die Herzen entbrannt in Liebe zur Armuth und zur Entsagung, wie St. Franciscus, der Seraphische, sie lehrte und übte. Das Christenthum fand durch sie seinen Nerv und seine Kraft wieder. Und abermals war es bedroht durch den grausigen Abfall des sechszehnten Jahrhunderts, den der Welt- und Erdgeist in Verbindung mit der Häresie stifteten; und abermals wurde es gerettet durch Schaaren von Heiligen, die das Kreuz ins Herz und in die Hand nahmen und mit einer Alles überflügelnden Opferliebe die Tage des Apostolats und des Marterthums durch sich selbst, ihre Zöglinge und geistlichen Söhne erneuerten und auf dem ganzen Erdball das Christenthum theils retteten, theils verbreiteten. Auf jedem Kampfplatz erschienen sie, auf jede Bresche sprangen sie, jeden schwachen Punkt vertheidigten und befestigten sie. Der große Erzbischof von Mailand Carl Borromäus, in dem die Seele des Johannes und des Paulus verschmilzt, beginnt die Reform der Kirche bei den geistlichen Hirten selbst, während der liebenswürdige Bischof von Genf, Franz von Sales, durch den Zauber seiner seelenvollen Beredsamkeit in Controverse und Predigt tausend Be-

thörte von Calvins Irrlehre befreit. Loyola stiftet die glaubens- und todesmuthige Schaar seiner Söhne, die man St. Michaels Söhne nennen müßte — so kämpfen sie auf der ganzen Welt für das Reich Gottes gegen den uralten Lügengeist. Franz Xaver gewinnt in Asien Völker und Länder für das Christenthum; Franz Solano in Südamerika. Vincenz von Paulo ruft in Paris die barmherzigen Schwestern in's Leben; Johannes von Gott in Granada die barmherzigen Brüder. Therese von Jesu führt gottliebende Seelen in die Gebetesstille des mystischen Carmels ein; Catharina Fiesco-Adorno, die Dogentochter, dient im großen Spital zu Genua — und beide verfassen Schriften, in denen die Kirche eine himmlische Weisheit, gepaart mit himmlischer Liebe anerkennt. Alle Orden erneuern sich und treiben frische Sprossen. Neue Congregationen erblühen, neue Genossenschaften treten zusammen. Wo eine Lücke im kirchlichen Leben ist, wo ein geistiges Bedürfniß sich kund gibt — da ist auch schon eine opferwillige Seele zur Hand, die mit der Erfindungsgabe, welche der heiligen Liebe eigen ist, gerade das trifft, was eben zur Abhülfe Noth thut. Und wozu das Alles? wozu diese grenzenlose, unermüdliche, heroische, demüthige Hingebung an ein langes, langes Opferleben? um Seelen für Christus zu retten, die durch Sünde, Irr- und Unglauben ihm verloren gingen! Wieder wurde das tödtlich bedrohte Christenthum, durch das Opfer gerettet. Und

jetzt? ist es denn jetzt anders? wir stehen mitten im Gewühl und im Staube des Kampfes, wo wir nur das Allernächste schauen können; sind auch viel zu kurzsichtig, um unseren Blick über den Tag von heut' und morgen zu erheben; viel zu armselig, um Großes von einer Zeit zu hoffen, in der die Menschheit von unserem Schlage ist; viel zu kleinmüthig, um mit unwandelbar hochherzigem Vertrauen die Spuren des Lebens unter den Zuckungen des Todes zu verfolgen. Aber wir wissen seit achtzehn Jahrhunderten und durch sie: für das Christenthum sind Zeiten des Kreuzes — Zeiten der Gnade; Tage der Drangsal — Tage der Heiligung. Heiligen aber kann sich Niemand, der nicht aus voller Seele das Opfer umfaßt — das Opfer, aus dessen Flamme das Christenthum fort und fort als ein unsterblicher Phönix hervorgeht. Schrecken Sie davor nicht zurück, Signora?"

Sie sah ihn fest an und sagte ruhig lächelnd:

„Nein, denn ich werde mich an das Kreuz meines Gottes schmiegen."

„Und wollen Sie das ganze Christenthum umfassen mit seinen wonnevoll troſtreichen Glaubenslehren und seinen unerbittlich herben Sittenlehren; mit seinen lieblichen Tugenden und seinen mühseligen Kämpfen; mit seinen himmlischen Kronen und seinem irdischen Dornenkranz?"

„Mit Kronen und Dornenkranz, Signor! Aber

lassen Sie mich zum Bade der Wiedergeburt eilen! lassen Sie mich mein Opfer bringen! Jede Minute der Zögerung ist ein unermeßlicher Verlust für mich — lassen Sie mich ein Kind Gottes werden .... und dann fliehen, mich begraben in irgend einer Einsamkeit und beten, ach beten, daß Ihres Bruders Seele gerettet werde."

„Und Ihre Mutter?"

„Gott wird sie trösten. Ich kann sie nicht in mein Geheimniß ziehen; sie begreift es nicht. Den größten Theil meines Vermögens lasse ich ihr. Nach Jahren, wenn alle Gefahr für Orest vorüber ist, wird sie mich wiederfinden."

„Also wirklich — begraben mit Christus?" fragte Hyacinth gerührt.

„Ja! Leben für Leben!" sagte sie entschieden. „Ach," rief sie plötzlich mit schmerzlicher Erinnerung, „habe ich dem armen Orest nicht versprochen: Alles für Alles!"

„Er darf Ihnen nicht Alles bieten, nicht seine Hand, nicht sein Wort; denn Beides gehört ihm nicht mehr;" erwiderte Hyacinth. „Er hat es Gott verpfändet, als er das Sacrament der Ehe empfing. Sein Taufgelübde, das er bei dem Empfang der heiligen Erstcommunion wiederholte und bestätigte, war schon zuvor an Gott verpfändet für die Gnade, im katholischen Glauben leben und sterben zu dürfen. Also auch darüber darf er nicht

mehr schalten und walten, und folglich hat er Ihnen nicht das „Alles" anzubieten, wofür Sie „Alles" versprochen haben. Er *kann* freilich sein zwiefaches Versprechen brechen, denn er ist keine Maschine, die von der Gnade getrieben würde, wie das Mühlrad vom Bach. Er *kann* der Gnade Widerstand leisten und sich in die ewigen Abgründe stürzen, aber nur um den Preis schwerer Beleidigung Gottes und freiwilliger Verzichtung auf das ewige Leben. Und wenn er dann wagte, Ihnen „Alles" anzubieten, ach! wie müßten Sie gerade dann erst recht ihm antworten: Alles? — aber du hast ja Nichts! .... denn was hat Der, der Gott nicht hat! Und Sie selbst, Signora, Sie haben nicht das Recht, irgend einem Geschöpf „Alles" zu versprechen. In jedem Verhältniß, in jeder Lage muß Gott zu Rath gezogen werden: dazu gab er seine Gebote, dazu ertheilte er seine Rathschläge. Wenn das unmündige Kind seinem lieben Spielgefährten sagt: Ich schenke dir die Güter meines Vaters; so hat ein solches Versprechen keinen Sinn. Ihr unmündiger Geist wähnte ein Recht zu haben, nach Belieben schalten und walten zu dürfen, weil er nichts Höheres kannte, als das Ich, dem er diente. Aber die Bestimmung Ihres Geistes, Ihres Herzens, Ihres ganzen Wesens ist: Gott zu dienen und — in welches Verhältniß Sie eintreten mögen, Ihr höchstes Gut, welches zugleich das Gut Ihres himmlischen Vaters ist — Ihren Willen! an Gott hinzuge-

ben. Sie können ihn Gott entziehen
schöpf dienstbar machen; aber um denselben
Orest: um den Preis der Sünde. Alles für
dürfen Sie getrost nur zu Ihrem Herrn und Heil
sagen, denn nur Er, der das unerhörteste Liebesopfer
bringt, versteht das Opfer des liebenden Herzens anzunehmen und zu vergelten. Das Geschöpf versteht es nicht. Es ist etwas so Himmlisches im Menschenherzen, daß es das Gottesherz braucht, um sich daran auszuleben und auszulieben. Dann hat „Alles für Alles“ einen ächten Sinn — und dann dürfen Sie gewiß sein, daß die Creatur dabei nicht zu kurz kommt. Ströme der Liebe werden aus dem Liebesmeer der Gnade in ein solches Herz sich ergießen und überfließen .... auf Vater und Mutter, auf Gatte und Kind, auf Sünder und Heilige, auf Feind und Freund .... in Wort und That, in Gebet und Thränen, in unscheinbaren Werken und heroischen Handlungen. Gott ist der Ursprung dieser Liebe, Gott ist ihr letztes Ziel; in der Mitte liegt die Liebe zu den Seelen.“

„Ach, gibt es denn Seelen, die sich nicht entzünden lassen von der Liebe Gottes?“ rief Judith in Thränen.

Hyacinth lächelte traurig und entgegnete:

„Ich dächte, Sie hätten ein lebendiges Beispiel vor Augen .... an Orest.“

„Und an Florentin,“ setzte sie hinzu; „an Ihrem Jugendgenossen, der, vom Wahnwitz des Radicalismus

n, an die Verwirklichung wilder und blutiger rien seine Kräfte vergeudet und in dem Schiffbruch ner besseren Verhältnisse, seit Jahren schon mein Privatsecretär ist. Da aber Lelio, der ganz auf seinem Standpunkt sich befand, sich zu Gott bekehrt hat, so kann dasselbe ja auch an Orest und Florentin geschehen."

„Werden Sie so fromm, daß der liebe Gott Ihnen nichts abschlagen kann," erwiderte Hyacinth freundlich; „aber wähnen Sie nicht, daß das die Sache von ein Paar Tagen oder Jahren — oder daß es überhaupt Menschensache sei. Die Bekehrung vom Irrthum zur Wahrheit, von der Sünde zur Tugend ist immer eine geistige Schöpfung, also mehr als irgend etwas hieniedeu — eine Gottesthat. Wir können nichts dabei thun, als uns Gott zum Werkzeug anbieten durch Hingebung unseres Willens. Aber wenn wir das auch in einer Vollkommenheit thäten, wie wir es, ach leider! nicht thun: so würden wir darum doch nicht immer den gewünschten Erfolg haben. Das Atom unserer Arbeit am Werk Gottes geht nicht verloren, wenn wir es in die unendlich wirksame Kraft des Blutes Jesu eingetaucht hatten; aber in der großen Einheit der christlichen Kirche kann dies Atom, nach Gottes verhülltem Rathschluß, ihn mehr verherrlichen an einer Seele, die uns unbekannt ist; oder er will uns prüfen, ob wir beharrlich hoffen und glauben — auch ohne durch äußere Er-

folge gestärkt zu werden, und das ist eine heilsame Prüfung, denn sie erhält uns in der Demuth. Und endlich gibt es ja auch Seelen, die der Gnade widerstreben wollen."

„Ach, man muß viel leiden, wenn man die Seelen liebt!" sagte Judith; „ich fange schon an das zu begreifen. Wer sich damit abgibt, setzt das Leiden des Erlösers fort; und da diese Liebe das Merkmal und der Stempel ist, den Christus mit seinen Wunden ihr aufgeprägt hat: so zeigt sie sich gerade in diesem Leid als seine Stellvertreterin."

Judith sagte Hyacinth, daß Corona ihre Taufpathe sein wolle und fragte, ob es nicht möglich sei, daß diese heilige Handlung durch Corona's Vermittlung zu Trinità dei Monti stattfinden könne; dort hätten sie ja auch ihre Zusammenkunft gehabt. Hyacinth erwiderte, das sei sehr wohl möglich. Corona, in einer Anstalt des Sacré Coeur erzogen, habe hier eine der Damen wiedergefunden, welche die Lehrerin ihrer Kindheit gewesen sei — und er zweifle nicht an der Bereitwilligkeit der Damen, in ihrer Kirche die heilige Feier von ihm vornehmen zu lassen und alle nöthigen Vorkehrungen zu treffen."

„Nur möglichst still und schnell," bat Judith. „Es wäre mir am liebsten, morgen in aller Frühe, in den ersten Stunden des Tages — damit Orest vorher nichts erfahre."

„Wie soll ich Ihnen eine Antwort zukommen lassen, Signora?"

„Durch Lelio — er ist zuverlässig," sagte sie.

Hyacinth ging auf demselben Wege zurück, auf dem er gekommen war: die kleine Treppe hinab und zur Nebenthür des Palastes, die in ein Seitengäßchen führte, hinaus. Auf den untersten Stufen der Treppe lag ein Facchino und schlief. Hyacinth ging vorsichtig an ihm vorüber, um ihn nicht zu stören, und eilte zu Corona. Von seinem ersten Besuch bei Judith hatte er ihr nichts gesagt, um keine voreilige Hoffnungen in ihr zu wecken und ein ähnliches Gefühl hatte auch sie geleitet, da sie ihm ihre Absicht, mit Judith eine Zusammenkunft zu haben, nicht mittheilte. Wie freute er sich jetzt auf ihre Ueberraschung, und wie dankte er Gott, der ihnen Beiden das Vertrauen gegeben hatte, sich an Judith zu wenden, deren Seele, wie eine zusammengebogene Springfeder, geradeauf schnellte, als sie den Druck der Leidenschaft, der eigenen und der fremden, von sich abschüttelte. Regina's Abscheiden warf keinen Schatten mehr in seine stille Seligkeit. Leben und Tod schienen ihm eine und dieselbe Hymne von dem Triumph des Lichtes und der Gnade über Nacht und Sünde anzustimmen.

Bei Corona waren sie Alle versammelt, Graf Damian, Uriel und Orest. Mit Thränen im Auge rief Graf Damian ihm entgegen:

„Hyacinth, Onkel Levin ist Regina schnell gefolgt! Hier ist das Telegramm vom P. Guardian. Blutsturz und Lungenschlag machten binnen zwölf Stunden seinem Leben ein Ende.“

„Ruhe in Frieden, heiliger Greis!“ sagte Hyacinth gefaßt; aber seine Stimme brach in Thränen.

„Mir ist zu Muth, als müsse Unheil über Windeck einbrechen, jetzt — da Onkel Levin es nicht mehr bewacht!“ rief Graf Damian; „und deshalb, Kinder, reise ich zurück! Sind es diese beiden Donnerschläge aus heiterem Himmel, oder ist es sonst etwas .... aber es drängt mich fort von hier. Ich meine, es müsse Alles drunter und drüber gehen. Onkel Levin war ein lebendiger Theil meines eigenen Lebens. All' dessen Phasen hat er durchgemacht, inniger und treuer als ein Vater, unzertrennlich von Windeck! es ist eine Ruine ohne ihn.“

Niemand versuchte ihn zu trösten. Uriel war außer sich vor Schmerz, den Onkel Levin gleichsam im Tode verlassen zu haben. Corona beweinte ihren zärtlichen und treuen Rathgeber und Tröster. Orest war von stumpfer Niedergeschlagenheit zerdrückt. Der Tod .... und wieder der Tod! und er behandelte das Leben und dessen Erscheinungen, als ob diese Welt voll vergänglicher Schatten — eine ewige Welt wäre! Aber der schneidende Gegensatz brachte ihn nicht zur Besinnung! War das Leben so flüchtig und der Tod so überraschend

nah, dachte er, welch ein Wahnsinn dann, auch nur eine Stunde des Glücks — ja, nur eine Minute zu versäumen! So dachte auch Judith. Aber Jeder dachte so auf dem Wege seines Schicksals! Corona bat den Vater inständigst, seine Abreise zu verschieben; sie könne ihn unmöglich in dieser rauhen Jahreszeit zurückbegleiten und er werde, allein bei der Tante Isabelle, in dem vereinsamten Windeck auch keinen Trost finden.

„Onkel Levin war die Seele des Hauses," sagte sie; er belebte es und machte es traulich, und wenn er ganz allein da war, so hatte Windeck nie die kalte Oede eines verlassenen Schlosses. Jetzt wird es Dir sehr unheimisch vorkommen, liebster Vater."

„Ja, Kind, ich weiß! Aber ich würde .... ich weiß nicht was! drum geben, wenn ich mich stante pede mit Euch Allen sammt und sonders nach Windeck zaubern könnte. Bei Trauerfällen, wie sie uns eben heimsuchen, ist es am passendsten und so zu sagen am sichersten, sich in seinen eigenen vier Wänden aufzuhalten. Da hat man gewissermaßen Stütze und Vertheidigung in den ruhigen und gleichförmigen Gewohnheiten, Geschäften und Umgebungen. Die unhäusliche Fremde paßt gar nicht für ein trauriges Gemüth. Ach, meine Regina, mein herrliches Mädchen! wie hab' ich sie gequält! wie hab' ich so gar nicht den Schatz erkannt, den ich, den wir Alle an ihr besaßen."

„Es geschah ja aus Liebe, mein guter Vater," erwiderte Corona und küßte zärtlich seine Hand.

„O Kind, die Selbstliebe war vorherrschend," entgegnete er mit großer Aufrichtigkeit.

Er ging in sein Zimmer, um Briefe zu schreiben. Orest ging fort. Niemand fragte wohin. Uriel sagte:

„Ich will zum Calvarienberg gehen, den man Vatican nennt. Da wird man Herr über jeden Schmerz."

Als Hyacinth mit Corona allein war, setzte er sie von seinen Erlebnissen mit Judith in Kenntniß und fügte hinzu:

„Sieh, wie gut ist Gott, über unsere vergängliche Trauer eine ewige Freude aufgehen zu lassen und unsere Thränen durch einen solchen Trost zu stillen. Dies Ereigniß gehört zu den „magnalia Dei," zu den wunderbaren Großthaten Gottes, wie es in der Apostelgeschichte heißt — die so ganz außerhalb aller menschlichen Berechnung und Voraussicht liegen."

„Sie muß ein starkes, gerades Herz haben, diese Judith," sagte Corona, „um mit einer solchen Entschiedenheit und Opferwilligkeit dem Stern der Gnade zu folgen. Sie geht so recht mit den heiligen drei Königen der armen Krippe von Bethlehem zu .... diese Königin aus dem Morgenlande."

Dann berathschlagten sie, ob Judith's Wunsch zu erfüllen und sie in der nächsten Morgenfrühe zu taufen sei.

„Warum nicht? sie glaubt ja! und ist erst das Licht der Gnade in ihre Seele gegossen, so wird sie leicht lernen und fassen, was sie jetzt noch nicht versteht. Laß uns zu Trinità dei Monti hinauf gehen und die Oberin um ihre Einwilligung und um Verschwiegenheit bitten."

Sie gingen hinauf und trugen ihr Anliegen vor, ohne Namen und Verhältnisse der Katechumene zu bezeichnen. Es war auch nicht nöthig, um die lebhafteste Theilnahme der Oberin zu erregen, die es als eine große Gnade betrachtete, daß eine Tochter Israels in ihrem Hause das Sacrament der Taufe empfangen solle; und so kam man überein, um fünf Uhr Morgens die heilige Feier zu vollziehen. Um vier Uhr sollte Judith sich einstellen und Corona wollte sie empfangen. Gegen fünf Uhr wollte Hyacinth kommen und den treuen Lelio, der mehr als Alle auf Judith gewirkt hatte, mitbringen. Die Oberin erklärte sich gern bereit, die Neophitin länger im Hause zu behalten, für den Fall, daß diese wünschen sollte, einige Tage in vollkommener Zurückgezogenheit von der äußeren Welt und in stiller Sammlung und Betrachtung zu leben; und man trennte sich unter seligem Frohlocken über Gottes unergründliche Barmherzigkeit. Hyacinth begleitete Corona bis an ihre Thür und ging zu Lelio.

Als Orest Judith's Palast betrat, ersuchte ihn der Portier, sich zum Signor Fiorino zu bemühen, der schon zwei Stunden auf den Herrn Grafen warte.

„Wo bleibst Du denn heute!" rief ihm Florentin höchst aufgeregt entgegen; „ich habe Dir äußerst wichtige Nachrichten mitzutheilen."

„Von der Central-Venta oder aus dem Grand-Orient?" fragte Orest schneidend. „Ich habe auch Nachrichten bekommen. Onkel Levin ist todt."

„Den Verlust wirst Du doch leicht verschmerzen," erwiderte Florentin kalt. „Die religiösen Schwärmer können unmöglich Deine Freunde sein! .... Also ist er todt, der alte Mann! wie der sich betrogen hat im Leben durch diese schwärmerische Verschmähung alles Schönen, das es bietet!"

„Das ist noch die Frage, die wir nicht lösen können! .... Du gewiß nicht! — Auch Regina ist todt!"

„Regina!" rief Florentin erbleichend und mit versagender Stimme; „o Jammer um sie!" Doch schnell gefaßt setzte er hinzu: „Da siehst Du es: dem finstern fanatischen Geist der katholischen Kirche ist sie als Opfer gefallen. Orest! Orest! rette Judith! ich sage Dir: es gibt eine Sorte von Weiberköpfen und — man muß es leider gestehen — auch von Männerköpfen, die sich, trotz einer entschiedenen Tendenz zur Unabhängigkeit und trotz einer lebhaften Neigung für Wahrheit, Schönheit und Größe, dennoch von den Schlingen der Dunkelmänner einfangen und umspinnen lassen. Hast Du nicht bemerkt, was sie gestern Abend für katholische Ansichten aussprach?"

„Nein, gar nicht! ich hörte nicht was .... nur wie sie sprach. Sie sah unbegreiflich schön aus.“

Florentin schwieg eine Weile, legte dann mit dem Ausdruck tiefen Bedauerns seine Hand auf Orest's Schulter und sagte:

„Vergib' mir, Orest, ich werde Dir wehe thun .... aber Du mußt es wissen.“

„Ha, Deine Nachrichten!“ rief Orest mißtrauisch.

„Sind zu beachten, lieber Freund! Judith hat geheime Zusammenkünfte. Heute morgen gegen acht Uhr kam sie ganz allein, raschen Schrittes zu Hause. Ich selbst begegnete ihr im Thor. Um so früh heimzukehren .... wann muß sie ausgegangen sein .... und weshalb? Ich war dermaßen überrascht, daß ich einen Facchino, der sich hier herum zu treiben pflegt, einen braven Kerl“ .... —

„Späher der Venta, ohne Zweifel!“ warf Orest ein, um seiner Aufregung etwas Luft zu machen.

„Ein sehr brauchbares Subject!“ fuhr Florentin gleichgültig fort. „Ich trug ihm auf, etwas Acht zu geben, wer allenfalls zu Judith komme — und es mir mitzutheilen. Um halb zehn Uhr erschien er bei mir mit der Nachricht: so eben habe ein Priester Judith verlassen, sei durch das Zimmer ihrer Kammerfrau vorsichtig die Nebentreppe hinab und dann schnell zur kleinen Thür des Palastes hinausgegangen — ein großer schlanker Mann, mit jugendlich leichten Bewegungen.

Mehr konnte Gaëtano, der sich schlafend stellte, nicht wahrnehmen. Da er seit acht Uhr auf seinem Posten war und jenen schwarzen Jüngling nicht in den Palast kommen sah, so ist es klar, daß sich derselbe schon vor acht Uhr in ihrem Zimmer, ihrer Einsiedelei — wer weiß seit wann! befunden habe."

„Es ist nicht wahr!" rief Orest wüthend.

„Diese Thatsachen verbürge ich Dir," entgegnete Florentin kalt und bestimmt. Ob das nicht wahr ist, was Du denkst .... oder fürchtest — weiß ich nicht! allein ich rathe Dir als treuer Freund, Judith auf die Probe zu stellen, auf eine entscheidende."

„Ja!" rief Orest mit kochendem Zorn, „ich will sie fragen .... sie soll sich vertheidigen" .... —

„Ah bah!" unterbrach ihn Florentin. „In der Kunst der Vertheidigung sind die Weiber Meisterinnen! die ist ihnen angeboren. Stellt man sie auf den Punkt, so behalten sie immer Recht. Wäre der Advocatus diaboli an heiliger Rota ein Weib: so würde keine Canonisation von sogenannten Heiligen zu Stande kommen — so geschickt würde dieser Advocatus die Sache des Teufels vertheidigen."

„Ich könnte Dich erwürgen," sagte Orest dumpf.

„Ah bah!" wiederholte Florentin hämisch; „dann hättest Du deinen besten Freund verloren. Nein, folge meinem Rath und bitte Judith um einen ganz geringen Beweis ihrer Liebe."

„Und der wäre?" —

„Bitte sie, sich nach dem protestantischen Ritus taufen zu lassen. Willigt sie ein, so darfst Du ruhig sein; dann hat sie ihre geistige und sittliche Freiheit noch nicht verloren. Schlägt sie es ab — so weißt Du, wie es mit ihr steht, und daß Du dich fortan nicht mehr auf sie verlassen kannst. Sie ist dann ein Werkzeug, welches den Plänen, Zwecken rc. rc. der Dunkelmänner blindlings gehorcht; ist um so gefährlicher, als sie klug und brauchbar ist — und Du hörst dann auf, ihr Herr und der Deine zu sein."

„Ja!" rief Orest, „das ist eine gute, einfache, vernünftige Probe! ich danke Dir, Florentin, ich will sie sogleich anstellen." —

Judith war noch in ihrem Zimmer. Sie schrieb an ihren Banquier in Paris gewisse Bestimmungen über ihr Vermögen, das sich größtentheils in der Londoner Bank befand. Orest schob den Diener bei Seite, der ihn melden wollte, klopfte an und wartete kaum Judith's „Herein!" ab, um einzutreten. Sie sah befremdet über ihren Schreibtisch hinweg ihn an, schloß ruhig ihr Portefeuille, nickte ihm zu und sagte, ohne ihren Platz zu verlassen:

„Wie kommt es, Graf Orestes, daß Sie mich schon zum zweiten Mal in diesem Zimmer aufsuchen, in welchem ich mich doch nur dann aufhalte, wenn ich allein sein will?"

„Da Sie in diesem Zimmer den Herren Geistlichen Audienz ertheilen, so darf ich doch wohl dasselbe Recht beanspruchen," entgegnete Orest gereizt.

Auf Judith's Lippen schwebte eine stolze Antwort; allein sie bemeisterte sich und sagte sanft:

„Wenn Ihr Anliegen eine so ungestörte Besprechung mit mir erfordert, wie das meine mit dem Geistlichen, so sein Sie willkommen!"

Sie stand auf, setzte sich auf die Causeuse am Kamin und sagte, mit ihrem großen grünen Fächer spielend, aber innerlich beklommen:

„Ich bin ganz Ohr, Graf Orestes."

Er ging im Zimmer auf und nieder, blieb plötzlich vor ihr stehen und rief:

„Judith! es ist mir ein wahrer Greuel, daß die Religion bei unserer Liebe ein Wort mitsprechen will. Könnte ich um meinen beabsichtigten Uebertritt vom Katholicismus zum Protestantismus herum kommen: ich würde mein halbes Vermögen drum geben, denn ich spiele nicht gern religiöse Farcen und sehe sie auch nicht gern. Aber, Judith, es ist der Weg, der einzige, zu Ihrem Besitz. Ich gehe ihn .... und führte er durch die Hölle .... oder zu ihr. Deshalb ertrage ich nicht die Vorstellung, daß dieser religiöse Wirrwarr vergrößert werden soll, indem Du, Geliebte, gerade dem Katholicismus, den ich verlasse, Dich zuwendest. Ach Judith, es ist ja schon so Vieles vorhanden, das uns

trennt — wozu denn auch noch das Glaubensbekenntniß? Ich weiß, daß wir dies früher anders besprachen; daß ich leicht meine Zustimmung gab. Doch jetzt, wo für uns Beide der Schritt nah und näher kommt, jetzt quält mich Alles, was wie eine Kluft zwischen uns aussieht. Und deshalb, geliebte Judith, bitte ich auf den Knien um den geringen und einfachen Liebesbeweis, daß Du dich nach irgend einem akatholischen Ritus taufen läßt. Es gibt hier anglikanische Geistliche genug; ich selbst kenne einige von meinen Jagdpartien her — vortreffliche Schützen! Sie werden mit Freuden diesem Wunsch entgegenkommen."

Während Orest sprach, fühlte Judith, daß die Stunde ihres Bekenntnisses und die Strafe ihrer Sünden da sei. Aber sie sprach zu sich selbst: Ich werde meinen Glauben nicht verläugnen, nicht Orest vierundzwanzig Stunden täuschen! Gott will es nicht. Wär' es sein Wille, so wäre Orest nicht gerade heute mit dieser Bitte gekommen. Morgen soll ich getauft werden und heute hintergehen! .... das kann ich nicht .... breche über mich ein, was da wolle.

„Theurer Orest," entgegnete sie mit einer weichen Innigkeit, die sonst durchaus nicht in ihrem Wesen lag, „ich bin auf dem Wege des Glaubens zu nah an die ewige Wahrheit heran getreten, um jetzt wieder umkehren zu können. Ich halte die Glaubenslehre der katholischen

Kirche für die einzig wahre göttliche Offenbarung. Hat man diese Ueberzeugung, so ist es Feigheit, sie zu verläugnen; Sünde .... sie aufzugeben."

„Also richtig! also wirklich!" ächzte Orest. „Bethört, umgarnt, verloren!"

„Das Alles war ich!" entgegnete Judith sanft. „Gottes Barmherzigkeit rettet mich .... und will auch Sie retten."

„Ha, Schlange!" rief Orest außer sich. „Schlange, der ich mein Herz, mein Leben, mein Glück hinwarf! ist dieser Verrath der Lohn meiner Treue!"

„Ich verrathe Sie nicht, Graf Orestes. Sie haben gewünscht — nicht ich! — daß ich die christliche Taufe empfangen möge. Wir knüpften Beide irdische Hoffnungen daran; .... ich hatte ja keine Ahnung von himmlischen! Die göttliche Liebe gewährt mir diese, indem sie jene zerstört. Ist das Verrath?"

„O Schlange, die dem Priester Gehör gibt, seiner Weisung folgt, ihm gehorcht, ihm glaubt — mir aber den kleinen armseligen Wunsch versagt, demjenigen religiösen Bekenntniß sich anzuschließen, dem ich, aus grenzenloser Liebe zu ihr, folgen will."

„Wehe mir, wenn es dahin mit Ihnen käme, theurer Graf. Ich bin so unglücklich gewesen, Sie der heiligen Kirche zu entfremden — o lassen Sie mir die Hoffnung, Sie zurückzuführen."

„Wissen Sie denn nicht, daß wir dann auf immer getrennt sind?“

„Theurer Orest, wir sind es in jedem Fall,“ sagte Judith mild aber bestimmt.

Er faßte ihre beiden Hände über dem Gelenk in seiner Hand wie in eiserner Klammer zusammen, riß sie von der Causeuse empor und rief mit einem so wilden Ausdruck: „Wiederhole das und ich tödte Dich!“ daß Judith voll Entsetzen innerlich seufzte: O Herr, erbarme dich meiner! und dann gefaßt sagte:

„Wohlan, Orest, tödten Sie mich! ich hab' es verdient.“

Grimmig rief Orest, indem er immer ihre Hände festhielt und zuweilen wüthend schüttelte:

„Schlange, die mich Jahrelang mit ihrem Blick bezaubert, mit ihren Windungen umringelt hat.... Schlange, die klug nie Gewährung gab, nie Hoffnung nahm.... Schlange, die endlich, endlich! ihre Zusage halten, ihr Versprechen erfüllen soll, und nun mir entschlüpfen will. Ich träume von Paradiesen in irgend einem entlegenen Winkel der Welt.... paradiesisch nur durch ihren Besitz; ich habe keinen anderen Gedanken, als den, mich mit ihr aus dem wüsten, langweiligen Menschengewühl zu flüchten und von ihr allein mein Glück zu verlangen; mir brennt der Boden unter den Füßen, so lange zwischen ihr und mir verhaßte Schranken gezogen sind;... und in dem Augenblick, wo sie

fallen sollen, da will die Schlange sich glatt und kühl mir entwinden?! Nein, Signora! das läßt sich der Orest nicht gefallen."

„Was denken Sie also zu thun, Herr Graf?" fragte Judith ruhig.

„Ich lasse nicht von Dir!" rief er in einem anderen Ton, doch nicht weniger stürmisch.

Sie schüttelte sanft den Kopf und sagte:

„Ich verdiene Ihren Haß, Ihre Verachtung, Ihren Zorn! Ich sage nicht eine Sylbe, um mich für meine Vergangenheit bei Ihnen zu entschuldigen; aber, theurer Orest .... fortan trennen sich unsere Wege."

„Judith!" rief er und sank ihr zu Füßen, „wie ist es denn möglich, einen so gräßlichen Treubruch zu begehen, weil man ein Paar Worte von einem Priester gehört hat!"

„Ach, Orest, es sind ja Worte, die plötzlich dem Leben einen neuen Inhalt, eine neue Bestimmung, ein neues Ziel geben! ich wußte ja nichts von der gefallenen Natur, die durch die Sünde von dem höchsten Gut, von der ewigen Liebe, der göttlichen Liebe getrennt ist; nichts von dem zärtlichen Erbarmen Gottes, der dieser dahingesunkenen Menschheit Gnade schickt durch des eingeborenen Sohnes Opfer im Leben, im Leiden, im Sterben — als Gott-Mensch, als Erlöser; nichts von der Kirche, welche für alle Weltzeiten der Menschheit diese Gnade vermitteln soll; nichts von der reinigenden und heiligen-

den Kraft seines göttlichen Blutes in den Sacramenten; nichts von seiner beseligenden eucharistischen Gegenwart; nichts von der Wonne des Opfers; nichts von der Herrlichkeit der himmlischen Liebe; nichts von der Sünde, als Beleidigung Gottes; nichts von der Tugend, als Verähnlichung mit Gott; nichts vom Leid, als Nachfolge Gottes; nichts von Christus! Begraben in dem Kerker des Staubes vegetirte meine Seele nach den Instincten und für die Leidenschaften der gefallenen Natur — und immense Kräfte hab' ich verschwendet, suchend, versuchend, traurig, unbefriedigt, rastlos, ohne glücklich zu sein oder glücklich zu machen. So haben Sie mich gekannt. Ich hatte keine Richtschnur, die höher gelegen hätte, als mein Ich. Jeder glaubenslose Mensch ist sein eigener Gesetzgeber — ganz logisch: der letzte Grund der hohen Gesetze, die das Opfer des Ich's, die Selbstverläugnung, die Entsagung vorschreiben, ist in Gott — und fallen weg, wenn der lebendige Glaube an ihn wegfällt. Ich wollte durchaus glücklich sein. Ich hoffte es mit Ihnen zu werden. Achtung vor fremdem Recht, wenn es meinen Egoismus beeinträchtigte, hatte ich nicht. Ich versprach, Ihre Frau werden zu wollen, und ich versichere Sie, ich wollte es mit der äußersten Entschiedenheit. Einen edlen Instinct hatte ich .... zwischen vielen unedlen; und das war meine Neigung zur Wahrheit. Nur wußte ich durchaus nicht, ob es denn auch eine absolute, objective Wahrheit gebe, die

unabhängig sei von allem Menschenwitz. Sie ist mir aufgegangen wie eine übernatürliche Sonne, in deren Licht ich mich selbst und das All zu erkennen beginne. Aus der Schattenwelt meines Individualismus trete ich in den Tag der Offenbarung — aus meinem subjectiven Denken und Meinen an die überwältigende Majestät der katholischen Glaubenslehre heran; und da sollte mein Leben in seinem früheren Geleise fortgehen .... gottbeleidigend, sündhaft, weltlich? da sollt' ich nicht suchen, gemäß meiner Erkenntniß zu leben? da sollte meine Handlungsweise die Wahrheit verläugnen, die mein Herz anbetet? Sie sehen wohl ein .... das ist unmöglich! Die Paar Worte, die ich von dem Priester gehört habe, sind keine anderen, als die, welche vor achtzehnhundert Jahren die glaubenslose Welt zu Füßen des Kreuzes niederwarfen."

„O sprich! .... sprich weiter! sprich noch mehr, Du angebetetes, Du göttliches Geschöpf!" rief Orest. „Was Du sagst, verstehe ich! was Du glaubst, will auch ich glauben, wohin Du gehst, folge ich Dir — aber mit Dir, Judith! nicht ohne Dich. Mit Dir will ich in Deinen Himmel, zu Deinem Gott! Mit Dir.... will ich vor dem Kreuz knien, das Du anbetest! Mit Dir .... soll kein Opfer mir zu hoch, zu schwer sein! Aber Judith! ohne Dich — fahre die Welt zur Hölle.... und ich zuerst. Weißt Du jetzt mehr von den Dingen der Ewigkeit als zuvor, so wirst Du auch wissen, daß

man einen Menschen, dem man Glück verheißen hat, nicht in ewiges Elend stoßen darf. Weißt Du mehr von einer höheren Liebe, so wirst Du um desto bereitwilliger sein .... Opfer zu bringen .... ein geringes Opfer. Knie vor dem Kreuz, bete Deinen Erlöser an; aber thue es als Protestantin! Da ist ja für Dich, was Deinen Glauben betrifft, gar kein Unterschied; und Deine Liebe bewegt sich in größerer Freiheit, also in schönerer Entfaltung, denn sie schließt auch mich in ihren Kreis ein."

„Und Gott aus, theurer Orest!" sagte Judith. „O begreifen Sie denn nicht, daß der Glaube seine Verpflichtungen nach sich zieht? Als Sie Soldat waren — genügte es da etwa, daß Sie sagten: Ich diene meinem Kaiser! oder: Mein Kaiser ist der größte Kaiser der Welt! Keineswegs! Sie mußten Ihre Ergebenheit durch Gehorsam und Hingebung äußern, und Blut und Leben für Ihren Kaiser in die Schanze schlagen — und gerade da, wo Ihr Dienst es erheischte. Sie durften nicht sagen: Vor den Mauern von Wien — oder in der ungarischen Pusta will ich ihm dienen; nein! es mußte geschehen in den Gefilden der Lombardei. Und dies Gesetz im natürlichen Leben: Gehorsam dem höchsten Herrn; sollte im übernatürlichen nicht gelten? Ich glaube, daß der Sohn Gottes für mich am Kreuz gestorben ist, um mich auf dem Wege seiner Nachfolge zur ewigen Seligkeit zu führen, für die er mich geschaffen

hat. Glaube ich das, so muß ich mich den Lehren und Vorschriften unterwerfen, die Er zu diesem Zweck gegeben hat. Verfehle ich mich aus Schwäche oder unvollkommener Erkenntniß gegen sie: so findet die demüthige, bußfertige Reue Vergebung. Widersetzt sich aber mein Wille aus böser Leidenschaft seinen Lehren und Geboten: so treib' ich Spott mit meinem Gott — und zwar einen ganz anderen Spott, als wenn Sie etwa sagen würden: Ich liebe meinen Kaiser innigst, und um ihm das zu beweisen, trete ich aus seinem Dienst und gehe zum türkischen Sultan — der jetzt auch Krieg hat und schlage mich für dessen Sache; ein Spott, der Sie entweder dem Irrenhause oder der allgemeinen Verachtung überweisen würde. Nein, Orest, wir müssen Dem dienen, der unser rechtmäßiger Herr ist. Da nun zu den Glaubenslehren, die unser göttlicher Herr offenbart hat, auch die von der Unauflöslichkeit der Ehe gehört: so müssen wir dieselben mit allen übrigen Offenbarungslehren — entweder annehmen oder verwerfen. Ich nehme sie als ein Ganzes an, wie das nicht anders sein kann, da sie aus Gott geboren, von Gott gegeben ist. Was Secten annehmen oder verwerfen, betrifft mich nicht! sie sind Menschenwerk, und ich habe mit Gott zu thun. Widersprechen sie seiner Lehre, so sind sie im Irrthum: das ist sonnenklar."

„Sonnenklar ist es," rief Orest mit verzweiflungsvoller Geberde, „daß der finstere Geist des Priester-

thums sich mit satanischer Schlauheit Ihrer bemächtigt, Ihren Verstand umwölkt, Ihr Urtheil umnebelt hat. Dem lichten Geist der letzten Jahrhunderte, mit seiner Bildung, seiner Wissenschaft, war es unmöglich, mit einer Lehre sich zu befreunden, die in den dumpfen Hörsälen des Mittelalters von der scholastischen Theologie ausgebrütet ist." —

„Theurer Orest," unterbrach Judith ihn lächelnd, „verlieren Sie sich nicht in Florentins Phrasen und Floskeln. Sein Ingrimm gegen die katholische Kirche hat nicht wenig dazu beigetragen, mich auf ihre Vortrefflichkeit aufmerksam zu machen; denn das können Sie mir glauben: nicht um seiner — sondern um ihrer Tugend willen haßt er die Kirche."

„Das weiß ich!" rief Orest.

„Und doch leben Sie auf vertrautem Fuß mit ihm, gönnen ihm Einfluß!" sagte Judith warnend.

„Er ist ja auch Ihr Hausgenosse!"

„Mein Gott!" erwiederte sie schmerzlich, „die jüdische Sängerin muß vorlieb nehmen! Als Lelio sich bekehrte, verließ er mich; Leute von Florentins Schlag aber drängen sich an mich! Uebrigens habe ich nie dem armen Florentin — und zwar zu seinem größten Verdruß — auch nur den geringsten Einfluß zugestanden und deshalb staune ich, daß Sie mit seinen hohlen Worten reden mögen. So unbewandert in der Culturgeschichte soll Niemand sein, der auf Bildung

Anspruch macht, um nicht zu wissen, daß an der Lehre der katholischen Kirche Geister sich entwickelt haben, die wie Titanen die Pygmäen der neueren Zeit überragen. Theurer Orest! die Lehre, welche dem Genie eines Dante Grundlage und Nahrung gab — welche seiner Wissenschaft von menschlichen und göttlichen Dingen nicht als Beschränkung erschien: die Lehre wird der Entwickelung unserer geistigen Fähigkeiten auch keinen Schaden thun. Ich bin weder bethört, noch umgarnt. Ich habe nur Das gethan, was viele, viele Millionen vor mir gethan haben: ich habe die frohe Botschaft des Evangeliums angenommen. Diese Botschaft auszubreiten, ist die heilige Sache des Lehramtes in der Kirche, das Christus gestiftet und ihm die Verheißung gegeben hat, bei ihm zu sein alle Tage bis an's Ende der Welt — und das jener Erzbekehrte meines Volkes, der Apostel Paulus: „die Säule und Grundfeste der Wahrheit" nennt. Der Priester ist der gottgesandte Verkündiger des Evangeliums."

„Also ein höheres Wesen, dem man blind zu vertrauen hat, nicht wahr?" fragte Orest zitternd vor Zorn.

„In Sachen des Glaubens hat man ihm zu vertrauen — ja," entgegnete sie ruhig.

„Ist er jung oder alt . . . . Ihr Priester!" rief Orest, der sich um so weniger mäßigen konnte,

als Judith sich nicht aus ihrer Gelassenheit bringen ließ.

Sie entgegnete mit der stillen Einfachheit, die eine Beleidigung gar nicht an sich heran kommen läßt:

„Der Priester ist der übernatürliche Mensch. Er hat kein Alter.“

„O Schlange, die mir ausweicht!“ brach Orest aus.

„Genug!“ rief Judith entschieden. „Lassen wir dies Gespräch fallen, theurer Orest. Es kommt nicht auf Worte an, sondern auf That. Gott zeigt mir meinen Weg .... und der führt mich von Ihnen fort. Könnte ich mit meinem Blut die Judith aus Ihrer Vergangenheit verwischen — so würde ich es mit Freuden vergießen! vielleicht nimmt der barmherzige Gott statt dessen meine Thränen an. Unsere Trennung aber ist unerläßlich. Der Gatte einer anderen Frau kann nicht der meine sein. Und wenn Sie zu einer akatholischen Secte abfallen und sich nach deren Prinzipien von Ihrer Gemahlin scheiden wollten: so könnte dadurch weder die objective Wahrheit der kirchlichen Lehre, noch meine Ueberzeugung die Veränderung eines Atoms erleiden. Christus lehrt die Unauflöslichkeit der Ehe, die Kirche ist nur sein Organ! In welcher zügellosen Empörung

der böseſten Leidenſchaften, in welcher troſtloſen Verkehrtheit des Verſtandes und Willens muß ſich ein Menſchengeiſt befinden, um die Ehe aus der himmliſchen Gnadenordnung, die Christus ihr angewieſen hat, heraus zu reißen und ſie zu berauben der ſacramentaliſchen Weihe, des edlen Purpurgewandes, das ſein Blut ihr gibt. Nein, Oreſt, wir wollen nicht zu dieſen Unſeligen gehören!"

„Und Sie bilden ſich wirklich ein," fragte er mit finſterem Hohn, „daß die Sache damit abgethan wäre?"

„Keineswegs! für mich beginnt die Buße."

„Welch Gaukelſpiel bezeichnen Sie mit dieſem Wort?"

„Die Umkehr der Seele zu Gott. Was ich verachtet habe, will ich lieben: Gott. Was ich geliebt habe, will ich verachten: mich ſelbſt."

„Judith!" rief er, immer von Neuem unter ihren Zauber zurückfallend, „Du biſt und bleibſt ein göttliches Geſchöpf!"

„Das wird mir nicht leicht werden," fuhr ſie fort, ohne ſeinen Ausruf zu beachten. „Ich habe mich ſehr lieb gehabt — und gemäß dieſer Liebe — hatte ich mir die Zukunft ausgemalt. Das iſt nun vorbei.... Sie dürfen mir glauben, meine Buße wird kein Gaukelſpiel ſein."

Thränen traten in ihre Augen; aber sie schüttelte sie von den Wimpern und rief: „Heil mir! ich darf das Kreuz umfangen!“

„Nein!“ rief Orest, „wirf es weg! es kostet Dir Thränen!“

„Es hat meinem Erlöser sein Blut gekostet: ich behalte es .... und ich hoffe, Orest, es kommt der Tag, wo auch Sie es annehmen werden.“

Er hub bitter zu lachen an. Judith machte eine Bewegung, in den Salon zu gehen. Er stürzte ihr in den Weg und rief:

„Barmherzigkeit! verlaß mich nicht .... nicht so plötzlich .... nicht gleich! Versprich mir das!“

„Ich verspreche nichts, Orest, ich weiß ja selbst noch gar nicht, was aus mir wird.“

„Ha!“ rief er, „Du weißt es nicht — aber ein Anderer wird es wissen .... Dein Priester, nicht wahr? Der soll über Dich bestimmen, und Du, der Unabhängigsten Eine, willst ihm folgen, wie ein unmündiges Kind! Liebst Du ihn denn so grenzenlos?“

„Man muß gewiß eine grenzenlose Liebe zu Gott haben,“ entgegnete sie sanft, „um auf Kundgebung des göttlichen Willens zu harren, wenn man gern einen raschen Entschluß fassen möchte.“

„Mich zu verlassen — schon heute — nicht wahr?“ rief er in furchtbarer Aufregung.

„Nein,“ sagte sie, „heute nicht . . . . gewiß nicht. Und jetzt begleiten Sie mich in den Salon.“

Er folgte ihr. Aber er ging hindurch und zu Florentin.

Die Taufe.

Judith hatte an Lelio sagen lassen, sie wünsche am Nachmittag die Katakomben von St. Sebastian in seiner Begleitung zu besuchen und sie werde ihn abholen. Um zwei Uhr empfahlen sich die Leute, die bei ihr waren, und ihr Wagen fuhr in die Einfahrt an die Treppe. Als sie mit Madame Miranes hinabgehen wollte, stürzte Orest ihr aus Florentin's Zimmer leichenblaß und aufgeregt entgegen und rief:

„Wohin, Judith? . . . wohin?“

„Nach den Katakomben. Wollen Sie uns nicht begleiten?“ erwiderte Judith.

„Nein, ich danke Ihnen! ich kann nicht! aber wann kommen Sie wieder?“

„Gegen sechs Uhr, zur Eßstunde.“

„Gut!“ sagte er und trat in Florentin's Zimmer zurück.

„Was fehlt dem Grafen Orestes? er sieht zum Erschrecken aus,“ sagte Madame Miranes.

„O! er ist sehr zu beklagen!“ seufzte Judith.

Da Madame Miranes die unterirdischen Expeditionen, wie sie sie nannte, und den Qualm der Pechfackeln verabscheute, so ließ sie sich von ihrer Tochter zu einer Bekannten bringen, so daß Judith zu ihrer größten Freude mit Lelio allein war und ihm ungestört Alles mittheilen konnte, was seit gestern ihr begegnet war und was sie unwiderstehlich zum Entschluß drängte.

„Hab' ich's Ihnen nicht prophezeiht!“ rief er frohlockend; „durch das Auge der Welt erkennen Sie die göttliche Wahrheit.“

„Ja,“ sagte Judith mit einem Anflug von Traurigkeit, der noch der gefallenen Natur angehörte; „ja! die Erkenntniß des Göttlichen erheischt Bekenntniß. Kein edles Herz verleugnet seine heiligsten Ueberzeugungen .... denn kein edles Herz lügt. Aber Lelio, es kostet mich mein Erdenglück. Ich spreche das nicht gegen Graf Orestes aus, denn er würde darauf fußen, um mich zu bestürmen — und das ist vergeblich, also vermeid' ich es. Aber ich gestehe es, ich habe mich so daran gewöhnt, in ihm ein treues, zärtliches Herz zu besitzen und in der Verbindung mit ihm die Befriedigung meiner Ansprüche an das Leben zu erhoffen, daß mir vor dem Schutthaufen graut, in den die Erkenntniß der göttlichen Offenbarung mein Schicksal verwandelt. Mir ist zu Sinn, als habe ein Wetterstral einen hohen festen Thurm zu Boden geschmettert.“

„Den stolzen Thurm irdisch-selbstischen Glückes; ja, Signora, das ist ganz richtig und das zeigt uns an, daß wir ein anderes Glücksgebäude aufführen sollen als ein solches, welches zusammenbricht, wenn die Wahrheit in unseren schwülen Horizont hinein wetterleuchtet. Den irdischen Schmerz werden Sie mit Ihrem kräftigen, unter dem Kreuz sich heiligenden Herzen tapfer durchkämpfen und in diesem Kampf zu der beseligenden Gewißheit gelangen, daß Befriedigung des Herzens ohne Sünde, und Befriedigung der Vernunft ohne Irrthum hienieden nirgends anders als in der christlichen Kirche gefunden werden kann. In dem Kampf stehen Sie nicht allein! er ist keine Ausnahme; er ist allgemein gültiges Gesetz. Millionen vor Ihnen, neben Ihnen, nach Ihnen bestehen ihn. Darum heißt die Kirche auf Erden: die streitende. Sie streitet nicht bloß im Allgemeinen gegen den Geist des Irrthums, der Sünde und Verkehrtheit auf jedem Gebiet der menschlichen Vergesellschaftung, sondern jedes ihrer Kinder hat diesen Streit für seine Person, oft bis auf's Blut, immer bis auf's Mark, fortzusetzen .... sobald es nicht dem Siegespreis entsagt. Dieser Streit entwickelt heroische Tugenden, bildet heroische Seelen, christliche Seelen, die mit Christus die Welt überwinden, weil Christus in ihnen lebt, mit seinem Fleisch, mit seinem Blut, und ihnen seine göttliche Natur mitgetheilt hat, indem er die menschliche Natur annahm. Theure Judith, ist es nicht der Mühe

werth, das Leben zu durchkämpfen, wenn es auch nur wäre, um die Wonne zu kennen, daß wir uns nicht auf uns selbst, sondern auf unseren göttlichen Kampfgenossen zu verlassen haben? O Judith! die Menschen wollen immer so hoch hinaus und wollen immer die ganze Welt zu ihren Füßen sehen; und auch Sie wollten es. O, wenn doch die Menschen die wahre Erkenntniß ihrer Hoheit und das Bewußtsein ihres göttlichen Geschlechtes hätten: dann würden sie in Wahrheit die Welt zu ihren Füßen — nämlich als etwas so Geringes sehen, daß ihre Freuden nicht eines Lächelns — ihre Schmerzen nicht einer Thräne werth sind. So haben es auch die Martyrer verstanden, die in den Katakomben ruhen. Sie waren meistens im Heidenthum aufgewachsen, oft in den glücklichsten, glänzendsten Verhältnissen. Da rührte die Gnade ihr Herz an, sie erkannten die Wahrheit, sie legten ihr Zeugniß für sie ab; und wo? auf der Folterbank, auf dem Scheiterhaufen, vor den wilden Thieren. So stark waren sie in dem Gott, an den sie glaubten, auf den sie hofften, den sie liebten."

„Ach Lelio!" rief Judith, „mir kommt die Welt zuweilen wie eine Arena voll wilder Thiere vor und gewiß hat die christliche Seele in ihr manches Martyrium zu bestehen, das der Siegespalme würdig ist."

„Gott Dank dafür!" sagte Lelio. „Es wäre ja sehr traurig, wenn uns die Martyrer nichts übrig gelassen hätten."

Dann theilte er ihr mit, was Hyacinth und Corona hinsichtlich der Tauffeierlichkeit abgemacht hatten, und setzte hinzu, er werde sie in der Frühe um vier Uhr abholen.

„Aber heimlich! aber in aller Stille!" sprach Judith. „Ich weiß nicht warum — allein ich schwebe in zitternder Angst, daß Graf Orest auf den Einfall kommen könnte, meine Taufe zu hindern — mich gewaltsam fortzuschleppen."

„Solche Aengste hat man immer, wenn man der Erfüllung eines großen Glückes, eines heißersehnten Wunsches nahe ist," erwiderte Lelio beruhigend. „Das Menschenherz weiß instinctmäßig, daß das Glück auf Erden äußerst flüchtig ist; da fürchtet es denn leer auszugehen."

„Nein," entgegnete Judith, „meine Angst entspringt aus Angst um Orest. Er sieht das Sündhafte unseres Verhältnisses nicht ein; er fühlt sich tödtlich verletzt und bei seiner unbezähmbaren Leidenschaftlichkeit liegt es ihm nahe, Rache nehmen zu wollen. Möge sie mich treffen .... aber als Christin."

„Ah! Sie möchten auch Martyrin werden und wegen Ihres freudigen Glaubensbekenntnisses Verfolgung und Tod zu leiden haben!" rief Lelio heiter. „Seien Sie getrost, Judith: das Leid wird Ihnen nicht fehlen! dies prophezeihe ich abermals und mit großer Sicherheit. Machen wir Ernst mit Gott: so macht er Ernst mit

uns. In dem Maß, wie wir ihn lieben, legt er uns Kreuze auf."

„Und meine Natur hat einen solchen Abscheu gegen das Leid!" rief sie.

„Art der Natur überhaupt," entgegnete Lelio gelassen, „und bleibt auch ihre Art. Der heil. Johannes Chrysostomus bezeugt es, indem er schreibt: Die Gnade ändert nicht unsere Natur, wohl aber unseren bösen Willen; er will Ihnen damit sagen: Die Gnade gibt dir die Kraft, Gott zu lieben und durch diese Liebe den Willen, das Kreuz — diesen Ausdruck für die Quintessenz jedes edlen Leidens — demüthig anzunehmen."

„Ich werde pünktlich um vier Uhr bereit sein," sagte Judith; „aber Sie dürfen nicht vorfahren, sondern lassen den Wagen in einiger Entfernung auf dem Corso halten und kommen zu Fuß an die kleine Pforte, wo ich auf Sie warte."

„Diese Heimlichkeit hat ja in der That etwas Aehnlichkeit mit jener Zeit, wo die heidnische Verfolgung wüthete und wo die Christen sich zur Feier des heiligsten Meßopfers und zum Empfang der Sacramente bei nächtlicher Weile in den Katakomben versammelten, ja sogar zeitweise in ihnen lebten. Die Verfolger kannten weder die Ein- und Ausgänge dieses unterirdischen Labyrinthes, noch die Wege und Stege innerhalb desselben; und so wurden die Grabkammern der Todten zugleich die Wohnstätte der Lebenden. Mancher, der in den Katakomben

das Bad der Wiedergeburt im Blut Jesu empfangen hatte, verließ sie nur, um in der Arena sein Blut für das Bekenntniß eines Glaubens zu verspritzen, dessen höchste Gnade, Vergebung der Sünden und Theilnahme am eucharistischen Opfer, ihm so eben geworden war."

Sie durchwandelten die Katakomben, die sich unterhalb der Kirche von St. Sebastian befinden — diese dunkeln, kellerhaften, unregelmäßigen Gänge, die zuweilen eng und niedrig, zuweilen breit und hoch fortlaufen, und in deren Wände sich die zugemauerten Grabnischen der Christen befinden, welche diese unzugängliche Stätte zu ihrem Dom und zu ihrem Gottesacker machen mußten, weil die heidnische Welt sie nicht auf der Erde dulden wollte.

„Wie ist es möglich, an der göttlichen Stiftung der Kirche zu zweifeln, wenn man die Geschicke der ersten Jahrhunderte erwägt!" rief Judith, nachdem Lelio ihr Einzelheiten über die Grausamkeit der Verfolgung und die Standhaftigkeit der Martyrer mitgetheilt hatte. Was nur irgend zerstörend und auflösend wirkt: die Macht des Thrones, der Haß des Unglaubens, der Druck der Masse, die Verachtung der sogenannt Gebildeten — Alles wälzte sich auf sie und zwar mit den gewaltthätigsten und giftigsten Mitteln. Aber sie wich keiner Gewalt und jedes Gift schied sie aus — und mit demselben Glauben, mit dem sie in die Katakomben hineingegangen war, ging sie nach drei Jahrhunderten aus

ihnen hervor. So etwas ist ohne die Leitung des heiligen Geistes und ohne die Gründung auf eine übernatürliche Basis ganz unmöglich. Mir däucht, es müßte sich Jeder, der guten Willens ist und diese Geschicke bedenkt, zu ihr bekehren; denn nur in ihr ist er auch objectiv sicher, die Lehre zu besitzen, welche die ersten Christen geglaubt haben, weil ein Lehrgebäude, das auf übernatürlichem Felsen ruh. und vom heiligen Geist in Unantastbarkeit erhalten wird, nothwendig ein unfehlbares sein muß — und das Unfehlbare ist ewig unveränderlich; während es doch ganz unmöglich ist, von einem menschlichen Lehrsystem so etwas zu glauben oder zu behaupten. Ich finde diese Unveränderlichkeit der Lehre in einer veränderlichen Welt, deren Strömungen ja auch auf die menschlich-schwachen Glieder der sichtbaren Kirche nicht ohne Einfluß sind — etwas so Göttliches, ein solches Wunder über alle Wunder, eine solche Beglaubigung als himmlische Stiftung, daß ich eher Florentins rohe Negation aller göttlichen Offenbarung begreife, als Orest's Vorschlag, eine Offenbarung außerhalb der katholischen Kirche anzunehmen. Jener sagt: es gibt keine objective ewige Wahrheit, denn meine Sinne empfinden sie nicht, und mein Verstand verwirft sie. Gut! das ist der Ausdruck der gefallenen Natur in höchster Potenz, auf der äußersten Stufe der Brutalität. Aber Orest! welche Verwirrung des Verstandes und Verirrung der Vernunft, um die ewige Wahrheit irgendwo anders zu suchen oder zu glau-

ben, als dort, wo der Weltheiland sie niedergelegt hat. Ach, Lelio! was wird aus Orest werden!"

„Gram um unsere irrenden Brüder — das ist katholisch, theure Judith," entgegnete Lelio. „Den werden Sie nicht los bis zu Ihrem letzten Athemzug — und um so weniger, je mehr Sie die Kirche als das Wunder aller Wunder Gottes erkennen und in dem eucharistischen Christus, den sie liebend und anbetend im süßen hochheiligen Opfer auf ihren Altären hegt, die Besiegelung dieses Wunders umfassen. Die Kirche, die den eucharistischen Christus besitzt — ist die ewig-lebendige Stiftung der göttlichen Liebe, denn ihr Mittelpunkt ist sein ewig lebendiges, wahrhaft und wesenhaft gegenwärtiges Herz. Und weil sie das ist und das hat, so ist sie — und nur sie! für alle Zeiten der Welt ihrer Fortdauer gewiß und ihr — nur ihr! gehört die Zukunft an. Das wußten die alten todesfreudigen Martyrer. Der eucharistische Christus war der Nerv ihres Lebens, ihres Todes. Sie starben mit ihm für uns. Sie glaubten nicht im Stande zu sein, die namenlosen Schrecknisse der vervielfältigten Folterqualen aushalten zu können, wenn sie nicht zuvor mit ihm durch die heilige Communion sich vereinigt hatten. Daher wendeten die Anverwandten und die Priester alle Mittel an, die größten Geldsummen auf, um in den Kerkern, wo die Verurtheilten schmachteten, das heilige Meßopfer zu feiern und ihnen den Leib des Herrn zu spenden. Und wir, Judith, wir ihre Nachfolger in der grausigen

Arena der Welt, wie Sie sagen, wir sollen ja auch Martyrer am Herzen werden, indem wir ihm durch die Flammen der heiligen Liebe alles Ungöttliche und Irdische langsam, langsam, lebenslang ausbrennen lassen. Wir sind ja auch Gefangene im Kerker des Leibes, Verurtheilte zum Tode, Verurtheilte, die zuvor Meere von Trübsal und Drangsal durchschwimmen müssen und immer Kopf und Herz höher behalten müssen, als ihre Wellen und Fluten. Was gibt uns dazu den Nerv und den langen Athemzug? der eucharistische Christus! Er bevölkerte die alte Welt mit Martyrern und die späteren Tage mit Martyrern — immer mit der Art, die am Meisten die Verherrlichung Gottes förderte. Und so wird es bleiben bis zum Ende der Zeiten; denn die heilige Liebe, Judith, ist ein Marterthum und muß es sein, weil sie am Kreuz geboren ist und vom Herzen Jesu sich nährt."

„Wie göttlich wird das Leben im Licht des Glaubens!" rief Judith entzückt. Ihr zusammengekrümmtes, staubumwölktes Herz erhob sich gerade und frisch vor der Gnadenluft, die vom göttlichen Opfer auf dem Altar sie anwehte. Jeder edle Instinct ihrer Seele und jeder hohe Aufflug ihres Geistes fand Maß, Schwung, Ziel. „Ich habe," fuhr sie fort, „nicht die leiseste Ahnung, wie sich mein ferneres Leben gestalten und auf welchem Punkt unseres Erdballs ich mein Zelt aufschlagen werde; ich muß brechen mit meinen Freunden und Freuden, mit meinen Beschäftigungen, ja, mit meinem

Talent, damit ich todt für Orest sei; aber ich weiß Eines: der gräßliche Druck ist von meinem Herzen genommen, unter dem ich erlag, der sich unter allen Formen und Gestalten auf mich wälzte, den Stempel des Todes auf alle Erscheinungen prägte und der in dem Gedanken liegt: ich finde nichts, was der Mühe des Lebens werth ist! Ich glaube, Lelio! und nun kann ich leben!"

Er fragte sie, ob sie gesonnen sei, den Vorschlag der Oberin anzunehmen und in Trinità dei Monti zu bleiben. Sie antwortete:

„O hätte ich Jemand, der sich außerhalb all meiner tumultuarischen Verhältnisse befände und gleichsam von Oben herab in sie hineinblickte und zu mir spräche, wie von Oben herab: dem wollte ich folgen! Ich bin bis jetzt immer sehr schnell zu irgend einem Entschluß gekommen. Ich ging nur mit mir selbst zu Rath, und je nachdem eine Sache mir zusagte oder nicht, entschied ich mich für oder gegen sie. Allein wenn ich bedenke, wohin ich auf diese Weise gerathen bin und daß unser höchstes Opfer darin besteht, unseren egoistischen Eigenwillen zu opfern: so sehne ich mich nach erleuchteten Rathschlägen, die mich über das Richtige und das Beste aufklären und denen ich vertrauend folgen dürfte."

„So heiligt man sich!" erwiderte Lelio. „Ja, das Leben im Licht des Glaubens ist göttlich, Judith! doch nicht, weil es unserem Geist göttliche Geheimnisse zu be-

trachten gibt, nicht, weil es unser Herz durch göttliche Gefühle beflügelt; das Alles ist Genuß, Heiligung nicht! sondern weil es uns gottähnlich machen und in all die Tugenden einführen soll, die der Gott-Mensch von Bethlehem bis Calvaria geübt hat und die sich in dem einen Wort zusammendrängen: demüthiger Gehorsam.... Gehorsam aus Liebe! Dies himmlische Wort will die Welt nicht verstehen. Das ist ihre Verwandtschaft mit dem Satan! Das ist ihre Krankheit, ist die tiefe Wunde, an der sie ihre besten Kräfte verliert: sie will nicht gehorchen, keiner Autorität, keinem Gesetz. Der Grund, weshalb die heilige Kirche so viel Feinde und Gegner hat, ist freilich zuerst die Heiligkeit ihrer Lehre und ihre Bestimmung, die Seelen zur Heiligkeit zu führen; allein der nächste Grund ist: Abneigung gegen den Gehorsam, die in Folge einer verkehrten, auf materialistischen Grundsätzen beruhenden Erziehung, unsere Welt von Oben bis Unten zerwühlt und verstört. Die Kirche aber lehrt unermüdlich Ehrfurcht vor rechtmäßiger Autorität — und muß es thun, weil Christus es gethan hat, als er sprach: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Heutzutage hat weder Kaiser noch König den Muth, zu den Völkern zu sagen: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Die revolutionären Bewegungen, die seit einigen Generationen Europa erschüttern, und fort und fort vom Partei- und Factionsgeist aufgestachelt und angespornt werden, haben

eine solche Hefe von Unbotmäßigkeit in der Gesellschaft zurückgelassen, daß Kaiser und König nur mit vielen Umschweifen und unter mancherlei Schmeicheleien zu verstehen geben: die rechtmäßige Herrschaft sei zu respectiren — Schmeichelei, für welche sich der Eine und Andere durch Gewaltthat, Heuchelei und Tyrannei zu entschädigen weiß. Immer müssen sie darauf gefaßt sein, daß die Revolution, trotz aller Vorsicht, ihnen antworte. Nun kommt die Kirche und sagt zu diesem unbotmäßigen Geschlecht, das Kaiser und König einschüchtert, höchst bestimmt und ohne alle Verbrämung: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, nämlich Gehorsam; das ist euere Schuldigkeit; und sagt weiter, zu Fürsten und Völkern, als eine Erläuterung dieses Gebotes: Und gebt Gott, was Gottes ist! Sie fürchtet sich nicht vor Hohnlachen und Achselzucken, nicht vor Steinwürfen, Dolchstichen, Höllenmaschinen, Revolutionen. Sie hat ihre Vorschule hier in den Katakomben gemacht. Sie spricht, nach dem Ausdruck der heiligen Schrift, „wie Jemand, der Gewalt hat;" und ich weiß es ja leider! aus Erfahrung: die ruhige Würde, welche dies Bewußtsein gibt und welche charakteristisch für das Wesen der Kirche ist, flößt dem Revolutionär einen namenlosen Ingrimm ein, denn mit denjenigen irdischen Majestäten, die sich seinem Wunsch gefügt und Scepter und Krone, ihm zu Lieb', nicht mehr von Gottes Gnaden haben, hofft er recht bald fertig zu werden. Aber ob mit dieser geistigen

Majestät, die von Gottes Gnaden den heiligen Hirtenstab führt — das ist ihm im Grunde seines Herzens höchst zweifelhaft; und wenn er ihren Untergang so laut ausposaunt, wie wir das erleben: so thut er das hauptsächlich, um sich selbst in seinen Hoffnungen zu bestärken. Der Gehorsam ist ein ewiges Gesetz für jede gute Erziehung. Civilisation ist die gute Erziehung der menschlichen Gesellschaft; folglich bedarf auch sie jenes ewigen Gesetzes und der Ausübung desselben. Da nun die Kirche, und sie allein! es aufrecht hält, so ist sie die Bannerträgerin, welcher die Civilisation folgt — wie sie das genügend bewiesen hat, seitdem sie die Katakomben verließ — und ihren Feinden bleibt nichts übrig, als sich in Thaten und Worte des Hasses zu erschöpfen. Ihre Feinde sind Alle, welche jenem ewigen Gesetz nicht gehorchen wollen, nicht das Leben in der Zeit als eine Erziehung für das ewige Leben betrachten wollen. Auf dem Punkt steht der arme Graf Orestes. Daß Sie, Judith, aus allen Elementen der Rebellion und der Gegnerschaft, in Ihnen und um Sie, heraustreten — und daß Sie das süße Joch des Gehorsams aus Liebe frei annehmen, beweist einmal wieder, wie keine Seele ihr zu fern, zu fremd, zu empörerisch, zu unbändig ist, um nicht ein Reis des himmlischen Oelbaums, Christus, auf diesen Wildling zu verpflanzen."

„So wird man ein Christusträger; nun verstehe ich es," sagte Judith.

„Wir nennen es Kreuzträger," entgegnete Lelio lächelnd. „In der Kreuztragung erscheint Christus uns am leidenvollsten und am demüthigsten. Es ist billig, daß die dankbare Liebe sich ihm in dieser Gestalt verähnliche."

„Wie schön ist das Kreuz!" rief Judith; „es setzt einen Dämpfer auf das Instrument unserer Seele, damit alle Töne in Milde zusammen- und dahinfließen."

„Ja, ja! das Kreuz ist ein vortreffliches Werkzeug der Abtödtung!" rief Lelio. „Kann auch nicht anders sein, da Gott selbst es dazu erfunden hat." — —

Judith ahnte, daß das christliche Leben neue Horizonte vor ihr entrollen werde. Sie freute sich, gerade am Vorabend der hehren Feier, welche sie dem mystischen Leibe Christi einverleiben sollte, in den Katakomben gewesen zu sein.

„Möchte ich hier die Liebe der Martyrer eingeathmet haben," sagte sie, als sie die erhabene Stätte verließen.

Am Abend waren sehr viel Menschen bei ihr. Das war ihr lieb! nun brauchte sie nicht viel zu sprechen. Doch nahm sie sich zusammen, um sich nicht allzusehr ihren Gedanken hinzugeben, denn Orest beobachtete sie scharf. Er sah finster wie die Nacht aus und fieberhafte Unruhe gab sich in seinem Aeußern kund. Als man um Mitternacht auseinander ging, wollte Judith auch Orest entlassen, aber er sagte:

„Ich bitte um einen Augenblick Gehör, Judith, und um Beantwortung einiger Fragen.“

Sie neigte zustimmend ihr schönes Haupt.

„Werden Sie heute wieder eine nächtliche Excursion machen?“ fragte er.

„Da Sie, wie es scheint, Florentin als Spion brauchen,“ sagte sie kalt, eingedenk ihrer Begegnung; „so hätte er Ihnen mittheilen müssen, daß ich um sieben Uhr ausgegangen und um acht heimgekehrt bin.“

Orest freute sich, trotz Florentin's hämischen Warnungen, über diese Auskunft. Er konnte es nicht lassen, an Judiths Aufrichtigkeit zu glauben. Er fragte weiter:

„Werden Sie meinen Bitten Gehör geben und sich nach einem akatholischen Ritus taufen lassen?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Weil Christus, der Erlöser, in der katholischen Kirche ist und ich ihn nicht verleugnen kann.“

„Und wir sollen getrennt werden?“

„Gott will es.“

„Der Priester will es!“ fuhr Orest mit einem schneidenden Lachen auf.

„Hat je ein Mensch meinen Willen bestimmt?“ fragte sie kalt.

„Welche Pläne für die Zukunft haben Sie?“

„Gar keine.“

„Und das soll man glauben?“

Judith schwieg. Orest wiederholte nach einer Pause:

„Und das soll ich glauben?“

„Das hängt von Ihnen ab. Ich sage die Wahrheit.“

„Werden Sie mir zu entfliehen suchen?“

„Ich bin nicht Ihre Gefangene, daß ich wüßte! Aber es wird gut sein, daß sich ein Stückchen Land oder Meer zwischen uns lege.“

„Denken Sie nur nicht an heimliche Flucht!“ drohte er.

„O,“ seufzte sie aus tiefster Brust, „ich denke an nichts, als das Gewand der heiligmachenden Gnade in der Taufe für meine Seele zu erwerben!“

„Also Sie denken nicht daran, Sich heute oder morgen auf die Flucht zu begeben?“

Judith besann sich und sagte: „Nein.“ Es schien ihr am gerathensten, vor der Hand in Trinità dei Monti zu bleiben.

„Also noch ein Paar Tage der Hoffnung!“ rief Orest. „Schweige!“ setzte er hinzu, als sie eine verneinende Bewegung machte; „o schweige! so lange ich Dich sehe, hoffe ich.“ — —

Er ging zu Florentin, theilte ihm dies lakonische Gespräch mit und sagte zuletzt:

„Sie hat also noch keinen Plan für die Zukunft; das tröstet mich. Vielleicht kann ich sie dennoch gewinnen.“

„Du bist einzig mit Deinem hyperkindlichen Vertrauen!“ rief Florentin, der außer sich vor Erbitterung bei dem Gedanken war, daß seine zwiefachen Hoffnungen

als Demokrat und freier Denker an Judith's Uebertritt zur katholischen Kirche scheitern sollten. „Kennst Du denn nicht die Art der Frauen? sie lügen nicht und sagen Dir doch nicht die Wahrheit, die Du wissen willst."

„Deine Erfahrungen mögen Dich zu dieser Behauptung drängen," entgegnete Orest verächtlich. „Judith ist anders."

„Judith ist ebenso!" sagte Florentin mit kaltem Cynismus. Er war sittlich so tief gesunken, daß er jeden Glauben an edle Gesinnung und reine Absicht verloren hatte. „Judith hat keinen Plan für ihre Zukunft gemacht — versichert sie Dir. Gut! es mag sein. Aber sei fest überzeugt: der Priester — natürlich ist es ein Jesuit! hat längst seinen Plan gemacht und darauf muß sie eingehen, die Unglückliche! Dazu wird sie durch die Tortur der Beicht gezwungen."

„Mit dem Unsinn bleib' mir vom Halse!" rief Orest. „Ich gehe nicht zur Beicht, weil ich nicht will. Aber Tortur und Zwang in sie hinein zu lügen, ist über alle Maßen dumm und lächerlich. Mit solchen Behauptungen kannst Du nur im Feuilleton schlechter Zeitungen Glück machen."

„Hat Judith nicht gesagt, es sei der Wille Gottes, daß Ihr euch trenntet? — oder ähnliche Floskeln?" fragte Florentin äußerst gleichgültig gegen Orest's Vorwurf, da er zu gemein geworden war, um noch Schamgefühl zu besitzen.

„Das hat sie.“

„Da nun Gott unmöglich in höchsteigener Person ihr diesen Willen ausgesprochen haben kann, so muß es ja der verruchte Jesuit gewesen sein; denn sonst redet ja Niemand in diesem Sinn zu ihr. Und da sie entschlossen ist zu dieser Trennung, so mußt Du doch einsehen, daß der Jesuit mehr Macht über sie hat, als Du, trotz Deiner langen, glühenden, treuen Liebe. Es ist entsetzlich, dies Reich der Unterwelt in das schöne frische Leben eindringen zu sehen!“

„Es ist entsetzlich!“ rief Orest, in seine Verzweiflung zurückfallend; „schauderhaft und entsetzlich!“

„Ist es noch möglich, die herrliche Judith für Dich zu retten, so reiße sie um jeden Preis von dem Jesuiten los. Schieß' Dich mit ihm, schlage Dich mit ihm auf Tod und Leben“ .... —

„Ah! mit Wonne!“ rief Orest feurig. „Aber thut das ein Jesuit?“

„Versteht sich—wenn man ihm gründlich zu Leibe geht.“

„Ah! ich schöpfe Athem, ich lebe auf! ein Pistolenduell! der bloße Gedanke schon erfrischt mein Herz. Ja, Florentin, so soll es sein: ich rette Judith! Das war ein guter Rath, alter Freund!“

Mit traulichem Händedruck schieden sie. Orest ging in's Hotel Meloni. Florentin rief Gaetano herbei, der sich als eine Art von allgemeinem Diener aller Bewohner des Palastes in irgend einer Bodenkammer angesiedelt

hatte, mit Florentin aber schon seit den Revolutionsjahren bekannt war. Florentin legte ein Goldstück auf den Tisch und sagte:

„Gaetano! zu welcher Stunde es auch sei, daß die Signora den Palast verlassen sollte, Du gehst ihr nach und bringst mir dann schleunigst Nachricht. Benimmst Du dich klug, so erhältst Du dies Goldstück.“ Gaetano antwortete nur mit einem verschlagenen Blick und ging auf seinen Posten. — —

Judith sagte zu ihrer Kammerfrau, als sie dieselbe entließ:

„Ich muß in aller Frühe ausgehen, Fanny! Holen Sie mir den Schlüssel zur kleinen Pforte vom Portier und sagen Sie ihm zur Beruhigung, ich würde den Schlüssel nicht aus meinen Händen geben. Ich werde Sie nicht wecken, sondern mich allein ankleiden.“

Fanny erfüllte ihren Auftrag, zog sich zurück und Judith war allein. Obzwar sie auch die vorige Nacht durchwacht hatte, so war sie in einer viel zu lebhaften geistigen Spannung, um körperliche Ermüdung zu empfinden. Auf der Schwelle der Wiedergeburt ihrer Seele, trat sie so nahe an das übernatürliche Leben heran, daß dessen Kräfte ihr leibliches Leben überwogen. Wie eine Selige, fühlte sie nicht dessen Druck. Sie versank in eine unaussprechliche Dankesfülle für die wunderbare Gnade, welche sie, die Jüdin, die Theatersängerin, das Weltkind, den zweifelnden Geist — er-

griffen, und über eine Welt von Hemmnissen hinweg, gleichsam auf einen anderen Stern versetzt habe, auf welchem die Gesetze der heiligen Liebe herrschten. Sie ruhte so innig in der Gnade, daß sie auf Orest's Bekehrung und ein still glückliches Familienleben für diese holde Corona hoffte. Als die Stunde näher kam, kleidete sie sich bräutlich und festlich in weiße Seide, und einen Schleier von schwarzen Spitzen warf sie verhüllend um Haar und Schultern. Regina's Rosenkranz schlang sie als Armband um und küßte zärtlich das kleine Cruzifix, dies Zeichen der Gnade, des Heiles, der Versöhnung, unter das sie sich flüchtete, um es dann in ihr Herz aufzunehmen. Was Hyacinth von den ersten Christen gesagt hatte: „Begraben mit Christus!" das klang durch ihre Seele. Es kann nicht anders sein, sprach sie zu sich selbst; wer das Geheimniß der Erlösung erfaßt hat — nicht in seiner Tiefe und Größe, denn das vermag kein geschaffener Geist! aber nach dem Maß seiner Erkenntniß; für den muß es heißen: Liebe um Liebe, Opfer um Opfer, Kreuz um Kreuz. Gegenüber einer Gottesliebe, die der menschlichen Natur eine himmlische Würde und Bestimmung gibt, um durch solche Gaben ihr Herz in den Himmel zu ziehen: da kann der Mensch, dem das Licht des Glaubens in der Seele tagt, nicht in seiner Selbstsucht und in seinen Leidenschaften bleiben. Er muß sie zu überwinden suchen, sie müssen absterben — am Kreuz. So wird er

mit Christus gekreuzigt und begraben, um in übernatürlicher Weise mit Christus zu leben. — —

Durch die Todtenstille der ersten Frühe hörte Judith einen Wagen kommen. Sie sah nach der Uhr: es war gleich vier. Der Triumphzug meines Lebens beginnt, mit dir, für dich, zu dir, mein Erlöser! mein Herr und mein Gott! frohlockte ihr Herz. Sie hüllte sich in einen dunkeln Mantel, zündete einen kleinen Handleuchter an, nahm den Schlüssel und verließ ihr Zimmer. Als sie durch das ihrer Kammerfrau ging, sagte sie zu Fanny, die schlaftrunken auffuhr:

„Schlafen Sie ruhig fort: in einigen Stunden bin ich wieder da."

Dann ging sie die Treppe hinab der kleinen Thür zu, hörte außerhalb ein leises Husten, schloß auf, fand Lelio und ging mit ihm durch das Seitengäßchen dem Wagen zu, der in einiger Entfernung vom Palast auf dem Corso hielt. Sie stiegen ein und fuhren gen Trinità dei Monti. Mit ihnen, auf dem Lakaiensitz — fuhr Gaetano.

Er hatte gut aufgepaßt! Als er das ferne Wagenrollen hörte, spitzte er die Ohren, und als er in Judith's Zimmern Thüren sich öffnen und schließen hörte, verließ er seinen Wachposten auf der kleinen Treppe, um sich hinter einen Pfeiler des inneren Hofes zu stellen, indem er das Licht in seiner Blendlaterne verdunkelte. Kaum sah er Judith die Treppe hinabgehen und den

Weg zur kleinen Thür einschlagen, so sprang er mit katzenhafter Behendigkeit und schnell die Umstände im Zusammenhang auffassend, in die Portierloge, ergriff den Schlüssel zum großen Eingang, schloß mit gewandter Behutsamkeit auf und wieder zu, und erreichte früher als Judith den Platz, wo der Wagen hielt. Da drängte er sich in den Schatten einer vorspringenden Säule, und erst als der Wagen dahinrollte, sprang Gaetano ihm nach und schwang sich hinten auf. — —

Als es vier Uhr schlug, trat Hyacinth in der Kirche Santa Maria dell animime zum Altar, um das heilige Meßopfer darzubringen. Er war so erschüttert und bewegt durch die verschiedenen Ereignisse, die in seiner Familie zusammentrafen, und die doch so scharfe Gegensätze bildeten, daß auch er wenig Schlaf gefunden hatte. Onkel Levin's und Regina's Tod gingen ihm schneidend durch's Herz. Ihnen hatte er auf Erden am nächsten gestanden; mit Regina's und an Levin's Seele hatte sich seine Seele entwickelt; Regina's Entschluß hatte den seinen gereift und über jede Schwankung und jedes Bedenken hinweg gehoben; Levin's Vorbild zog ihn tief und immer tiefer in das geistliche Leben hinein. Mit ihr betrat er die Tempelschwelle und mit ihm wandelte er zum innersten Heiligthum. Und jetzt waren Beide auf ein Mal von der Erde verschwunden! das geistige Band, das ihn mit Beiden verknüpfte, war so innig, daß ihm zu Sinn war, als müsse er ihr seliges Leben

auf Erden führen — aber selig, wie der Mensch selig sein kann: nicht in den Wonnen und Freuden der überströmenden Liebe, sondern in ihren heißesten Opfern. Mehr denn je fühlte er sich entflammt zur unbedingten Hingebung seines Herzens, seiner Seele, seines Wesens an die leisesten Bewegungen der Gnade, und er flehte zu Gott, daß dieser himmlische Gnadenhauch ihn ebenso zu Orest wie zu Judith leiten möge. Daß Orest's Leidenschaft durch Judith's Verlust weder gebrochen noch besiegt sei, war für Hyacinth ganz klar. War es nicht schon ein Gnadenwunder, daß Judith zur Erkenntniß kam! es konnte sich um so weniger sogleich für Orest wiederholen, als Beide einen ganz verschiedenen Standpunkt einnahmen. Sie war unwissend über die Dinge des Heiles; er verschmähte sie — und dieselbe Offenbarung, welche Judith bis in's Herz hinein erschütterte, verleugnete Orest. Ach, und welcher Trotz, welche unsinnige Erbitterung gegen die Kirche ließ sich von Orest's zügelloser Aufregung gerade jetzt erwarten, da die Leidenschaft ihm immer vorspiegeln werde, die katholische Kirche habe ihm Judith geraubt. Sie war gerettet — aber er! aber er! seufzte Hyacinth; wie ist sein Herz zu schmelzen, wie ist sein Wille geschmeidig zu machen? was wird ihn zur Reue bringen? was mit Gott versöhnen? ach, er schwebt in solcher Gefahr einer immer wachsenden Verfinsterung durch Leidenschaft zu verfallen, daß sein nächster Schritt ihn in den Ab-

grund stürzen kann. O, daß er gerettet werde! daß die Finsterniß von ihm weiche! daß er nicht in seinen Sünden dahin taumele, eine Beute des Bösen. O, daß ich mein Leben für ihn hingeben, mein Blut für ihn vergießen dürfte — welch' seliges Opfer wäre das! Er beschloß sogleich nach Judith's Taufe mit Orest zu sprechen, und damit der heilige Geist ihm das rechte Wort auf die Lippen legen, und keine sündige Unvollkommenheit von seiner Seite die Gnadenwirkung hemmen möge, empfing er mit größter Andacht das heilige Sacrament der Buße. Jeden Fehltritt, jede Schwachheit, jede irdische Regung, die seine zarte Gewissenhaftigkeit ihm als Versündigung gegen die göttliche Liebe vorführte — jede Unvollkommenheit in der Ausübung seines Amtes und jede Aufwallung von Ermüdung in seinem Beruf, wodurch er fürchtete, den heiligen Geist betrübt zu haben: Alles faßte er in demüthiger, reuevoller Anklage zusammen und badete seine Seele fleckenrein in der reinigenden Kraft des Blutes Jesu, welche das Sacrament der Buße vermittelt. Und so erneuert im Geist und „angethan mit weißem Kleide, gewaschen im Blut des Lammes" — trat er zum Altar, um die heiligsten Geheimnisse zu feiern, um die Gnaden des ewigen Opfers den beiden Seelen zuzuwenden, die ihm so nahe standen, und um sich selbst durch die heilige Communion zu einem nicht ganz unwürdigen Werkzeug der Vermittlung dieser Gnaden zu machen. Es war

Niemand in der Kirche außer Hyacinth's Beichtvater. Als dieser ihn vom Altar herabsteigen und zur Danksagung nach der Messe niederknieen sah, konnte er sich des Gedankens aus der Offenbarung nicht erwehren: Das ist einer von Denen, die mit göttlichem Namen bezeichnet sind, die das Lied der Auserwählten singen und dem Lamm folgen werden, wohin immer es geht. Verabgründet in die selige Vereinigung mit seinem Gott, mit dem Liebhaber und Erlöser der Seelen, verharrte Hyacinth im Gebet, bis Lelio's Wagen vorfuhr und ihn abholte.

Während hier die Engel wachten, schlief auch der böse Feind nicht.

Ein taktmäßiges Klopfen an seine Thür weckte Florentin, der sogleich rief:

„Gaetano herein!"

Dieser kam athemlos zurück, erzählte die Begebenheit und sagte schließlich:

„Vor Trinità dei Monti hielten wir. Da stieg die Signora aus und der Herr, der ihr dabei behülflich war, sprach: Um fünf Uhr bringe ich den Herrn Abbate her. Sie ging in die Pforte, die sich schon geöffnet hatte; er fuhr weiter und ich sprang die spanische Treppe hinab — und da bin ich!"

„Begleite mich in's Hotel Meloni," sagte Florentin, der sich inzwischen angekleidet hatte.

Sie eilten fort. Nach einer Weile fragte Florentin:

„Gaetano, hat der Begleiter der Signora wirklich gesagt: Ich bringe den Abbate?“

„Sollte er etwas Anderes gesagt haben, Signor?“

„Hat er nicht vielleicht gesagt: den Jesuiten?“

„Kann sein, Signor! ist nicht unmöglich. Abbate — Padre — das verwechselt man .... im Finstern.“ —

Kraft dieser Verwechselung .... im Finstern, trat Florentin in Orest's Zimmer und rief:

„Auf, auf! Judith ist so eben einer Zusammenkunft mit ihrem Jesuiten entgegen gefahren. Willst Du sie verhindern, so komm'! komm'! komm'!“

„Ha, die Schlange! und ich glaubte ihr!“ rief knirschend vor Wuth und Verzweiflung Orest.

„Lehre Du mich die Weiber kennen!“ höhnte Florentin.

„Wo ist sie?“

„In einem Nonnenkloster — wie sich das von selbst für dergleichen Zusammenkünfte paßt.“

„In einem Kloster!“ rief Orest stutzend.

„Nun ja freilich! das Institut vom Sacré-Coeur ist ja eine Jesuitenerfindung, um die Frauen aus der großen und vornehmen — und aus der reichen und vornehmseinwollenden Welt in ihre Schlingen zu bekommen. Dies ist vermuthlich der Beichtvater von Trinità dei Monti. Dem muß man schon etwas zu Gefallen thun! .... eine Hand wascht die andere.“

In diesem giftigen Ton, falsche und willkürliche Annahmen als unbestreitbare, anerkannte Wahrheiten hinstellend und ihnen Folgerung und Schluß gebend, welche der Gemeinheit und Bosheit der Erfindung entsprachen — redete Florentin fort und stachelte damit Orest's Leidenschaft zur wildesten Eifersucht auf. Als dieser nach seinem Pistolenkästchen griff, sagte Florentin mit einschneidender Parodie:

„Vorwärts, vorwärts, Don-Orestes — Deine Ehre ist verloren! Vorwärts, vorwärts, stolzer Cid."

„Noch nicht verloren! wo find' ich ihn! er soll mir Rede stehen!" sagte Orest mit bebender Stimme.

„Um fünf Uhr wird er zu Trinità dei Monti erwartet. Da müssen wir Schildwach stehen, und wenn er kommt" .... — —

„Ihn zwingen, in seinem eigenen Wagen mit mir in die Campagna hinaus zu fahren, und mir mit dem Pistol Rechenschaft zu geben!" rief Orest.

Sie stürmten den Monte Pincio hinauf, durch die tiefe Dunkelheit, die durch spärliche Reverbere mehr hervorgehoben, als eigentlich beleuchtet wurde. Ueberdas war ein feuchter Nebel in der Luft, der alle Gegenstände umhüllte und die Umrisse verwischte.

„Wenn wir nur nicht zu spät ankommen," sagte Orest, als sie am Ziel waren. Seine Aufregung war so heftig, daß er vom Scheitel bis zur Sohle zitterte, und sich an die Mauer lehnte, um Athem zu schöpfen.

„Ruhig, ruhig!“ sagte Florentin; „es fehlt noch ein Viertel an fünf Uhr. Er entgeht Deiner Rache nicht.“ —

Draußen das Toben der Hölle, drinnen der Vorschmack des Himmels! Die Oberin und Corona empfingen Judith mit der Freude, welche auch die Seligen empfinden: Freude über eine gerettete Seele, die dereinst vor dem Throne Gottes in alle Ewigkeit seine Barmherzigkeit preisen und die Kraft des Blutes Jesu verherrlichen wird. Strahlend von dieser Freude, hatte Corona ihre ganze Schönheit und Jugend wiedergefunden. Sie war prächtig gekleidet, in glänzendweiße Seide, umwallt von Spitzen, überrieselt mit funkelnden Diamanten — wie man eben gekleidet zu sein pflegt, wenn man die heilige Ehre hat, ein Taufgelübde auszusprechen, dessen Erfüllung einer unsterblichen Seele zum ewigen Leben verhilft. Hier sprach freilich Judith selbst es aus; aber gerade dieser Umstand machte die Feier noch rührender.

„Die himmlischen Heerschaaren schauen frohlockend auf Sie herab — und unsere Regina und Onkel Levin,“ sagte Corona, indem sie Judith freudig umarmte; „heute ist ein großer Festtag da droben.“

Neben der ernsten Judith mit ihrer tragischen Schönheit, stand Corona in ihrer zarten Lieblichkeit, wie der Schutzengel, der ein edles Menschenbild umschwebt. Und so sprachen sie auch zusammen: Judith voll tiefer

Sehnsucht nach dem Frieden der Erlösung; Corona aus dem stillen Frieden heraus, den die demüthige Kreuztragung verleiht.

Da fuhr ein Wagen heran. Beide riefen:

„Er kommt!"

„Ha, da kommt er!" rief auch Orest. „Ich zwing' ihn gleich, mit mir fortzufahren!"

Er riß die Pistolen aus dem Kasten und stürzte zur Klosterpforte. Der Wagen hielt, Hyacinth sprang heraus und Orest ihm entgegen, indem er rief:

„Nicht herein! fort mit mir! auf der Stelle fort."

Als Hyacinth die Stimme seines Bruders erkannte, glaubte er, daß dieser Judith's Taufe verhindern wolle, und ahnungslos über dessen eigentliche Absicht, stieß er ihn mit eisernem Arm zurück und wollte der Pforte zuspringen, welche eben von inwendig aufgeschlossen wurde. Als Orest das hörte und nun fürchtete, sein Todfeind werde ihm feig entfliehen, warf er sich ihm in den Weg, und mit dem wüthenden Aufschrei:

„So stirb, Du Elender!" drückte er die Pistole auf ihn ab.

Hyacinth sank zu Boden und seufzte: „Jesus Maria!"

In demselben Augenblick rief Lelio:

„Graf Orest, es ist Ihr Bruder!"

Und da die erschreckte Pförtnerin nicht öffnete, setzte er hinzu laut rufend:

„Licht! um Gottes Barmherzigkeit! Licht!“

Sie öffnete. Der volle Strahl ihres Lichtes fiel auf Hyacinth, der lang ausgestreckt am Boden lag.

„Hyacinth! Hyacinth!“ schrie Orest mit heiserer Stimme und irrem Blick.

„Er ist todt!“ sagte Lelio, der neben dem Entseelten kniete.

„Hyacinth .... vergib mir .... mein Gott!“ stammelte Orest, setzte die Pistole in den Mund, drückte ab und sank zur Erde.

Dies Alles fiel mit furchtbarer Geschwindigkeit in ein Paar Minuten vor. Die Oberin erschien voll Entsetzen an der Pforte, als eben Lelio mit Hülfe des Kutschers Hyacinth hineintrug. Die Kugel hatte ihn mitten durch's Herz getroffen, und ohne Kampf, fast ohne Schmerz hatte er sein Leben ausgehaucht. Der milde Ernst, der seinem edlen Antlitz einen so engelhaften Ausdruck gab, ruhte in der vollen Majestät eines unerschütterlichen Friedens auf seiner marmorweißen Stirn. Dann wurde Orest gebracht. Der Unglückselige lebte, aber die gräßliche Verwundung machte ihn fast besinnungslos vor Schmerz. Er konnte nur wimmern, sprechen nicht.

Für den Auftritt, der mit Judith und Corona erfolgte, gibt es keinen Ausdruck. Sie begriffen das Ereigniß gar nicht; Lelio konnte ihnen ja nur den letzten Act mittheilen und Orest war sprachlos. Daß Flo-

rentin dabei gewesen, wußte Niemand. So wie der erste Schuß fiel, war er die spanische Treppe hinab geeilt. Aller Wahrscheinlichkeit nach war jetzt ein verruchter Jesuit oder jesuitischer Dunkelmann weniger auf der Welt! er suchte sich an diesem Gedanken zu freuen; aber das Gewissen wollte es nicht zulassen. Bei dem zweiten Schuß floh er entsetzt von dannen. Da war Unheil geschehen! Ist nicht meine Schuld .... nicht meine Schuld! wiederholte er vor sich selbst halblaut, um die stumme Sprache des Gewissens zu übertäuben. Aber seine Pulse klopften wie Hämmer, und Schweißtropfen standen auf seiner kalten Stirn; ein namenloses Grauen überfiel ihn — das entsetzlichste, was es auf Erden gibt — das Grauen vor sich selbst. Fort! zu Rita! zu Rita! rief er. Wer war Rita? ein schönes elendes Weib — Gaetano's Frau!

Lelio schickte sogleich den Wagen nach einem Wundarzt, der schleunig kam und auch einen Verband anlegte, doch gleich erklärte, der Verwundete werde schwerlich den Tag durchleben und das sei zu wünschen wegen seiner folternden Schmerzen. Auch der Hausgeistliche war gerufen, aber vergeblich, wie es schien, da Orest nicht bei Besinnung war. Corona kniete neben ihm, gefoltert wie er, aber von Mitleid und von Seelenangst.

„Betet, betet!" sagte sie zu einigen Ordensfrauen, die mit größter Schnelligkeit ihm ein Lager bereitet

und den Entseelten in ein anderes Zimmer getragen hatten; o betet vor dem Sanctissimum, daß er nur eine Minute zum Bewußtsein gelange, und mit einem Act der Reue vor dem ewigen Richter erscheine."

„Es knien schon zwei Schwestern in dieser Intention vor dem Sanctissimum," entgegnete die Oberin; „und die Messen, die heute gelesen, und die heiligen Communionen, die empfangen werden, wollen wir sämmtlich dafür aufopfern."

„Gott vergelt's!" sagte Corona; „denn ich .... ich kann nicht beten .... ich ächze nur!"

Es war ein Jammer sie zu sehen mit diesem Ausdruck von Seelenangst um den Sterbenden, ihr prächtiger Anzug mit seinem Blut überströmt, die Spitzen zerrissen, Handschuhe und Taschentuch blutig am Boden. Sie dachte nicht an Felicitas, nicht ihren Vater und Uriel rufen zu lassen. Sie dachte nur daran, daß hier eine Seele in der vollen Ungnade Gottes von der Erde abscheiden könne.

So weit gingen Judith's Gedanken nicht. Sie machte es gerade umgekehrt, wie Florentin. Meine Schuld! meine Schuld! seufzte sie in stumpfer Trostlosigkeit. Mord und Selbstmord — meinetwegen! zwiefache Mörderin! Sie fiel aus einer Ohnmacht in die andere. Der Gegensatz zwischen der heiligen Feier, zu der sie aus allen Kräften ihres geistigen

Wesens hinstrebte und verlangte — und dieser blutigen Tragödie war so gewaltsam, so unerwartet, daß sie von diesen Schrecknissen aus ihrer hohen Spannung herausgerissen und bis zur Ohnmacht übermannt wurde.

Ueber diese Bilder des Jammers brach der Tag an, sanken die Nebel, ging die Sonne golden auf. Nichts änderte sich in Orest's Zustand.

„Wenn doch Pater Bonaventura käme — oder für ihn betete," sagte eine Laienschwester zu dem Hausgeistlichen, der mit Lelio und Corona das Sterbebett bewachte.

„Wer ist das?" fragte Corona.

„Ein frommer Capuziner, den man sehr verehrt, und zu dessen Fürbitte man viel Vertrauen hat," entgegnete der Geistliche.

„Ich hole ihn!" rief Lelio. „Der Wagen ist noch immer bereit." Er eilte hinaus und fuhr eilig zum Capuzinerkloster auf dem Platz Barberini am andern Ende von Rom. Ein weiter Weg! In dumpfer Angst harrte Corona. Jede Minute erschien ihr wie eine Ewigkeit, und wie manche Minute mußte vergehen!

Judith schleppte sich auf den Knien zu Corona.

„Hassen Sie mich!" sagte sie tonlos. „Es wird mir ein Trost sein, so verabscheut zu werden, wie ich es verdiene."

„Die christliche Seele haßt nie,“ erwiederte Corona. „Wie könnte ich hassen so bitterer Todesnoth gegenüber.“ —

Endlich kam Lelio und mit ihm Pater Bonaventura. Als er eintrat, riefen Corona und Judith:

„Herr Ernest!“ — und es war, als empfänden sie einen inneren Trost durch seine Ankunft.

Lelio hatte ihn bereits von dem ganzen Vorfall und den betreffenden Personen in Kenntniß gesetzt.

„Retten Sie seine Seele!“ flehte Corona.

„Wo so viel fromme Seelen schon beten und mit Gottes Gnade Erhörung finden werden, da ist mein unwürdiges Gebet recht unnütz,“ sagte er demüthig.

Die Pförtnerin trat ein und meldete, daß Corona's Kammermädchen höchst beunruhigt Nachfrage um die Gräfin halte. Niemand wisse, was aus ihr geworden sei, und der Herr Graf habe so eben den Diener nach dem Hotel Meloni geschickt.

„O mein unglücklicher Vater .... bringen Sie ihm die Schreckenskunde!“ seufzte Corona zu Pater Bonaventura gewendet.

„Vor einem solchen Auftrag darf man zittern,“ sagte er und ging zu Graf Damian.

Nicht zehn Minuten verstrichen und er kam mit dem unglücklichen Grafen zurück, der gebrochen, wie ein

siebzigjähriger Greis, vom sterbenden Orest zum entseelten Hyacinth wankte. Bald darauf kam auch Uriel, beängstigt durch die Nachfrage nach Corona im Hotel Meloni und durch die Aussage des Portiers, daß Graf Orestes gegen fünf Uhr Morgens mit einem Herrn, der ihn abgeholt, das Hotel verlassen habe. Die Gruppe der Leidtragenden war vollständig. Aber Felicitas fehlte.

„Sie soll kommen," sagte Corona, „sie soll eintreten in die Schule des Lebens — in's Leiden."

„O Raserei der Leidenschaft!" sagte Ernest; „in Wölfe und Tiger verwandelt sie die Seelen, welche bestimmt waren, Lämmer des guten Hirten zu sein."

Als Felicitas kam und sich angsthaft in die Arme ihrer Mutter warf, schlug Orest seine blutigen geschwollenen Augenlieder auf. Corona seufzte beseligt:

„Gott Dank! ach, lieber Orest, kennst Du uns?"

Seine Augen blickten: „Ja!" Er konnte weder sprechen, noch den Kopf bewegen; das ganze Untergesicht war zerschmettert. Alle traten zu ihm heran, klagend, fragend, tröstend. Er konnte nichts thun, als mit bittenden Augen sie ansehen und einen mühseligen Versuch machen, seine Hände zu falten. In einem Winkel des Zimmers, ihr Gesicht auf einem Stuhl verbergend, Niemand beachtend und von Niemand be-

achtet, lag Judith. Jetzt schleppte sie sich an's Bett und sagte:

„Graf Orestes, können Sie mir vergeben?"

Bei dem Ton ihrer Stimme fuhr er zusammen, schloß die Augen und machte eine sanfte Handbewegung.

„Er verzeiht mir und will mich nicht sehen: so muß es sein!" sagte sie, küßte Corona's Hand und begab sich in das andere Zimmer zu Hyacinth's Leiche.

„Willst Du das heilige Bußsacrament empfangen?" fragte Corona zärtlich über Orest gebeugt.

Er bejahte es in seiner Weise, und man ließ Pater Bonaventura allein bei ihm. Durch die Fragen, welche dieser ihm mit einer Präcision vorlegte, die es möglich machte, sie durch Pantomimen zu beantworten, stellte sich die Beruhigung heraus, daß Orest keinen Mord, am wenigsten einen Brudermord beabsichtigt — sondern im Wahnwitz der Leidenschaft den ersten — in besinnungsloser Verzweiflung den zweiten Schuß gethan habe. Da Orest kaum je eine solche Reue und Aufrichtigkeit bei dem Empfang des Bußsacramentes gehabt haben mochte, als eben jetzt mit dem gewissen Blick auf sein nahes Ende, so war diese letzte Beicht vielleicht die beste seines ganzen Lebens. Die heilige Wegzehr konnte man ihm wegen seiner Verstümmelung nicht reichen. Allein die letzte Oelung stärkte ihn zu dem grausigen Todeskampf, den er zu bestehen hatte. Gegen Abend war er verschieden und, wie zu hoffen war, in der Gnade Gottes.

Judith hatte schon vorher durch Pater Bonaventura die Nothtaufe empfangen und war dann in einem bewußtlosen Fieberzustand in ihren Palast zurückgebracht und durch Lelio ihrer Mutter übergeben worden. Sie schwebte sechs Wochen lang zwischen Leben und Tod. Das Leben siegte und die Gnade auch: nach ihrer Genesung wurde aus der Judith eine Thaïs.

Der letzte Windecker.

Im Coliseum am Fuß des Kreuzes saß Uriel. Der glühende Sonnenuntergang tauchte den röthlichen Travertinstein der Riesenruine in flammendes Roth. Sie sah aus wie in Blut gebadet. Die stillen, dunkeln, unbeweglichen Cypressen — diese Bäume der Trauer und der Gräber — schauten von Monte Cölio, durch die gebrochenen Arcaden des Coliseums melancholisch in die Arena hinein und auf den stillen Kämpfer, der dort in den Tiefen seines Herzens eine Geisterschlacht bestand. Auf dieser Stätte verhauchte der heil. Ignatius, Bischof von Antiochien, unter den Zähnen der Löwen seine Seele; der heilige Greis, der Diejenigen, die ihn retten wollten, anflehte: „Laßt mich ein Nachfolger der Leiden meines Gottes sein!" Zu dieser Stätte und mit diesen Worten hatte Levin Uriel gesendet, und Uriel betrachtete sie als ein Vermächtniß des seligen Greises, der ihn so sehr geliebt und so gut gekannt hatte. Sollte er es nun im vollen Umfang annehmen? das war sein Kampf.

Der Zug der Seele, die innere Stimme, das Verlangen des Geistes trieben ihn dazu an; aber die Natur wehrte sich. Der himmlische Mensch sehnte sich nach der unbegrenzten Hingebung an das vollkommenste Opferleben unter den evangelischen Räthen; der irdische Mensch entsetzte sich vor einem solchen Opfer. Die furchtbaren Erschütterungen der letzten Zeit, verbunden mit diesem inneren Kampf, prägten sich durch den Ausdruck tiefen Leidens in seinen Zügen aus. Mit geschlossenen Augen, die bleiche Stirn in die Hand gestützt, saß er am Fuß des Kreuzes — dieses wunderbaren, armseligen, hölzernen Kreuzes, welches als eine Reliquie von Golgatha, in seiner Unscheinbarkeit das ganze Coliseum überragt. Wie in inneren Gesichten zogen Bilder auf Bilder durch Uriels Seele. Er sah die geheimnißvollen Gnadenströme, welche vom Kreuz ausgehen; er sah die Gottesthaten, welche in den Menschenschicksalen still sich erfüllen; er sah aber auch den Widerstand des Menschen gegen Gnade und Heil und wie gerade in seiner Familie die Gegensätze so schroff auseinander gingen. Ueber ein halbes Jahrhundert war der gottselige Priester, Onkel Levin, der geistige Mittelpunkt der Familie, der Ruhepfeiler des Hauses gewesen, aus dessen Fülle sie Alle schöpfen, von dessen Reichthum sie Alle zehren, an dessen Kraft sie Alle sich lehnen konnten. Er war so recht der Priester, den Gott der Welt gibt als seinen „Helfer und Mitarbeiter", wie der Apostel Paulus

sagt, und der kein anderes Streben kennt, als die Welt geheiligt an Gott zurückzugeben. Die Einen entsprachen seinem Streben; die Andern nicht. Zu glänzender Blüte entfaltete sich in Regina Gnade und geheiligter Wille, Gottesthat und eigene Mitwirkung. Ihr Einfluß zog die ganze Familie, jeden in seiner Art, zum Gnadenleben, zur Liebe der himmlischen Dinge hin: sie brachte Hyacinth zum Entschluß — vielleicht zum Bewußtsein über seinen Beruf. Sie sänftigte ihren Vater aus dem starren Widerspruch der Selbstsucht in das Opfer seines Lieblingswunsches hinein. Sie warf in Corona's junge Seele ein strahlendes Beispiel, wie man die Welt überwindet. Sie übte auf Uriel selbst einen so überwältigenden Einfluß, daß er auf dem Punkt stand, die Wege der vollkommenen Entsagung einzuschlagen und von allen Gütern des Daseins nichts zu wählen, als das Leiden aus Liebe, als den Dienst Gottes im unbedingten Opfer. Und zu dieser himmlischen Macht hatte sie sich erschwungen unter einer Flut von Mißbilligung und Widerspruch. Die Familie und die Welt hatten nur Tadel für ihre Neigung und ihren Schritt. Kein Lob, keine Ermunterung wurde ihr zu Theil. Niemand erleichterte ihr Opfer; Jeder erschwerte es; aber Allen wurde es zur Gnade. Nicht umsonst war ihr Wahlspruch: „Solo Dios basta." — — Und dieser Tochter Gottes gegenüber stand Orest unter der Signatur des natürlichen Lebens, verloren an das Irdische, geknechtet von Leiden-

schaft, unerweckbar aus dem Opiumrausch und dem schweren Schlaf der Sünde, bis zu jener furchtbaren Katastrophe, die seine zügellose innere Verwilderung herbeiführte. Taub gegen die Stimme der Vernunft, der Pflicht, der sittlichen Würde, der Religion, überließ ihn Gott den Gelüsten seines Herzens — und als er sich ihnen mit voller Entschiedenheit und bis zur Verachtung der heiligsten Schranke hingab: da stürzte er in den Abgrund und riß all' die Seinen in ein Meer von Schmerz hinein. Gegen den Willen Gottes hatte er sich empört: da verfiel er, auf Zulassung Gottes, dem Verhängniß, das mit eigener und fremder Leidenschaft ihn umspann. Die Welt, die für eine Regina nur bittern Tadel oder ein verächtliches Achselzucken kannte, hatte für Orest kaum einen Anflug von Mißbilligung, und hätte sie Regina's Ende gekannt und mit Orest's verglichen, so würde sie ohne Zweifel seinen Tod, als ein höchst tragisches Opfer der Leidenschaft, unendlich viel interessanter gefunden haben, als ihren Opfertod der heiligen Liebe. Und dennoch bot der Gott, den Orest verachtete, ihm in seinen letzten Stunden die Versöhnung an — und das vor Selbstsucht erstarrte Herz, das höherer Einsprache unzugänglich war, mußte erst im Herzblut des Bruders schmelzen und zermalmt werden, bevor es sich in das Blut Gottes mit all seinem Elend und seiner späten Reue untertauchte.

O, das Opfer! das Opfer! sprach Uriel zu sich

selbst — es ist allmächtig bei Gott. Es nimmt Theil am Kreuz, es nimmt Theil an der Rettung der Seelen, welche die Folge der Kreuzigung ist. O Herr! o gekreuzigter Heiland, laß mich Dir dienen! laß mich das Opfer meiner geliebten verklärten Seelen fortsetzen, zu Deiner Verherrlichung und laß mich zu meinem Heil Buße thun für meine Sünden und für den Armen, der hienieden nicht Buße thun konnte! O daß ich würdig wäre, ein Nachfolger der Leiden meines Gottes zu sein! — —

Eine gute, wohlbekannte Stimme weckte ihn aus seinem tiefen Sinnen. Pater Bonaventura hatte ihn schon einige Zeit mit ernster Theilnahme von fern beobachtet. Jetzt sagte er:

„Graf Uriel! Sie dürfen nicht in dieser Jahreszeit und zu dieser Stunde im Freien sitzen. Das ist sehr schädlich! der Abendthau fällt.“

„Und Sie, mein Pater, gehen barhaupt und barfuß durch Thau und Regen, durch Sonnenglut und Wintersturm,“ entgegnete Uriel.

„Ah, ich! das ist etwas Anderes!“ sagte Pater Bonaventura, indem er sich zu Uriel setzte, während sein Gefährte die Stationen betete.

„Nun Sie! sind Sie nicht Mensch wie ich? und überdies .... schon recht bejahrt?“

„Mein heiliger Ordenshabit bringt das so mit sich. In meiner Kindheit bin ich ohnehin barhaupt und bar-

fuß gelaufen! da ist es nicht schwer, diese Gewohnheit wieder anzunehmen. Und wäre es schwer, so hätte das auch nichts zu sagen! der Weg von Gethsemane nach Golgatha war dem göttlichen Heiland auch schwer."

„Mein Pater, weshalb wurden Sie Capuziner?"

„Um ein wenig Buße zu thun, Herr Graf."

„Für fremde Sünden — nicht wahr?"

„Die Welt nennt nur Mord und Todtschlag, Brandstiftung, Räuberei und was in diese Kathegorie fällt — Sünde, und daß ein Mensch, ohne solche Verbrechen begangen zu haben, von der Erkenntniß seiner tiefen Sündhaftigkeit durchdrungen und von Schmerz ergriffen werde, die unendliche Liebe Gottes täglich und stündlich beleidigt zu haben — das faßt sie nicht. Sie denkt, daß hinter dem Bußgeist entweder große Missethaten, oder der Drang stecken müsse, für Andere genug zu thun. Hat mich nun zwar Gottes Gnade davor bewahrt, ein Räuber oder Mörder, ein Spieler oder Trunkenbold zu sein: so versichere ich Sie, daß ich dennoch schwer genug an meinem Päckchen Sünden trage. Als der heilige Vater aus Gaëta zurückkehrte, verließ ich meine Heimath und meine Familie und ging nach Rom — für das der Maler und der Katholik stets eine Vorliebe hat. Die Erlebnisse der Revolutionsjahre waren der Art, daß ich sie nicht vergessen konnte. Was war der letzte Grund dieser Revolutionen? Jeder suchte seinen Willen durchzusetzen; Keiner dachte daran, den Willen Gottes zu thun. Jeder

betrachtete die Welt als sein ihm gebührendes Opfer; Keiner wollte Opfer bringen. Diese Erkenntniß führte mich in mich selbst zurück und ich suchte in mir nach Opfern, die ich Gott zu Lieb' gebracht haben könnte. Ganz ängstlich suchte ich .... und es schien mir auch wohl, als hätte ich dies und das und jenes zum Opfer gebracht und in die durchwundeten Hände meines Heilandes gelegt; nur war das Alles so entsetzlich gering! Woran ich aus ganzer Seele hing und was ich liebte wie mein Leben — das hatte ich ganz still für mich behalten. Das war nicht Geld und nicht Gut, das war nicht Ruhm und nicht Sinnenlust; das war meine Unabhängigkeit, wie ich es nannte; meine Wanderlust, meine Freiheit, meine Ungebundenheit; zu kommen, zu gehen, nirgends gefesselt zu sein, durch die Welt zu ziehen, wie es mir gefiel. Ich durfte es thun! ich verletzte keine Pflicht dadurch! Aber es war nun einmal dies Licht von wegen des Opfers mir aufgesteckt.... und wo ich ging und stand, und was ich that und trieb — eine Stimme sagte mir: Das ist's, was du Gott zu Lieb' opfern könntest! willst du nicht? willst du nicht? Da ging ich in mich und sprach zu mir selbst: Die Stimme kommt von Gott! so spricht nicht der Teufel, nicht die Welt, nicht Fleisch und Blut. Ich höre sie, ich verstehe sie, ich muß ihr folgen. Da ging ich zu den Capuzinern am Platz Barberini und vor dem Bilde in ihrer Kirche, das der Erzmaler Rafael vom Erzengel

Michael gemalt hat, flehte ich St. Michael an, der Führer meiner Seele zum Himmel zu sein — ging an die Klosterpforte und bat um Aufnahme als Laienbruder, denn an den heiligen Priesterstand dachte ich armer Sünder nicht im Traum. Die Väter wollten mich aber auch gar nicht als Laienbruder aufnehmen, meinten, ich käme ein Vierteljahrhundert wenigstens! zu spät — und dies und das. Ich war jedoch Zeit meines Lebens eigensinnig und bat und betete so lange, bis man mich versuchsweise annahm. Nun hatte ich, was ich wollte — nämlich nichts mehr. Nun war ich froh und merkwürdiger Weise! nun fühlte ich mich wundersam frei. Wie das Fischlein in seinem Element, schwamm ich im süßen, im angebeteten, im heiligsten Willen Gottes, indem ich meinen Obern gehorchte und die heilige Ordensregel beobachtete. Nur einmal kam ein Choc — ein gewaltiger. Nicht des Ordens Laienbruder — sondern Priester sollt' ich werden — ich Armseliger! Das grämte mich furchtbar. Ich dachte, ich würde dem Orden Schmach und Schande bereiten. Ich sträubte und wehrte mich — aber diesmal waren die Obern noch eigensinniger als ich und ich mußte gehorchen. Nun, ich war ja Capuziner geworden, um zu gehorchen und um im Opfer meines Willens — das ja immer eine Buße für die sündige Natur ist — die selige Freiheit von der Last meines Ichs zu finden; also ich gehorchte in Gottes Namen. Und so, Graf Uriel, treffen wir uns hier in Rom, bei man-

nigfachen Leiden in Ihrer Familie, die mir unvergeßlich geblieben ist — und am Fuß des Kreuzes."

„Wir werden uns hoffentlich auch noch anderswo treffen, mein Pater," sagte Uriel, „denn auch ich gedenke Capuziner zu werden."

„Unsinn!" rief Pater Bonaventura, „Sie — und Capuziner! Sie — Graf, reich, hoch- und feingebildet, dazu der letzte Ihres Hauses" .... —

„Gerade das ist's!" rief Uriel, „der Letzte des Hauses nimmt die ganze Erbschaft an. Aus Onkel Levin's und Hyacinth's Hand fällt der heilige Kelch mir zu, den der Priester mit dem Blute Gottes füllt, und aus Regina's Hand — die drei Nägel, wie sie sie nannte, die drei Rubinen der heiligen Ordensgelübde. Das ist ein himmlisches Erbe."

„Aber Sie vergessen das irdische."

„Gott Dank, dem hab' ich längst entsagt."

„Vergessen, daß Ihre Familie mit Ihnen ausstirbt."

„Mein Pater! was der Welt Noth thut, sind nicht große und hochklingende Namen, sondern es ist die Bekehrung jedes Einzelnen zu Gott, besiegelt durch sein Opfer."

„Aber diese Opfer sind verschieden, Graf Uriel. Sie können sie auch auf Windeck bringen."

„Jeder bringe sie nach seinem Maß und seiner Erkenntniß, mein Pater. Als Sie vorhin sagten, Ihre geliebte Unabhängigkeit hätten Sie ganz still für sich be-

halten, da sprach mein Gewissen: Das thue ich auch und in viel höherem Grade, denn ich verschleudere in Unthätigkeit meine Tage, die Gott mir gegeben hat, um ihm zu dienen."

Dienen Sie ihm in der Welt, Graf Uriel."

„Die Welt, mein Pater, ist so vermorscht und verwest, daß man bei jedem Schritt in ihren Moder von Lüge und Sinnlichkeit versinkt und ihr nur dadurch helfen kann, daß man sich außerhalb ihrer Strömung hält, um die Schiffbrüchigen und die gefährlich Schwimmenden zu retten. Wenn sich der Masse der abgefallenen Geister gegenüber nicht andere erheben, welche sich der Gnade in die Arme werfen und genau den entgegengesetzten Weg gehen, den die Welt geht — mit einem Wort: die es so machen wie Sie, mein Pater! was soll dann aus dem Christenthum werden."

„Ich bin nicht der letzte Windecker, Graf Uriel! soll **der** im Capuzinerhabit verschwinden?"

„Mein Pater, die Scipionen, die Flavier, die Aemilier — das waren ganz andere Namen! und sie verschwinden mit dem Christenthum in dem Schatten des Kreuzes."

„Werden Sie lieber Jesuit! Sie sind so fein gebildet."

„Der Weltgeist haßt den Jesuiten. Im Haß liegt ein Etwas, das meiner Eigenliebe schmeicheln könnte. Der Weltgeist verachtet den Capuziner: Verachtung

kann ich nur durch Gottes Gnade ertragen — und da ich leben und weben will nach der Ordnung der Gnade, so werde ich Capuziner."

„Oho! Graf Uriel, Sie scheinen ja schon Alles recht gründlich überlegt zu haben."

„Und kam doch nicht zum Entschluß . . . . als hier auf der Stätte der Martyrer, deren Blut auch für mich geflossen ist und mich zur Nachfolge einladet."

„Amen;" sagte Pater Bonaventura.

Es sind jetzt vier Jahre seit diesen Begebenheiten vergangen. Judith ist in die Congregation von Unsrer Lieben Frau zu Sion eingetreten. Sie heißt Schwester Thaïs. Sie verzehrt sich im Dienst der Seelen, ganz Hingebung, Demuth, Opferfreude. Aber nie hat man sie lächeln sehen und die Blässe des Todes weicht nie von ihrem Antlitz: sie wandelt zwischen zwei Leichen.

Uriel hat sein Noviziat und seine theologischen Studien in Rom gemacht, und ist dann zur Mission der Capuziner nach Amerika gegangen.

Für Florentin, der sein jammervolles Leben fortführt, heißt es noch immer: Gottes Mühlen mahlen langsam, langsam aber trefflich fein. Er ist der sinkenden Richtung der Welt so ganz hingegeben, wie jene der aufsteigenden.

Zu Windeck lebt Corona bei ihrem Vater. Auf die Stätte, die ihrem kindlichen Auge als die schönste der Erde erschien, hat der Rathschluß Gottes sie zurückgeführt. Ihr milder Einfluß und die herben Prüfungen der Vergangenheit haben Graf Damians Herz der Welt abgerungen. Das schönste Verhältniß besteht zwischen ihm und seiner Tochter, und breitet sich segensreich über all seine Umgebungen aus. Auf der Terasse des Schlosses spielt ein fröhliches, weißgekleidetes Kind von sieben Jahren, der Trost seiner Augen und die Freude seines Herzens — Felicitas, die Erbin des ganzen Vermögens der Windecker. Corona erzieht sie so, daß sie ihrer Namenspatronin Ehre mache und in deren Sinn. Als man die heil. Felicitas zum Kampf mit den wilden Thieren in die Arena führte, fragte man sie, höhnisch auf ihren Namen anspielend: Wo ist nun dein Glück? Sie aber antwortete:

„Nicht hienieden.“

Bayerische Staatsbibliothek München

1 – 20
1 – 60
– 20
– 36
6 10
3. 30
20
15
12
1 20
4 77

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hahn-Hahn, Ida

Maria Regina eine Erzählung aus der Gegenwart

Bd.: 2

Mainz 1860

P.o.germ. 1920 t-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10126286-8